

Marokko

Siegfried Genthe

Marokko.

Genthes Reisen

Herausgegeben

von

Dr. Georg Wegener

Band II

Marokko

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
1906.



Sultansgarten in Fes.

Marokko

Reiseschilderungen

von

Dr. Siegfried Genthe

Mit 18 Ansichten nach Aufnahmen des Verfassers

Herausgegeben

von

Dr. Georg Wegener

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
1906.

Sicher, im Sinne des dahingeschiedenen Freundes zu handeln, widmet Genthes „Marokko“ zugleich mit seinem „Korea“ dem gemeinsamen und gleich hochverehrten Lehrer und Freunde

Geh. Reg.=Rat Prof. Dr. Theobald Fischer
in Marburg

als Festgabe zu seinem sechzigsten Geburtstag,
dem 31. Januar 1906

Der Herausgeber

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	IX
Einleitung von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Th. Fischer	XI
An der Schwelle des Scherifenreiches.	
Erste Eindrücke von Marokko	3
Aufbruch ins Innere	30
Eine Karawanenreise nach Fes.	
Asaila	63
El Araisch	87
El Ksar	120
Bei den Bergberbern der Maßmuda	144
Auf der Karawanenstraße	162
In der heiligen Stadt Wasan.	
Vom Scherifentum und der Heiligenverehrung in Marokko	193
Erste Tage in Wasan	209
Begegnung mit dem Großscherifen	234
Am Hofe des Sultans.	
Die Filali-Sultane in Geschichte und Literatur	272
Geburtstagsfeier des Propheten im Palast	296
Eine Unterredung mit Mulai Abd ul Asis	322
Nachwort	361

Vorwort.

Dem Werk über Korea, das als erster Band von „Genthes Reisen" erschien, folgt hier — in sich völlig selbständig — die zeitlich letzte Arbeit des uns leider so früh entrissenen Verfassers, sein Marokko. Es enthält die Berichte, die er, während des Bu Hamara-Aufstandes nach Fes entsandt, an die „Kölnische Zeitung" schrieb. Für die vielbewegte Lebensgeschichte Dr. Siegfried Genthes, seine glänzenden Gaben und Leistungen und die noch größeren Hoffnungen, die mit ihm zu Grabe gingen, sei auf die Einleitung zum Bande „Korea" verwiesen sowie auf die Geleitworte, die Theobald Fischer dem vorliegenden Bande mit auf den Weg gegeben hat. Er kam Anfang März 1903 nach Tanger, brach am 14. April d. J. nach Fes auf und wurde vor den Toren dieser Stadt am 8. März 1904, zwei Tage vor seiner beabsichtigten Rückkehr zur Küste, ermordet. Eingehenderes über sein tragisches Ende berichtet ein Nachwort.

Die Reisebriefe erschienen in der „Kölnischen Zeitung" vom 20. August 1903 bis 1. Mai 1904, und ihre Wiedergabe erfolgt, wie diejenige der Arbeiten über Korea, wörtlich, mit ganz geringen formellen Änderungen, wie sie der Verfasser mit Sicherheit bei der Durchsicht selbst ausgeführt hätte. Sonstiges, zur Publikation geeignetes Material über

Marokko hat sich nicht mehr gefunden. Die vortrefflichen Films der photographischen Aufnahmen S. Genthes führte sein Bruder Dr. Arnold Genthe im vorigen Sommer mit nach Amerika in der Absicht, sie mit der hohen photographischen Künstlerschaft, die er besitzt, in möglichster Vollendung für dies Buch zu reproduzieren. Leider haben die Umstände ihn verhindert, diese Zusage zu halten. Wir verdanken die ebenfalls recht guten Vorlagen der hier beigegebenen Photographien der Liebenswürdigkeit Fräulein Margarete Rottenburgs in Tanger.

Dr. Georg Wegener.

Einleitung

von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Th. Fischer.

Zwei Eindrücke sind es vor allem, welche sich mir beim zusammenhängenden Lesen dieser hier gesammelt vorliegenden Berichte Dr. Genthes über seinen nahezu einjährigen Aufenthalt in Marokko, namentlich in Fes, auch heute noch dem Hauptbrennpunkte alles politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens, immer und immer wieder aufgedrängt haben, der eine, daß diese Berichte überhaupt zum bei weitem Besten gehören, was über Marokko jemals geschrieben worden ist, und daß es sehr schade gewesen wäre, wenn sie nicht dauernd und bequem zugänglich gemacht worden wären, der andre, daß es ein Jammer ist, daß dieser hochbegabte, zu den größten Hoffnungen berechtigende Mann mitten in seinen Lehr- und Wanderjahren ganz gemeinen Straßenräubern zum Opfer gefallen ist. Die Stelle, wo der Überfall geschah, ist mir genau bekannt, ich vermag mir die Mordszene nur zu lebendig vorzustellen.

Eine ganze Reihe von Umständen verleiht diesen Berichten einen höheren Wert, als er sonst Zeitungsberichten eigen zu sein pflegt, verleiht ihnen einen dauernden Wert. Zunächst die Persönlichkeit Genthes selbst, seine vielseitige und gründliche Vorbildung, seine

unbedingte Wahrheitsliebe — in dem ganzen Buche ist keine Zeile, für deren Wahrheit ich nicht einzutreten bereit wäre —, seine ausgezeichnete, praktisch auf langen Reisen fast über die ganze Erde erworbene und erprobte Beobachtungsgabe und vor allem die gründliche Vorbereitung, mit welcher er an diese Berichte herantrat. Ich kann feststellen, und Genthe selbst hebt es auch an einzelnen Punkten hervor, daß er eine ganze Bibliothek von Werken über Marokko vor und auf der Reise durchgearbeitet hat; aber ohne die Selbständigkeit seines Urteils dadurch beeinflussen zu lassen. Ich selbst war in der Lage, ihm vor der Abreise ein Verzeichnis der wichtigsten neueren Literatur über Marokko zusammenzustellen, von welchem er eifrig Gebrauch gemacht hat. Auch der Umstand, daß er solange und als einziger unbeteiligter Europäer am Hofe des Sultans gelebt hat in einer äußerst kritischen Zeit, die sicher einen Wendepunkt in der Geschichte Marokkos bezeichnet, daß er in der Lage ist, aus persönlichem Verkehr den jungen Sultan Abd ul Asis, seine Umgebung, sein Heer, das Volk von Nord-Marokko, die Scherifen von Wasan, einen der wichtigsten Faktoren in der neueren Geschichte von Marokko, zu schildern, verleiht diesem Buche dauernden Wert.

Genthes Darstellungsgabe ist eine ungewöhnliche. Man wird das Buch mit ebensoviel Genuß wie Belehrung lesen. Was er über die Scherifen von Wasan erforscht hat und mitteilt, ihre politische und religiöse Bedeutung, über die religiösen Orden, ist höchst beachtenswert und war auch mir zum Teil neu. So auch manches aus der neuern Geschichte von Marokko. Seine oft drastischen Schilderungen von Menschen und Vorgängen sind vielfach mit feinstem Humor gewürzt, der gerade durch seine

Trockenheit um so mehr wirkt. Zuweilen wird die Darstellung etwas burschikos. Wundervoll und für das Verständnis der sich so vielfach widersprechenden Zeitungsberichte lehrreich ist seine sarkastische Schilderung der Lügenfabrik der europäischen, besonders der französischen und englischen, selbstverständlich giftig deutschfeindlichen Berichterstatter auf dem Soco chico in Tanger, der Brutstätte all der Lügen, mit denen von dort aus das Zeitungspapier der ganzen Welt beschmutzt wird. An anderen Stellen sind seine Schilderungen poetisch angehaucht, wie da, wo er auf der Reise einen Abend vor dem Zelte schildert, einen Zauber, den ich selbst so oft empfunden habe. Wiederum anders, aber berückend humorvoll und der Natur abgelauscht, ist eine Schilderung des Kamels und seiner Bewegungen beim Fressen, beim Aufstehen, beim Legen, die er turnerischen Freiübungen vergleicht.

Das Schwergewicht des Buches liegt in seiner Eigenschaft als Quelle zur Zeitgeschichte, in den Schilderungen der Menschen, der Sitten und Einrichtungen, der Bewohner des Landes mehr, als des Landes selbst, der Landschaft und der Landesnatur. Seine Vorbildung als Geograph tritt weniger hervor, Geomorphologisches sucht man vergebens. Auch die zahlreichen photographischen Aufnahmen, die er gemacht hat und die von ungewöhnlicher Technik zeugen — der einzige noch lebende von den drei Brüdern, der dereinst als klassischer Philologe mit einer Dissertation über Catull in Jena promoviert worden ist, ist ein Künstler allerersten Ranges auf dem Gebiete der Photographie — lassen keine fachwissenschaftlichen Ziele erkennen. Daß auch Genthe die Berbern als die eigentlichen Marokkaner ansieht, entspricht durchaus meinen eigenen Anschauungen. In ihrer urwüchsigen

Kraft und ihrer Freiheitsliebe sieht er einen der Gründe der Abgeschlossenheit Marokkos. Auch er sieht das Land für unentwickelt, nicht für verwüstet an.

Genthes vielseitige und vielseitig hervorragende Begabung lag offenbar in höherem Maße nach der Seite der Sprachwissenschaft, die er ja auch mit großem Eifer gepflegt hat, und der Geschichte hin, wie der Erdkunde und der Naturwissenschaften. Für diese brachte er selbstverständlich als Schüler eines humanistischen Gymnasiums von der Schule nichts, für jene nur wenig mit. Und bei einem verhältnismäßig kurzen Studienaufenthalte in Marburg, der noch dazu in hohen Semestern und nach dem Aufenthalte in Indien einsetzte, wo es galt, namentlich aus äußeren Gründen, möglichst rasch einen gewissen Abschluß zu erreichen, war es nicht möglich, den Druck auf ihn auszuüben, der nötig gewesen wäre, damit er mit der naturwissenschaftlichen Seite der Erdkunde sozusagen von vorn angefangen hätte. Um so weniger, als er eine Art wissenschaftlichen Genüßlings war, der, wenn ihm eine interessante Frage auf anderen Gebieten, namentlich der Sprachwissenschaft, aufstieß, oder dem ein neues wichtiges Werk in die Hand fiel, es nicht über sich gewinnen konnte, nicht von dieser im Augenblick verbotenen Frucht zu naschen, ja sie auf essend sich anzueignen. Es kostete Mühe, ihn bei der Stange zu halten und solche Seitensprünge zu verhindern.

Im Herbst 1893 kam Genthe eines Tages in meiner Sprechstunde ohne jede Empfehlung zu mir und erklärte mir, er sei nach Marburg gekommen, um bei mir Geographie zu studieren. Ich stellte sehr rasch einerseits eine ungewöhnliche Begabung und vielseitiges Wissen des jungen Mannes fest — namentlich bewundernswert waren

seine Sprachkenntnisse — anderseits aber völlige Jungfräulichkeit auf geographischem Gebiete. Im Laufe der Unterhaltung ergab sich allerdings, daß er nicht nur das Patenkind eines von mir hochgeschätzten Kollegen, sondern der Sohn eines Vaters war, der sich eines bedeutenden Rufes als Gelehrter und Schulmann erfreute und welchem ich während der kurzen Zeit, wo er in Hamburg als Direktor des neu gegründeten Kaiser Wilhelms-Gymnasiums wirkte, namentlich durch gleiche nationale Bestrebungen nahe getreten war. Genthe ging während der beinahe drei Jahre seiner Marburger Studienzeit viel in meinem Hause aus und ein, so daß ich ihn auch als Menschen kennen und schätzen lernte. Auch von seinem etwas jüngeren Bruder Hugo galt dies, der sich, ein Hüne von Gestalt und zu Abenteuern und Ungewöhnlichem neigend, einige Zeit zur Herstellung seiner im tropischen Afrika geschädigten Gesundheit in Marburg aufhielt. Kaum war dies erreicht, so kehrte er nach Afrika zurück, um dann bald im Innern, westlich vom Nyassa-See, unter den Hufen eines angeschossenen Elefanten seinen Tod zu finden.

Genthe lag den aus eigenem Triebe gewählten geographischen Studien mit großem Eifer ob. Vielfache Anregung bot ihm auch außerhalb des Seminars der Verkehr mit einer ganzen Anzahl gleichzeitig mit ihm in Marburg Geographie studierender hochbegabter Kommilitonen, von denen ich nur die beiden preußischen Landesgeologen Dr. P. G. Krause und Dr. H. Lotz nenne, letzterer seit Jahresfrist in Südwestafrika tätig, und die beiden Geographen Privatdozent Dr. K. Oestreich in Marburg und Dr. Max Friederichsen in Göttingen. Nach kaum zwei Jahren war ich in der Lage, ihm die erbetene Aufgabe

zum Zwecke der Doktorpromotion, eine Monographie des Persischen Meerbusens zu empfehlen. Durch seine Sprachkenntnisse war er besonders zur Lösung einer derartigen Aufgabe befähigt. Um so größere Mühe machte ihm und mir der physikalische und geomorphologische Teil. Die Charakterzeichnung, welche (bei Wegener in „Genthes Reisen“ Bd. I S. XVIII) sein engerer Landsmann und Studienfreund Goos, auch einer meiner damaligen Schüler, von ihm in dieser Hinsicht entworfen hat, ist durchaus zutreffend. So spiegelte sich in seinen Reiseberichten und in dem, was er vorzugsweise beobachtete, keineswegs wieder, worauf ich in meinem ganzen geographischen Unterrichte das Hauptgewicht meinte legen zu müssen. Wie in allen seinen Berichten, so treten auch in einem langen Briefe, den er mir unter dem 28. Juli 1901 aus dem buddhistischen Kloster Sök Wang Sa in der Provinz Ham Gyöng tief im Innern von Nordost-Korea schrieb, also aus einem geographisch völlig unbekannten Gebiete, neben ganz allgemeiner Schilderung der Reise die Menschen bei weitem in den Vordergrund. Er stellte als Hauptfrucht der Reise in Korea eine Studie über die buddhistischen Klöster Koreas in Aussicht. Was aus ein paar seltenen, alten koreanischen Drucken und Handschriften geworden ist, in deren Besitz er sich gesetzt hatte und die er mitbringen wollte, hat sich nicht feststellen lassen. Die eine, die in einem dieser Klöster auf prächtigem koreanischen Papier gedruckt war, ließ er übersetzen, da sie eine Sammlung bisher wohl noch nicht bekannter koreanischer Legenden enthielt. Auch der Verbleib seines mit Uhr und Kompaß, unter besonderer Sorgfalt für die Namen, aufgenommenen Reisewegs in Korea ist leider unbekannt. Einiges wenige über seinen dreiwöchigen Aufent-

halt auf der Insel Tschêdschu (Quelpaert), also nahe der Stätte der Vernichtung der russischen Flotte in diesem Jahre, habe ich in „Petermanns Mitteilungen", 1902, S. 22 bekannt gemacht. Er klagt selbst in jenem Briefe darüber, daß er in diesen drei Wanderjahren, durch Nordamerika, die Südsee und Ostasien, die nun ihrem Abschluß zuneigten, leider außer Beziehungen zur geographischen Wissenschaft gekommen sei. „Meine Berufsarbeit nimmt mich völlig in Anspruch, und bei solcher Wanderunstetigkeit ist der Besuch von Bibliotheken oder das Halten von Zeitschriften unmöglich. Von Ihnen erfahre ich gelegentlich durch die Zeitungen. So von Ihren Reisen in Marokko. In Tang Ko Gä, mitten in dem Herzen des verschlossensten Korea, fand ich beim Direktor des deutschen Bergwerks die „Deutsche Rundschau" und las dort mit viel Genuß Ihre schöne, länderkundliche Skizze von Korsika."

Über die Fülle von Stoff, die er während dieser seiner Lehr- und Wanderjahre, die bestimmt waren, den Eintritt in eine wissenschaftliche Stellung vorzubereiten, in rastloser Arbeit gesammelt hatte und den er demnächst nach Abschluß dieser Wanderjahre zu verarbeiten gedachte, berichtete er mir in einem der Briefe, welche wir vor der Abreise nach Marokko von Paris aus wechselten:

„1. Meine Briefe aus Samoa, die in der Tat auch ohne weitere Bearbeitung, so wie sie in der „Kölnischen Zeitung" vorliegen, gewiß einen dankbaren Leserkreis finden würden.

2. Eine ausführliche, geschichtlich-anthropogeographische Studie über Peking, wo ich sieben Monate gelebt habe.

3. Eine Studie über Fortbildung des Buddhismus in Korea und die sonstigen großen Klöster in den Bergeinsam-

keiten, von denen ich ja die wichtigsten besucht und bewohnt habe.

4. Eine wirtschaftspolitische Arbeit über die neuen Vertragshäfen Koreas, von denen ich Tschemulpo, Gunsan, Mokpo, Massampo, Pûssan und Wönsan selbst und wiederholt besucht und von wo ich von den einheimischen Beamten alles erreichbare Ziffernmaterial über Handel und Bevölkerung mitgebracht habe.

5. Eine Beschreibung meines dreiwöchigen Aufenthalts auf der Insel Tschêdschu (Quelpaert) und meiner Besteigung des Hâlassans (Mount Auckland), die mir zuerst von allen Weißen trotz des Widerstands der fremdenfeindlichen Bevölkerung am 15. bis 17. Oktober 1901 geglückt ist, wonach Rückfahrt zum Festlande in achttägigem Seeabenteuer im offenen koreanischen Boot.

6. Eine Arbeit über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Mandschurei, die ich zweimal besucht und schließlich im Januar und Februar 1902 als erster Deutscher mit Erfolg auf der neuen Bahnstrecke über Charbin und Tsitsichar bis nach Transbaikalien gequert habe."

Gerade diese Arbeit würde vor dem Ausbruche des russisch-japanischen Krieges von besonderem Wert gewesen sein. Leider sind uns auch die aus Korea und China mitgebrachten Photographien nicht zugänglich gewesen, was um so bedauerlicher ist, als er mir in einem Briefe vom Januar 1903 von Paris kurz vor der Abreise nach Marokko schrieb, daß er vom Kimingpaß und der Großen Mauer, von Kalgan, Hsüen-Hwa-Fu usw. aus verschiedenen Teilen Koreas und vor allem aus Tschêdschu Bilder mitgebracht habe, wie sie seines Wissens bisher noch nirgends zu finden seien.

Die diesem Bande beigegebenen Bilder verdanken wir der Liebenswürdigkeit einer deutschen Dame in Marokko, welcher Dr. Genthe dieselben zugesandt hatte.

Ich möchte nicht unterlassen, an dieser Stelle Herrn Dr. Georg Wegener meinen herzlichsten Dank auszusprechen, daß wir seiner Tatkraft und Opferfreudigkeit es verdanken, daß wenigstens der Korea und Marokko behandelnde Teil der Berichte unseres gemeinsamen, uns so früh entrissenen jungen Freundes als ein dauerndes Denkmal seines Erdenwallens weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist. Auch dem Verleger gebührt wärmster Dank.

Marburg a. L., 1. Oktober 1905.

Theobald Fischer.

An der Schwelle
des Scherifenreiches.

Erste Eindrücke von Marokko.

I.

Die Straße von Gibraltar als Scheidelinie zwischen zwei Welten. — Marokko, ein lebendig gebliebenes Stück Mittelalter. — Worin liegt die trotzige Abgeschlossenheit des Landes begründet? — Die Berbern, das eigentliche Rückgrat Marokkos. — Von Kadiz nach Tanger, ein denkbar schrofffter Szenenwechsel.

Den unvermitteltsten Übergang, der sich auf unserer Erde zwischen zwei völlig verschiedenen Welten finden läßt, bietet die Meerenge von Gibraltar. Nirgends sonst auf dem Erdball stehen sich, räumlich so dicht zusammengeschoben, zwei Welten von so schroffen Gegensätzen einander gegenüber wie hier, wo Afrikas Nordwestspitze durch eine Wasserstraße von nur ein paar Meilen Breite geschieden wird vom spanischen Festlande, das denn doch zu Europa gehört, trotz des bekannten Wortes, Afrika beginne jenseits der Pyrenäen. An der schmalsten Stelle, zwischen der Punta Maroqui bei Tarifa auf spanischer und dem Vorgebirge Cires auf marokkanischer Seite, beträgt die Breite der trennenden Wasserfläche, die, geologisch gesprochen, ein verhältnismäßig junger Durchbruch vom Atlantischen Ozean her geschaffen hat, weniger als 14 km. Und doch bedeutet dies schmale Wasser, weniger

breit als die Elbe bei Cuxhaven, eine Scheidung, gründlicher, als Tausende von Seemeilen sie bewirken, unüberbrückbarer, als mächtige Gebirgswälle sie errichten könnten. Zwar gehen ja heute Tag für Tag die Küstendampfer zwischen den nächstliegenden spanischen und marokkanischen Häfen hin und her, zwar hat auch der unterseeische Draht für den Anschluß an die Außenwelt gesorgt, aber man möchte von dieser Verbindung sagen: „fehlt leider nur das geistige Band!" denn nur auf der äußersten Oberfläche werden Berührungspunkte geschaffen, das innere Wesen bleibt auf beiden Seiten gänzlich unbeeinflußt. Oder eigentlich doch nicht auf beiden Seiten, denn Spanien hat unverkennbare afrikanische Einwirkungen erlebt und zeigt noch heute in Bevölkerung, Sprache, Baukunst, Kleidung afrikanische Anklänge, die beredte Merkmale sind für die kraftvolle Betätigung, die besonders in Andalusien und Granada die maurisch-arabische Herrschaft geübt hat. Aber diese afrikanischen Erinnerungen, die Land und Leuten in Spanien etwas für den Reisenden so Reizvolles, Außereuropäisches verleihen, sind durchaus einseitig geblieben. Auf der andern Seite der Meerenge ist von spanischen oder sonstigen europäischen Einflüssen nichts zu spüren, sobald man die wenigen Hafenstädte, die fremdem Handel offen sind, verlassen hat und auch nur ein ganz klein wenig ins Innere eindringt.

Es ist in der Tat merkwürdig, mit welcher Zähigkeit der Islam Marokkos es fertiggebracht hat, sich gegen die unvermeidlich scheinende Berührung mit der christlich-mittelländischen Außenwelt zu verteidigen. Es ist, als ob die feurige Angriffskraft, die Mohammeds Glaubenslehre gerade an dieser Stelle in ihren kühnen

Übergriffen auf europäischem Boden gezeigt hat, sich später umgesetzt hätte in eine noch nachhaltigere, wenn auch nur leidende Kraft des Widerstandes. Zwar gibt es in unsern Tagen des Weltverkehrs schließlich kein Hindernis mehr, das nicht doch einmal dem ungestümen Andrang der siegreichen, weltbeherrschenden weißen Völker weichen müßte. Das vieltausendjährige China, bis in die jüngsten Tage unserer Zeit hinein das bewunderungswerte Bollwerk stolzester und erfolgreichster Abschließung, seine geheimnisvollen Nebenländer Tibet und Korea, auf die von alters her noch ein Strahl des Ruhmes fiel vom Drachenthron des Himmelssohnes und ihnen ihre abergläubische Abgeschlossenheit durchführen half, auch sie müssen Schritt für Schritt nachgeben und zurückweichen vor dem Ausdehnungsdrang unserer Rasse, die sich in ihren Eroberungszügen auf die Dauer durch nichts zurückhalten läßt. Und wie der noch vor wenigen Jahrzehnten „dunkle“ Erdteil jetzt schon fast aufgeteilt ist zwischen die Staaten, die seine Erschließung am meisten gefördert haben, so wird auch Marokkos letztes Stündchen schlagen, und in nicht allzu ferner Zukunft wird an Stelle des fremdenhassenden, rückständigen Scherifenreichs, der Hochburg kulturfeindlichsten Pfaffentums und blödesten Eigendünkels, ein Land getreten sein wie andere afrikanische Kolonialgebilde auch, wo nach den Grundsätzen aufgeklärterer Staatskunst die ganze Welt eingeladen wird zur Aufschließung und Nutznießung der natürlichen Kräfte und Schätze des reichen Bodens.

Daß aber Marokko, sozusagen vor der Tür Europas und unter unsern Augen, bis heute nicht nur ein politisch selbständiges, sondern der Außenwelt so gut wie verschlossenes Land geblieben ist, gehört zu den merkwürdigsten

Tatsachen der Geschichte, zu den verblüffenden Dingen, die man hinnimmt als eine Art Selbstverständlichkeit, obwohl sie nichts weniger als selbstverständlich sind. Denn wie war es möglich, daß mitten in unserm uralten Kulturkreise ein Mittelmeerland, das seit den grauesten Vorzeiten der Geschichte schon den Nachbarn bekannt war und oft genug eine nicht unbedeutende Rolle in ihren Wechselbeziehungen gespielt hatte, allein von allen wie unberührt hindurchgegangen zu sein schien durch alle Stürme von Krieg und Eroberung, Herrschaftswechsel und ewigem Bürgerkrieg? Wie kann ein Land, das Phöniker, Griechen, Römer, Vandalen, Goten, Araber, Spanier und Portugiesen nacheinander im Laufe der Jahrtausende besiedelt hatten, heute in unsere Zeit hineinragen gleich einem lebendig gebliebenen Stück Altertum? Wie erklärt es sich, daß diesem merkwürdigen, verschlafenen Märchenlande, über dem die Zeit stillzustehen scheint, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein europäische Staaten und sogenannte Großmächte Tribut bezahlt haben, als gälte es, durch demütige Geschenke sich die Gunst eines gefürchteten Allgewaltigen zu sichern? Woran liegt es, daß der stolze Europäer, der überall sonst in der Welt als Herrscher oder doch selbstbewußter Gleichberechtigter auftritt, sich in Marokko noch in die Rolle des verachteten, nur geduldeten Christenhundes schickt? Daß selbst die amtlichen Vertretungen unserer Regierungen entgegen allen sonstigen Gepflogenheiten ihres Standes sich damit begnügen, fern von der Hauptstadt oder gar von jedem persönlichen Verkehr mit dem Landesherrn und seiner Regierung, an der Küste ein stilles Dasein zu fristen?

Diese Fragen, die einem durch den Kopf gehen, wenn man zum erstenmal von der spanischen zur marokkanischen

Küste hinüberfährt, ausreichend zu beantworten, würde mehr Zeit erfordern, als man für seine Grübeleien auf der kurzen Überfahrt hat, würde überdies eine weit ausholende Vorlesung über die Geschichte Marokkos nötig machen, die nur mit dem Aufwand großer Gelehrsamkeit und doch nur mit sehr unbefriedigenden Ergebnissen versucht werden könnte.

Aber eines scheint mir doch herauszuleuchten aus solch flüchtigem Vorbeimarsch marokkanischer Geschichte, wie wir ihn im Geiste beim ersten Betreten des Landes veranstalten, als etwas sehr Wesentliches und vielleicht Ausschlaggebendes für die Erklärung der merkwürdigen Entwicklung und Sonderstellung des Landes: es kann nicht der Islam allein gewesen sein, der Marokko in seiner Abgeschlossenheit bewahrt, der dies Land, das seiner geographischen Lage nach mitten im Weltgetriebe stehen sollte, vielmehr zu einem der letzten Sonderlinge hat werden lassen, die es noch unter den Staatengebilden der Erde in unserer alles verflachenden, gleichmachenden Zeit gibt. Zwar hat ja gerade von Marokko aus der Islam seine größte Kraft entfaltet, aus dem von hier aus unterworfenen Spanien erfolgte der Vorstoß der mohammedanischen Glaubensstreiter bis ins Herz von Frankreich hinein, es waren die aus Marokko gekommenen Heerscharen des Propheten, die Karl Martell bei Tours und Poitiers zum Heile Europas zurückwarf. Mag aber auch der Götzendienst, der gerade in diesem westlichsten Lande des Islams mit den angeblichen biblischen Nachkommen des Propheten getrieben wird, der Religion besondere werbende Kraft, fanatische Hitze und Lebenszähigkeit verliehen haben, wichtiger und wertvoller als die von außen hineingetragene neue Religion mit ihrem

Personenkult war wohl für das Land und seine Zukunft die kraftvolle Bevölkerung, die es hatte und die es in den Dienst der neuen, aus dem Osten kommenden Heilswahrheiten stellte. Und diese Bevölkerung war keine arabische oder maurische, es waren keine Neger oder Negerabkömmlinge, wie sie in andern Ländern Nordafrikas das Volk bilden.

Es waren Berbern, dies geheimnisvolle Volk, dessen helle Färbung, oft bis zu ganz germanisch anmutenden blauen Augen und blonden Haaren, den Völkerkundigen eine so harte Nuß zu knacken gegeben hat, die Berbern, in denen man bald die Nachkommen der vermißten Stämme Israels, bald die der verschollenen Vandalen und Goten Nordafrikas hat sehen wollen, in denen die einen die alten Libyer und Karthager wiederzuerkennen glauben, die andern jene noch namenlosen Völker, die auf den alten ägyptischen Völkertafeln, blondhaarig und schlank, unter den Tributbringern der Wandgemälde erscheinen. Kelten, Iberer, Basken, Karthager, die Guanchen der Kanarischen Inseln, Etrusker, Hyksos, kurz so ziemlich alle Völker, mit denen der Ethnograph nichts Rechtes anzufangen weiß, haben herhalten müssen als Vorfahren oder Stammesvettern der Berbern. Aber mögen sie nun indogermanischen, semitischen oder afrikanischen Ursprungs sein, sie waren und sind jedenfalls das Volk, das vor allen andern der Geschichte die ungebändigte Freiheitsliebe und die trotzige Wildheit verkörpert, die so oft für Bergvölker bezeichnend sind. Überall da, wo der Islam auf solche Stämme gestoßen ist, hat es zunächst jahrhundertelang blutige Kämpfe gegeben, dann aber Bergfesten des Glaubens und eifersüchtigster Rechtgläubigkeit, die zu gefürchteten Schlupfwinkeln kriegerischer und räube-

rischer Fanatiker wurden. So im Kaukasus und in Kurdistan, so in den Hochtälern des Indus und in Afghanistan.

Und ein solches Land ist auch Marokko. Die Berbern sind für es viel wesentlicher geworden, als es je Phöniker oder Römer, als es Araber oder Spanier waren. Sie sind geblieben, was sie waren, ein rohes, kampfliebendes Bergvolk, das seine Unabhängigkeit höher schätzt als alle anderen Güter der Welt, ein ungebildetes Volk der Jäger und Hirten, das sich die ihm aufgedrungene, unverstandene neue Religion nach seinem altgeübten Ahnenkult zurechtmachte, so gut, wie es ging, und nun daran festhält, als ob sie ein ebenso unveräußerliches Nationalheiligtum wäre wie ihre alte Tamasight-Sprache, die übrigens unsern europäischen Sprachforschern ein noch größeres Rätsel ist als den Ethnographen die berberische Abstammung. Die Berbern sind die eigentlichen Marokkaner, diejenigen, die dem Land seine Geschichte gemacht haben, die heute im Aufstande Bu Hamaras ebenso die Hauptrolle spielen, wie sie einst bei einer zukünftigen fremden Besitzergreifung oder Aufteilung des Scherifenreiches den europäischen Eindringlingen die größten Schwierigkeiten machen werden. Den Berbern müssen wir es danken, daß wir heute noch vor unserer Tür ein Land haben, so altertümlich, so barbarisch wild und malerisch, wie es sich eben nur in den unzugänglichsten Teilen der Erde halten kann, ein Land, das den Reisenden ein paar Stunden, nachdem er Europa verlassen hat, gänzlich unvermittelt in die reizvollen, verwirrenden Eindrücke einer neuen, fremdartigen altertümlichen Welt stürzt.

Wer sich so recht aus dem Vollen diesem Reiz des denkbar vollständigsten Szenenwechsels hingeben will, darf

seine Reise nach Marokko allerdings nicht auf einem der bequemen Dampfer antreten, die von mehreren europäischen Häfen aus ins Mittelmeer oder insbesondere nach den marokkanischen Küstenplätzen fahren. In Hamburg allein gibt es drei Gesellschaften (Woermann, Ostafrikalinie, Oldenburgisch-Portugiesische Dampfschiffs-Reederei), die einen regelmäßigen und mehr oder minder häufigen Verkehr mit Marokko unterhalten. Ebenso mehrere in London und Liverpool. Von dort aus dauert die Fahrt bis Tanger, dem nächsten marokkanischen Hafen, eine Woche und länger. Und auch die rascheren und vornehmeren Schnelldampfer der großen ostasiatischen und australischen Linien (Norddeutscher Lloyd, Hamburg-Amerika-Linie, Orient Line, Peninsular and Oriental, Messageries Maritimes), die neben einigen unbedeutenden französischen Küstenfahrtslinien von Genua oder Marseille in ein paar Tagen nach Gibraltar fahren, bringen einem durch die Seefahrt den Gedanken einer größern Reise, eines Übergangs in neue Verhältnisse viel mehr zum Bewußtsein, als wenn man mit dem Südexpreß über Paris nach Madrid fährt und von da auf kürzestem Wege Cadiz oder Gibraltar gewinnt und sich dort auf einem der spanischen oder englischen Dampfer übersetzen läßt. Dann hat man in der Tat den jähesten Wechsel ohne jeden Übergang. Wenn auch die südspanischen Städte mit ihren weißen, flachgedeckten Häusern, den Agaven und Opuntien und vereinzelten Palmen schon ein wenig afrikanisch wirken, man empfindet es doch wie eine märchenhafte, mit der Wünschelrute hervorgezauberte Verwandlung, wenn plötzlich, noch in Sicht der spanischen Küste, drüben die blendend weißen, blockähnlichen Häuser sich auftürmen, wenn die mittelalterlichen Mauerzinnen

der alten Seefestung Tanger sich höher und höher in den grell durchleuchteten Himmel hineinrecken.

II.

Tanger noch von allen Mittelmeerhäfen der echteste. — Etwas von marokkanischen Seezöllen. — Heilsame Wirkung des spanischen Kriegs von 1860. — Tanger oder Tandscha? — Großer Anfang und klägliches Ende der englischen Besetzung Tangers. — Verwischung aller Spuren der Fremdherrschaft im Stadtbilde.

Tanger darf sich wohl rühmen, von allen Mittelmeerhäfen der unberührteste, der am wenigsten vereuropäerte zu sein. Weit mehr als die Hälfte der ganzen Küstenlänge unseres europäischen Binnenmeeres ist ja von mohammedanischen Ländern eingefaßt, die mit ihren fremdartigen Lebensformen einen eigenartigen Reiz bewahren und soviel zu der fesselnden Buntscheckigkeit dieses nächsten Orients beitragen. Aber der ungemein rege Verkehr zwischen den umgebenden Ländern, der das Mittelmeer zum befahrensten Gewässer der Welt macht, hat natürlich das unvermeidliche Eindringen europäischen Einflusses und europäischer Äußerlichkeiten zur Folge gehabt. In den türkischen und ägyptischen Häfen überwiegt schon jetzt in Bauart der Häuser und Kleidung der Bewohner das Europäische, und nicht viel besser steht es damit in den algerischen Küstenplätzen und selbst denen von Tunis und Tripolis. Mit ihnen verglichen ist Tanger wirklich noch so echt, als ob es erst vor wenigen Jahren entdeckt wäre und nicht eine der ältesten geschichtlichen Niederlassungen, von denen wir in diesem Teile des Mittelmeeres beglaubigte Kunde haben. Für die in Marokko ansässigen Fremden allerdings bedeutet Tanger den

Gipfel der Zivilisation, den vielgeliebten, Europa nächsten Ort, wo man alles findet, was man als Zeitgenosse des zwanzigsten Jahrhunderts zum Leben braucht. Gasthäuser mit sprachgewandten Kellnern, Zeitungen, die nicht nur „englisch lispeln, wenn sie lügen", sondern auch französisch und spanisch, Kirchen und Kapellen dreier Bekenntnisse, Tennisplätze, Gesandtschaften und Konsulate von mehr als einem Dutzend Staaten, Postanstalten und Telegraphenämter, Banken, unzählige Kneipen, Läden aller Art, ja sogar Fernsprecher und elektrische Straßenbeleuchtung. Das ist wirklich staunenswert viel für eine marokkanische Stadt, und selbst, wenn man in den Läden nie findet, was man gerade braucht, und die elektrische Beleuchtung gerade immer dann und dort versagt, wo sie am nötigsten ist, so wird man doch willig anerkennen, der Anfang ist gemacht und ist verheißungsvoll.

Zwar wenn man eben ankommt und unter dem in südlichen Ländern üblichen ohrenzerreißenden Getöse der Lastträger, Ruderknechte, Fremdenführer, Dolmetscher und Lohndiener endlich sein Gepäck zusammengebracht und den ländlich bescheidenen Landungssteg, der übrigens auch erst seit 1897 als rühmliches Denkmal des Fortschritts den Hafen ziert, betreten hat, dann will man noch nicht so recht an die große Kultur glauben, die nach den Versicherungen der unendlich redeeifrigen Abgesandten der sich im Wettbewerb bekämpfenden Gasthöfe im Städtchen herrschen soll. Höchst einfach und doch etwas anders, als man es in einer werdenden Weltstadt erwartet, vollziehen sich Ausschiffung, Landung und Zollprüfung. Die lärmenden Lastträger, die von der bekannten stoischen Ruhe des Morgenländers auch nicht die bescheidensten Vorkenntnisse zu haben scheinen, entreißen einem alles,

was man mühsam von seinem Gepäck um sich versammelt hat, und im Sturmschritt toben sie damit den Landungssteg hinunter und hinauf zur Stadt.

Gleich am Eingang, am Bab el Marssa, dem niedrigen, starkgemauerten Hafentor, wird ein kurzer Halt gemacht. Hier hat die Seezollverwaltung des Sultans ihren Sitz. Unter kühlen Gewölben sitzen sehr würdevoll mit untergeschlagenen Beinen, in weiten luftigen Gewändern, ein paar eisgraue Mummelgreise, die sich sehr im Gegensatz zu den lärmenden Packträgern nicht im mindesten aus der Fassung bringen lassen durch die Ankunft der zahlreichen, mit uns gleichzeitig den Dampfer verlassenden Reisenden, deren Gepäck untersucht werden muß. Vielleicht lassen sie sich mehr aus ihrer Ruhe aufstören, wenn große Frachten und Warenladungen durch den Zoll gehen sollen, von denen sie nach den Handelsverträgen gleichmäßig 10 Prozent vom Wert erheben müssen. Denn das ist die wichtigste, und vor allem die regelmäßigste Einnahmequelle des Landes, die, ähnlich wie in China, allein von allen Zweigen der sonst noch gänzlich barbarischen und willkürlichen Verwaltung schon heilsamen europäischen Einfluß verspürt hat. Als Spanien im Frieden von Tetuan, nach mühseliger Beendigung seines so töricht unternommenen Krieges, dem Sultan von Marokko eine Kriegsentschädigung von 100 Millionen Peseten (nach heutigem Kurs etwa 70 Millionen Mark) auferlegte, sicherte es sich die Zahlung dieser unverhältnismäßig hohen Summe durch Beschlagnahme der Seezölle. Zugleich wurde eine gemischte spanisch-englische Verwaltung eingesetzt, die durch ihre Ehrlichkeit die wackern maurischen Zöllner in Erstaunen setzte und in der Tat in den Jahren von 1860—1883 den Ertrag von etwa

sieben auf dreißig Millionen das Jahr erhöhte. Erst 1887 verließen die letzten spanischen Beamten das Land, das seitdem wieder nach einheimischer Weise Hafengelder und Zölle erhebt. Dem Meistbietenden wird das Amt des Oberzöllners überlassen, der dann zusehen muß, wie er auf seine Kosten kommt. Indessen scheint es, als ob er sowohl wie der Sultan sich nicht schlecht dabei stehen, da besonders bei der recht verwickelten Berechnung der Ausfuhrgebühren der dem orientalischen Finanzbeamten notwendige Spielraum reichlich vorhanden ist. Bei dem stetig wachsenden Handel des Landes sind die Aussichten für zunehmende Ersprießlichkeit dieses Amtes ausgezeichnet.

Dies Bewußtsein mag auch die erfreuliche Gleichgültigkeit des Zollgewaltigen unserm Gepäck gegenüber veranlaßt haben. Nichts kann einem in Kulturländern bekanntlich das Reisen so verleiden, wie die kleinliche, oft geradezu gehässig gründliche und rücksichtslose Durchwühlung der Koffer auf den Grenzzollämtern, worin zum Beispiel die amerikanischen Beamten in New York Meister sind. An der wohlwollenden Lässigkeit, womit sich in Tanger der „Herr des Hauses des Zehnten", wie sein amtlicher Titel lautet, seiner Aufgabe entledigte, könnten sich aber auch allzu pflichteifrige Beamte anderer Länder ein Beispiel nehmen. Ein flüchtiger Blick auf die lange Reihe der Koffer, ein paar Worte mit dem Vertreter des Gasthofs, dem ich mich anvertrauen wollte, und ein Wink für die Lastträger, wieder aufzuladen, das war die ganze Zollrevision. Natürlich behauptete mein Führer, einer der nützlichen spanisch-maurischen Juden Tangers, die Arabisch, Spanisch, Englisch, Französisch und zuweilen sogar etwas Deutsch reden, er habe durch ein reichliches

Trinkgeld die glatte Abwicklung durchgesetzt, da er besonders befreundet sei mit dem Zolldirektor. Aber ich bemerkte, daß auch die andern Ankömmlinge, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Franzosen und Spanier, die mit mir von Cadiz herübergekommen waren, ebenso rasch und unbelästigt das gefürchtete Tor durchschreiten und sich der langen Trägerkarawane anschließen konnten, die nun zur Stadt emporklomm.

Wie die meisten Häfen der nordwestafrikanischen Mittelmeerküste, liegt Tanger auf einem kleinen hochragenden Vorgebirge, das den Eckpfeiler einer flachen, schöngerundeten Bucht bildet. Das ist nicht nur eine höchst malerische, sondern militärisch auch sehr günstige Lage. Und wenn ein guter Ankerplatz dazukommt, wie hier in Tanger, das für den besten Hafen ganz Marokkos gilt, dann kann man allein aus diesen geographischen Lageverhältnissen dem Ort eine große Zukunft voraussagen. Zwar kann man eigentlich von dem Hafen nicht viel Rühmens machen. Die Bucht ist nach Nordwesten geöffnet und bietet gegen die vom Ozean kommenden nördlichen Winde keinen Schutz. Zudem sind zurzeit die Anlagen für Ladung und Löschung der Frachten noch gänzlich unzureichend, da außer dem schmalen hölzernen Steg nichts vorhanden ist, was den Hafenverkehr erleichtert. Im 17. Jahrhundert war das eine Zeitlang anders. Bekanntlich erwarb Karl II. von England bei seiner Verheiratung mit der portugiesischen Prinzessin Katharina von Braganza, einer Tochter König Johanns VI., außer einer gehörigen Mitgift in rotem Golde die bisherigen portugiesischen Kolonien Bombay und Tanger. In England begrüßten die weitschauenden Kaufleute und leitenden Politiker den Besitz dieser Mittel-

meerpforte mit lautem Jubel. Der König selbst erklärte im Parlament, Tangiers, wie die Engländer von je den Ort ebenso unrichtig benamsen, wie wir ihn Tanger nennen*), sei ein Juwel von ganz unschätzbarem Werte im Krongeschmeide, und seine Minister waren der Ansicht, der neue Besitz wöge alle andern überseeischen Besitzungen Englands auf. Mit Eifer ging man an den Ausbau und die Befestigung des damals noch sehr kleinen Orts. Die einheimische Bevölkerung war ganz gering, aber die Verlegung eines ganzen Regiments Besatzung in die von den Portugiesen übernommene Festung ließ bald Hunderte von Engländern, Juden, Spaniern und Italienern hierher strömen. Ungeheure Summen wurden für Festungsbauten ausgegeben, Kirchen, Schulen, Waisenhäuser wurden gegründet, kurz alles in größtem Maßstabe angelegt wie für einen Ort unzweifelhafter Zukunftsgröße. Die kostspieligste Anlage wurde ein prächtiger Hafendamm, der 400 m weit in die See hinausgebaut wurde. Auf seiner stattlichen Breite von 25 m erhoben sich Häuser und zierliche Pavillons, und gegen 1000 Ge-

*) Der einheimische arabische Name der Stadt ist Tandscha, wahrscheinlich berberischen Ursprungs und abzuleiten von dem Stammesnamen der noch heute in der Nähe ansässigen Andschera, mit dem der Berbersprache eigentümlichen T-Vorschlag. Die portugiesische und französische Aussprache der Schreibung Tanger kommt der arabischen Bezeichnung einigermaßen nahe. Die Spanier schreiben Tanger und sprechen Tanncher, da sie den weichen dsch-Laut in ihrer Sprache nicht ausdrücken können. Die deutsche Aussprache (wie der erste Teil des Namens Tangermünde) beruht dagegen lediglich auf mißverständlicher Übernahme der französischen Schreibung. Indessen pflegen auch die am Ort ansässigen Deutschen, die es überhaupt mit der richtigen Aussprache arabischer Namen und Wörter nicht sehr genau nehmen, meist die „Tangermünde"-Aussprache beizubehalten.

schütze waren auf der ganzen Länge zu beiden Seiten aufgefahren, die, von einer Kompagnie Kanonieren bedient, eine fast ununterbrochene Kanonade zur Begrüßung der ein- und auslaufenden und vorbeifahrenden Schiffe unterhalten mußten.

Leider entsprach diesen glänzenden Anfängen aber die weitere Entwicklung der neuen Kolonie durchaus nicht. In jenen ersten Tagen überseeischer Betätigung schien man in England die auch heute ja noch nicht überall ausgestorbene Anschauung zu haben, für den Dienst über See seien die Schlechtesten gerade gut genug. So kamen die allerbedenklichsten Gestalten nach Tanger, selbst die Beamten bis zum Statthalter hinauf waren nicht besser als die zuchtlose Rotte der unregelmäßig bezahlten Besatzungssoldaten, und schließlich waren die Zustände derart, daß im Hause der Gemeinen alle weiteren Bewilligungen für den kostspieligen Besitz verweigert wurden. Tanger wurde den Mauren zurückgegeben, nachdem mehr als 30 Millionen nutzlos ausgegeben waren. Zum Überfluß wurden auch noch alle Bauten, Festen, Kirchen, Wälle und Schanzen zerstört, und auch der schöne Hafendamm wurde in die Luft gesprengt. Mit diesem kleinlichen Vernichtungswerk fand 1684, nach 22jähriger Mißwirtschaft, die englische Herrschaft an der marokkanischen Küste ein unrühmliches Ende. Das 30 Jahre später im Verfolg des Spanischen Erbfolgekriegs erworbene Gibraltar war und ist nur ein sehr mangelhafter Ersatz. Der öde Felsen hat kein natürliches Hinterland, für mehr als 15 Millionen Mark jährlich müssen zum Unterhalt der Kolonie Waren aus dem Mutterland eingeführt werden, während Soldaten wie bürgerliche Einwohner, die Rock Skorpions, wie man sie dort nennt, mit ihrem Bedarf

an frischem Fleisch und Gemüse gänzlich auf das gegenüberliegende Tanger angewiesen sind.

Außer ein paar Trümmern des großen steinernen Hafendammes hat die englische Herrschaft kaum Spuren in der Stadt hinterlassen. Ebensowenig die der Portugiesen, die fast zwei Jahrhunderte lang vor den Engländern hier gehaust und unter anderm nicht weniger als 17 Kirchen und Kapellen errichtet hatten. Auch sie zerstörten bei ihrem Abzug gewissenhaft die Früchte ihrer Tätigkeit, und derselbe Geist kleinlicher Eifersucht scheint jedesmal gewaltet zu haben, wenn die unglückliche Stadt ihren Besitzer wechseln mußte. Und das geschah unzählige Male. Nach den Tagen der Engländer kamen mit wechselndem Geschick Kämpfe zwischen Mauren, Spaniern und Portugiesen, nur eine Fortsetzung der häufigen Kriege, deren Gegenstand die nordmarokkanische Küste seit dem Beginn der überlieferten Geschichte gewesen ist. Von den sagenhaften Zeiten an, wo die Geschichten von den Säulen des Herakles und den Gärten der Hesperiden entstanden, bis in unser 20. Jahrhundert hinein ist Marokko und zumal seine Mittelmeerküste nicht zur Ruhe gekommen. Der landwirtschaftliche und, wenigstens vermutete und wahrscheinliche, bergmännische Reichtum seines Bodens und die ungewöhnliche Gunst der Lage haben eben dieses Land, das ein irdisches Paradies sein könnte, zum Schlachtfeld bestimmt, worauf sich Gegnerschaften und Nebenbuhlereien von großen und kleinen Völkern austoben müssen. Aber es muß schon arg kommen, bis ein Land wirklich vernichtet ist. Wenn auch von den glanzvollen Tagen der Römer, die in „Tingis" die Hauptstadt ihrer Provinz Mauretania hatten, außer einigen Tempelresten im Innern (Volubilis) und ein paar über das Land zer-

streuten Brückenpfeilern und Marmorsäulen nichts übriggeblieben ist als der noch im Munde des Volkes lebende Name der „Rumi“ als der Urheber aller merkwürdigen, rätselhaft festen Steinbauten, wenn auch Goten und Vandalen, Spanier, Portugiesen und Engländer nur ganz geringfügige Spuren ihrer Herrschaft im Lande zurückgelassen haben, Land und Volk selbst leben und sind noch ungebrochen, sind gesund und entwicklungsfähig und einer großen Zukunft gewiß, sobald sie von der wie ein Alp auf dem Lande lastenden Herrschaft befreit sind, mittels deren barbarische Blutsauger und beschränkte Geistliche die gesunde Entwicklung unterdrückt und noch auf lange Zeit hinaus lahmgelegt haben.

Wie ein Sinnbild dieser langen, wechselreichen Geschichte liegt Tanger am Eingang des unglücklichen, gewaltsam niedergehaltenen Landes: anstatt einer freien, blühenden glänzenden Handelsstadt, wie sie der Haupthafen und natürliche Eingang eines reichen Landes sein sollte, ein kleines schmutziges Nest, das keine Spuren seiner größeren Tage mehr aufweist, und auf dem armseligen Gewande seiner mohammedanisch-marokkanischen Verkommenheit nur allzu sichtbar und unvermittelt die grellen Flicken fremden neuen Stoffes zur Schau trägt.

III.

Zunehmen europäischer Äußerlichkeiten im Innern Tangers. — Burnus und Hose, Tarbusch und Schirmmütze. — Fortschrittliche Judenjugend. — Tartarins Landsleute und unerschrockene Yankees als Erforscher des unbekanntesten Landes der Erde. — Die Nachrichtenbörse auf dem Soco Chico, oder wie die öffentliche Meinung über marokkanische Dinge unterrichtet wird.

Der erfreulich echte und unberührte Eindruck, den Tanger von der Seeseite gewährt, verwischt sich doch gar bald, wenn man sich erst in den Straßen und Gassen etwas umgesehen hat. Krumm und winklig genug sind sie zwar, steil und schlecht oder gar nicht gepflastert und so gänzlich bar jeder Andeutung von baupolizeilicher Tätigkeit und dem stillen Walten des ordnungsliebenden Schutzmanns, daß für jemanden, der noch vor fünf Stunden sich der anmutigen Wohlanständigkeit der Cadizer Straßen erfreut hat, das Bewußtsein, sich in der Barbarei zu befinden, recht lebhaft wird. Auf den Hauptstraßen aber, oder vielmehr der Hauptstraße — denn eigentlich ist es nur eine und dieselbe enge winklige Gasse — reiht sich ein europäisches Haus an das andere, Läden, Apotheken, Kneipen, alle mit Aushängeschildern und spanischen, französischen oder englischen Anpreisungen, und zwischen den nur durch wenige Meter voneinander getrennten Vorderseiten dieser fast durchgehends noch sehr neuen Häuser schiebt sich lärmend und rücksichtslos eine dichte Menge, die uns trotz aller ihrer Buntschedigkeit alsbald recht ernüchtert.

Zwar wird man keine Minute darüber im Zweifel sein, daß die eigentliche Bevölkerung Mauren, Berber und Neger in ihren verschiedenen Abstufungen von Rassen-

reinheit und Vermischung sind. Aber die europäischen Gestalten mitten in diesem afrikanischen Gewoge sind doch von schmerzlicher Häufigkeit für den übelberatenen Reisenden, der in seinem Mittelmeerhandbuch gelesen hat, Marokko sei das unbekannteste Land der Erde. Neben dem Burnus und der Dschellaba, dem Kaftan und dem Haik der Eingebornen, zeigt sich ohne Unterbrechung die europäische Hose (Rock und Weste sind weniger häufig), und die Schirmmütze in allen nur denkbaren Formen. Nicht immer sind es wirkliche Europäer, die diese nüchternen Vorboten der Kultur zur Schau tragen. Wenn es auch unter den 35 000 Einwohnern, auf die man heute Tangers Bevölkerung schätzt, ein paar tausend Spanier gibt, und zwar weniger stolze Hidalgos als arme Schlucker von der niedrigsten Herkunft und oft der dunkelsten Vergangenheit, so wird man doch leicht getäuscht und zur Annahme einer viel größern europäischen Beimischung verleitet, weil die sehr zahlreichen marokkanischen Juden hier in Tanger schon zum großen Teil europäische Kleidung angenommen haben. Etwa zehntausend von diesen merkwürdigen Untertanen des Sultans soll es hier geben. Unter dem Schutze der fremden Gesandten und Konsuln können sich diese im Innern des Landes unter härtestem Druck lebenden, fast noch mehr als die Christenhunde verachteten Kinder Israels schon allerhand Freiheiten herausnehmen, die ihnen anderswo teuer zu stehen kämen. Besonders das jüngste heranwachsende Geschlecht sucht sich von der überlieferten, im ganzen Reich den Juden vorgeschriebenen Kleidung freizumachen, und die naseweisen und geldgierigen Jungen, die als Stiefelputzer, Ansichtskartenverkäufer (es scheint hier ein ungeheurer Umsatz in dieser Ausgeburt unserer reiselustigen Zeit gemacht

zu werden), als Dolmetscher und Führer dem Fremden sein Geld abzuknöpfen versuchen, tragen sämtlich schon anstatt des Kaftans und des schwarzen Tarbusch Hose und Mütze und scheinen sehr stolz auf diese Kennzeichen des Europäertums zu sein, wenn es auch nur die zerrissenen, dutzendfach geflickten und zerschlissenen Überreste fremder Herrlichkeit sind, die ihnen notdürftig die ungewaschenen Gliedmaßen verdecken.

Störender noch im Gesamtbilde des Tangerer Straßenlebens als diese behosten Juden, die doch immerhin noch echte Landeskinder sind, wenn sie auch durch eine sonderbare Laune der Geschichte statt Hebräisch oder Arabisch Spanisch sprechen, wirken die richtigen Europäer, die unzähligen Reisenden, die wie die Heuschreckenschwärme die Stadt überfallen und während eines Aufenthalts von wenigen Stunden sich dem angenehmen Gruseln hingeben, im „unbekanntesten Lande der Welt" sich inmitten der lebensgefährlichen, fremdenfeindlichen, blutdürstigen und fanatischen Mauren bewegen zu können, während draußen auf der Reede, in beruhigender Sicht und Nähe, ihr Dampfer liegt, auf den sie sich jederzeit retten können, wenn plötzlich das große Gemetzel beginnen sollte. Da es mehr als zwanzig Dampferlinien gibt, die regelmäßig Tanger oder Gibraltar anlaufen, wird man sich vorstellen können, welche Scharen von flüchtigen Vergnügungsreisenden, die auf größern Reisen die Meerenge durchfahren oder nur das Mittelmeer oder Spanien besuchen, die bequeme Gelegenheit benutzen, einen Blick in die fremdartige Welt zu werfen, die sich ihnen in einem marokkanischen Hafen darbietet. Besonders während des Frühlings und anfangs Sommers, wenn die afrikanische Hitze noch nicht lästig

geworden ist, füllen sich Tag für Tag die wenigen Gasthöfe Tangers mit immer wechselnden Ankömmlingen, unter denen natürlich wie überall in den üblichen Reiseländern Engländer und Amerikaner überwiegen. Aber auch Deutsche und Franzosen sind recht zahlreich, und kein Tag vergeht, wo man nicht an dem sorgfältig aufgebürsteten Schnurrbart, der geradezu das Schibboleth des jungen Deutschlands zu werden scheint, die lieben Landsleute erkennt, wenn sie sich nicht schon sonst durch schneidiges Auftreten bemerkbar machen. Recht lustig zu sehen und zu hören ist es, wenn an der Wirtstafel nach dem üblichen Ausfluge zum Vorgebirge Spartel, der eigentlichen Nordwestspitze Afrikas, und der flüchtigen Besichtigung der Stadt auf Esels- oder Maultierrücken die frischen Eindrücke ausgetauscht werden und es dabei mit rührender Deutlichkeit zutage tritt, wie einer immer schrecklichere Dinge gesehen haben will als der andere und jeder mit dem prächtigen Bewußtsein das Land der fanatischen Mauren verlassen wird, für diesmal noch so gerade mit dem Leben davongekommen zu sein.

Eines schönen Tages erschien in meinem Gasthof ein großer Schwarm französischer Ausflügler unter den Fittichen eines sachverständigen und selbstbewußten Gesellschaftsführers. Es waren augenscheinlich Südfranzosen, kleine Rentner mit dem bekannten Bäuchlein und dem purpurnen Rotweingesicht, im Knopfloch das unvermeidliche Bändchen oder gar das Knöpfchen der Ehrenlegion, und an ihrer grünen Seite die braven, rundlichen Ehehälften in vorsintflutlichen Haartrachten und stark nach Provinz schmeckenden Kleidern. Aber diese Provinz sollte man ihnen nicht anmerken dürfen. Der Geist des seligen Tartarin aus Tarascon, der ihnen ein engerer Landsmann

gewesen sein muß, schien unter ihnen umzugehen und ihre philisterhafte Einbildungskraft zu beflügeln. Wenn sie so unter lebhaftem Geschnatter, wie die Dorfenten abends am Tümpel, um ihren Nachmittagskaffee saßen und mit viel Geklapper von Löffeln und Untertassen den Zucker umrührten, wobei ganz wie bei unsern praktischen Philisterhausfrauen der übrigbleibende Zucker zur Bereicherung der häuslichen Vorräte in den Taschen verschwand, dann wurden die fabelhaftesten Dinge erzählt, wiedererzählt, vergrößert und verschönt, die ganz wie Tartarins Löwenjagd dicht bei Algier sich unmittelbar dort zugetragen haben sollten, wo sie heute vormittag vorbeigekommen waren. Der große Sachverständige und Bärenführer, der wohl schon daheim in Arles oder Avignon mit seinen Anpreisungen und Erzählungen viel Verwirrung in den Köpfen der ehrsamen Bourgeois angerichtet hatte, pflegte sich stets zu drücken, wenn am Kaffeetisch gar zu beweglich geschildert wurde, was für ein schreckliches Land voller Diebe und Mörder, blutdürstiger Raubtiere und noch schlimmerer Tiere in Menschengestalt dies Marokko sei. Auch eine große Reisegesellschaft von Amerikanern tauchte einmal auf, die sich für ihren eintägigen Besuch in Tanger ausgerüstet hatten wie zu einer Karawanenreise durch die Sahara. Alles prangte in funkelnagelneuen gelben Ledersachen, Gamaschen, Revolverbehältern an breitem Gürtel, und auf dem Kopf leuchtete Männlein wie Weiblein ein strahlendweißer Turban, der der jüdisch-spanisch-arabischen Straßenjugend der Stadt nicht wenig Spaß machte. Denn Stoff und Schnitt dieser hoch zu Roß oder Maulesel durch die Stadt paradierten Kopfbedeckung der unerschrockenen Forschungsreisenden schien eher auf Chicago als Herkunft zu deuten,

als auf Afrika. Aber wenn sich nur in jedem Hirn, das solch ein Turban deckte, der Gedanke bildete „was bin ich doch für ein forscher Kerl, daß ich mich in dieses unbekannteste, gefährlichste Land der Welt wage!“, dann ist ja der Zweck der Übung erfüllt und alle Welt, die kühnen Reisenden selbst, die Dampfergesellschaften und die Gasthöfe, Führer, Dolmetscher und Ansichtskartenverkäufer können zufrieden sein.

Ob es diese kriegerische Abenteuerstimmung der Vergnügungsreisenden ist, die schließlich auf die Bewohner Tangers abfärbt, oder ob die so gern zu etwas Ängstlichkeit und Angstmacherei bereite europäische Presse daran schuld ist, weiß ich nicht, aber täglich habe ich hier die Erfahrung gemacht: Die Tangerer selbst scheinen in einem künstlichen Dunstkreis von abenteuerlicher Furcht und Gespensterseherei zu leben. In allen Ländern, wo es keinen wirklichen, ordnungsmäßigen und überwachten Nachrichtendienst gibt, muß man sich ja seine Neuigkeiten auf Markt und Gasse, im Kaffeehause oder der Gesindestube sammeln. Und was da die tägliche Auslese sein mag in einem Lande, wo das Volk durch altererbte Naturanlage zu ewigem Kampfe mit der Wahrheit bestimmt ist, wo die Märchenerzähler an jeder Straßenecke stehen, die Geschichtsschreiber aber weiße Raben sind, das kann man sich sehr leicht veranschaulichen, wenn man sich die Mühe macht, dieselbe Erkundigungsfrage der Reihe nach jedem vorzulegen, mit dem man im Laufe des Tages ins Gespräch kommt. Quod capita, tot sensus. Aus Mücken werden Elefanten, aus einem Elefanten ganze Herden von Dickhäutern. Wenn zum Beispiel in diesen Tagen kriegerischer Unruhen ein Berber irgend einem Juden, der ihm nicht rasch genug ausweicht, einen Schlag versetzt, wird

schon in kürzester Zeit das Gerücht umlaufen, ein Jude sei zu Boden geschlagen worden. Nach ein paar Stunden sind daraus mehrere geworden, die lebensgefährlich verletzt sind. Und am Abend heißt es: „Haben Sie schon gehört? Die Berbern haben das Judenviertel gestürmt und alles kurz und klein geschlagen und ein schreckliches Blutbad angerichtet.“

Der Herd aller Nachrichten, wirklichen Neuigkeiten und aufgebauschten Tatarenmeldungen und nicht minder der völlig aus der Luft gegriffenen Erfindungen ist in Tanger der kleine Markt, innerer Markt (Ssok ed dâchl) wie die Eingebornen, Soco Chico, wie die Juden und Fremden ihn nennen. Das ist auch rein örtlich der Mittelpunkt der Stadt, eine unbedeutende Erweiterung der Hauptstraße zu einem kleinen Plätzchen, das infolge seiner mittlern Lage die begehrteste Gegend für Geschäftshäuser und Kneipen geworden ist. Einer der größern Gasthöfe liegt hier, ferner die Zweigstelle des Comptoir d'Escompte National, die einzige in Marokko selbst vertretene ausländische Bank, dann die deutsche, französische, englische und spanische Post und ein paar der besuchtesten Kaffeehäuser. Häuser, das heißt ein paar niedrige kleine Trinkstuben, die in andern Ländern den Rang von Kutscherkneipen haben würden, hier aber faute de mieux der Sammelplatz aller Welt werden. Einen eigentlichen geselligen Mittelpunkt gibt es nicht in der Stadt, weder Klub noch ein anerkanntes öffentliches Verkehrslokal besserer Art. Und dazu wird es wohl auch sobald nicht kommen bei den sonderbaren Zuständen, die sich in der Tangerer Gesellschaft entwickelt haben. Das, was sich hier Gesellschaft nennt, ist natürlich nur ein sehr enger Kreis, der außer den diplomatischen Familien nur ganz

wenige andere innerhalb seiner geheiligten Bannmeile gelten läßt. Die kaufmännische Welt steht z. B. schon außerhalb dieser kleinen Welt von Gesandten, Konsuln, Dolmetschern, Ärzten und ihren Damen, und sie zerfällt ihrerseits wieder in mehrere Sippen, die sich feindlich gegeneinander abschließen. So kommt es auch, daß die hiesigen Deutschen, die einschließlich der deutschsprechenden Österreicher und Schweizer wohl schon eine kleine Kompagnie von Friedensstärke zusammenbringen könnten, noch nicht den kleinsten Kegelverein oder die bescheidenste Liedertafel gegründet haben, was doch in andern Ländern, wo sich ein paar Deutsche zusammenfinden, unmittelbar auf die Gründung des ersten Skatklubs zu folgen pflegt. Nur die Spanier haben es zu einem Kasino gebracht, worin auch Franzosen, Italiener und einheimische, spanisch sprechende Juden Aufnahme gefunden haben. Es scheint aber nicht, daß diese gesellige Vereinigung, die natürlich auch am Soco Chico haust, auf einer sehr hohen Stufe steht.

So bleibt denn als wirklicher Mittelpunkt der Stadt nur dieser rührend kleine Marktplatz mit seinen winzigen Verkaufsbuden, seinen Kaffeehäusern und Postanstalten. Da so ziemlich jeder Weg, den man in der Stadt machen kann, schließlich einmal auch über den Soco Chico führt, und da jeder Tangerer, der überhaupt das Haus verläßt, wohl wenigstens einmal auch seinen Weg über den Soco nimmt, so kann man sich keine ergiebigere Nachrichtenbörse denken, als dies kleine von Geschäftshäusern, Postämtern und Kneipen eingerahmte, von Stiefelputzern, Kartenverkäufern, Bettlern, Tagedieben bevölkerte Idyll. Von morgens bis spät in die Nacht wird dies Plätzchen von wenigen Metern im Geviert, das nur die höfliche Übertreibung des Morgenländers einen Markt nennen

kann, nicht leer von trinkenden, rauchenden, schwatzenden, feilschenden, faulenzenden Menschenkindern jeder Farbe und Sprache. Was der englische Draht von Gibraltar, der französisch-algerische von Oran und der spanische von Tarifa im Laufe des Tages meldet, was die Karawanenreisenden von Fes und die Maultiertreiber aus Marrakesch berichten, was sich das Gesinde in den Häusern und die Müßiggänger in den Karawansereien beim Tee und Tabak erzählen, alles strömt hier zusammen, wird hier erörtert, zurechtgestutzt und in vermehrter und verbesserter Auflage weitergegeben, bis es im Kreislauf der Dinge wiederum hierher zurückkehrt, wiederum erörtert, verbessert und vermehrt und weitergegeben wird im ewigen circulus vitiosus. Besonders heiß ging's hier zu, als anfangs des Jahres alle Welt die gefürchtete Aufrollung der marokkanischen Frage erwartete, das heißt, die Entscheidung darüber, ob der Aufstand des schleierhaften „Vaters der Eselin", des angeblichen Königssohnes Bu Hamara, den Bestand des Scherifenreiches derart erschüttern würde, daß die nach Marokko lüsternen Großmächte sich über der Verteilung des Bärenfells in die Haare geraten müßten, noch ehe sie den Bären zur Strecke gebracht hätten. Manch wackrer Zeitungsmann hat in jenen schönen Tagen, was er auf dieser klassischen Nachrichtenbörse Marokkos von Juden oder Griechen, Stiefelputzern oder Kneipwirten oder aus andern gut unterrichteten Kreisen über Zustände und Vorgänge in der Hauptstadt und im Feldlager des Thronbewerbers aufschnappte, brühwarm und spornstreichs zu den nahegelegenen Postämtern getragen und dem Draht nach Madrid, Paris oder London anvertraut und sich dann baß entsetzt, wenn ihm nach ein paar Tagen seine eigne

Mär als neueste Nachricht aus Fes auf dem Soco Chico aufgetischt wurde.

Die ersten Tage nach meiner Ankunft in Tanger saß ich jeden Nachmittag vor einem der kleinen Kaffeehäuser neben der deutschen Post, umringt von mitteilsamen Spaniern, Juden, Arabern und Negern, und lauschte ihrem vielsprachigen Bericht über die neuesten Heldentaten des großen Geheimnisvollen, der sich beim Pöbel Tangers großer Volkstümlichkeit zu erfreuen schien, vielleicht weil die Regierung die Leute dieser „Stadt der Hunde" (Medinat el klâb), wie sie Tanger den Christen zu Ehren nennt, schon nicht mehr recht als richtige Landeskinder und treue Muselmänner gelten läßt. Es war wirklich ganz lustig, diesen Betrieb aus nächster Nähe mit anzusehen und zu ergründen, wie die öffentliche Meinung Europas über den marokkanischen Aufstand zustande kam, und vielleicht nicht nur die öffentliche Meinung, sondern selbst die mehr oder minder geheime Meinung der Regierungen; denn der Verdacht ließ sich nicht ganz unterdrücken, daß die Nachrichten, die den amtlichen Vertretungen von ihren einheimischen Berichterstattern aus dem Innern zugingen, auf eine Weise entstanden, die von den Gepflogenheiten des Soco Chico nur wenig abwich.

Mit dieser Erkenntnis schwand meine Hochachtung vor Tanger. Ich schnürte meine Bündel mit dem Entschluß, nach Fes aufzubrechen und zu versuchen, dort an der Quelle zu schöpfen.

Aufbruch ins Innere.

I.

Ungünstige Verhältnisse für Reisen ins Innere. — Fremdenhaß und Empörung unter den Eingeborenen. — Unruhe und Unsicherheit unter den Europäern an der Küste. — Dauernder Kriegszustand in Marokko. — Mauren und Christenhunde. — Europäische Sklaven am Hof der Sultane. — Die nationale Erhebung unter Bu Hamara und ihre unmittelbaren Ursachen.

Von Tanger nach Fes zu reisen ist nicht ganz so einfach, wie es beim Beschauen der Karte aussieht. Es handelt sich dabei zwar nur um die geringe Entfernung von etwa 200 km, also ungefähr soviel wie die Bahnstrecke von Köln nach Frankfurt, und das Gelände scheint keine absonderlichen Schwierigkeiten aufzuweisen. In der Tat ist ja die Reise schon ungezählte Male gemacht worden, nicht nur von den Gesandten der fremden Regierungen, die ja fast alle paar Jahre einmal dem Herrscher in einer seiner Hauptstädte ihre Aufwartung zu machen pflegen, sondern auch von einer großen Zahl von Vergnügungsreisenden, die der oft betretenen Pfade anderer Länder überdrüssig und darauf erpicht sind, auch einmal eine etwas abenteuerliche Reise mit größern Unbequemlichkeiten und der reizvollen Möglichkeit allerhand gefähr-

licher Zwischenfälle zu wagen. Selbst Damen haben in den letzten Jahren den Weg gemacht, nicht nur Frauen von Diplomaten oder andern Herren, die ihr Beruf zu Besuch oder dauerndem Aufenthalt ins Innere führte, sondern auch einige besonders mutige alleinstehende Damen, wie die als ernsthafte Reiseschriftstellerin sehr geschätzte Engländerin Frau Bishop (früher unter ihrem Mädchennamen Isabella Bird bekannt), haben den Unbilden der Wege und Witterung und den etwa von Straßenräubern oder aufständischen Stämmen drohenden Gefahren mit Erfolg getrotzt. Für einen Mann, der nicht zum erstenmal eine derartige Reise in Ländern, die noch nicht unterm Zeichen des Verkehrs stehen, mit Zelt und Packtieren unternimmt, mit bewaffneten Führern und allem Zubehör an Menschen und Tieren, Ausrüstungsgegenständen und Nahrungsmitteln, ist also auch die Reise zur Hauptstadt Marokkos kein besonderes Wagnis, das etwa doppelt und dreifach überlegt sein wollte.

Indessen gaben diesmal die obwaltenden Umstände doch zu denken. Soviel man wußte, war der Sultan in seiner Herrschaft arg bedroht von einem Thronbewerber, der sich unzweifelhafte und anscheinend schon sehr zahlreiche und machtvolle Anhängerschaft erworben hatte, und stand nun vor der großen Entscheidung, ob es ihm rechtzeitig gelingen würde, dem plötzlich erstandenen Gegner eine endgültige, vernichtende Niederlage beizubringen, ehe der Aufstand weiter um sich griff und schließlich den Thron des herrschenden Hauses ins Wanken oder gar zum Sturz brachte, wie das schon so unzählige Male in der Geschichte des unglücklichen Landes vorgekommen war, wo ja fast jeder Herrscherwechsel mit blutigen Kämpfen, mit Mord und Verrat, Aufstand und Bürgerkrieg ver-

bunden ist. Diesmal schien nicht nur im Lande selbst unter den einsichtigen und ruhigen Fremden, die längerer Aufenthalt vertraut gemacht hatte mit der Kunst, hinter dem trügerischen Schein der landesüblichen Ausschmükkungen, Übertreibungen und Verzerrungen wenigstens in Umrissen die zu Grunde liegende Wahrheit zu erkennen, sondern auch bei den verständigern und maßgebenden Eingeborenen einfach festzustehen, daß eine solche Erschütterung wie der Aufstand Bu Hamaras das an Unruhen und Kriege gewöhnte Land seit Menschengedenken nicht heimgesucht habe.

Meist handelt es sich ja bei dem beinahe dauernden Kriegszustand Marokkos um nichts anders als die mehr oder minder tatkräftigen und erfolgreichen Versuche des Sultans, sich die Botmäßigkeit der wenig willfährigen Berberstämme zu erzwingen, die es für eine Art nationaler Ehrenpflicht halten, die Zahlung des üblichen Tributs zu verweigern, bis sie mit Waffengewalt dazu genötigt werden. Zwar kann man ja getrost zwei Drittel des riesigen Ländergebietes, das als einfacher geographischer Begriff Marokko auf unsern Karten zu finden ist, als völlig unabhängige Länder bezeichnen, die weder des marokkanischen Sultans noch irgend eines andern Herrschaft anerkennen. Gegen sie pflegen sich auch die Kriegszüge der scherifischen Truppen nicht zu richten. Nur besonders ehrgeizige Fürsten, die sich auf ein starkes Heer stützen konnten, haben auch in den Bergtriften und Weideländern jener freien Stämme sich Anerkennung und Tributzahlung zu erkämpfen gesucht. So um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts der berüchtigte Wüterich Ismail, so der vorige Sultan Mulai el Hassan, der fast sein ganzes Leben lang mit seinen Truppen unterwegs

war und bald am Rande der Wüste in der Oase Tafilelt jenseits des Atlas focht, bald mit den räuberischen Riata im Rif im Streite lag oder gar bis zum Wad Nun zog und an der Küste den Kanarischen Inseln gegenüber seinen Druck und seine Geldgier spüren ließ. Als er ganz plötzlich, während eines Feldzuges, 1894 starb und die Herrschaft auf einen unmündigen Sohn überging, für den der geschickte und umsichtige Wesir Bo Hamed die Regierung führte, da ließ man es sich mehr angelegen sein, im eigentlichen Reiche, den blâd el makhsen (Ländern der Regierung) Ordnung zu halten, als neue und unsichere Eroberungen zu machen, die nur unter stetigen Kämpfen und mit großen Kosten behauptet werden konnten. So ließ man die freien Stämme sein, was sie waren, unabhängig und frei, blâd es ssiba (das Wort ssiba ist dabei sehr bezeichnend, es wird sonst nur von Vieh gebraucht, das man frei auf der Weide herumlaufen läßt), und begnügte sich damit, den Tribut von den blâd el makhsen einzufordern, die wohl nur ein Drittel des ganzen Landes einnehmen. Auch das ging und geht nach Landessitte natürlich nicht ohne Blutvergießen ab, und das Jahrzehnt, das nun fast vollendet ist seit der Thronbesteigung des jetzigen jugendlichen Sultans Mulai Abd ul Asis, ist denn auch, wie fast jedes andere Jahrzehnt der marokkanischen Geschichte, ausgefüllt mit kleinern und größern Kriegszügen, deren Anlaß wie meist säumige Schuldner waren.

Wie etwas Unerhörtes hebt sich aus diesem sozusagen vorschriftsmäßigen Verlauf der beginnenden Herrschaft des jungen Sultans plötzlich die Bewegung heraus, die gegen Ende des vorigen Jahres unter so gänzlich neuen und bedrohlichern Vorzeichen eingesetzt hat. Es war nicht

die übliche Weigerung einzelner Stämme, den jährlichen Tribut zu zahlen, auch nicht der Anspruch eines Verwandten auf den Thron, wie er bei dem ungeregelten oder eigentlich gar nicht vorhandenen Erbfolgerecht mohammedanischer Fürstentümer bei jedem Herrscherwechsel aufzutreten pflegt. Vielmehr schien es eine Art nationaler Bewegung zu sein, wie immer in Ländern des Korans stark mit religiösen Gedanken vermischt, aber in der Hauptsache doch etwas wie ein mit unerhörtem Eifer und Erfolg angeschürter Aufruhr national-marokkanischer Empfindungen gegen die zunehmenden fremden Einflüsse im Lande. Trotz seiner grundsätzlichen Abgeschlossenheit und Fremdenfeindlichkeit haben sich auch in Marokko die Zeiten geändert, und zumal in den letzten Jahrzehnten und Jahren hat sich mancher Wechsel vollzogen, der früher undenkbar gewesen wäre. Und bei all seiner Unwissenheit und Gleichgültigkeit wird das Volk doch empfinden und vorausfühlen, daß es für das Land und seine alten Überlieferungen als festester, heiligster Hort des westlichen Islams und des persönlichen Prophetenkults das Ende bedeute, wenn man den von außen eindringenden Keilen nicht rechtzeitig die Spitze abbräche.

Ganz auf sich allein gestellt, völlig gegen die übrige Welt abgeschlossen, ist Marokko wohl nie gewesen. Aber es ist doch aus allem Wechsel der Geschichte immer wieder hervorgegangen als etwas Selbständiges, politisch als ein eigenes Reich oder als Teil, meist sogar Kern eines größern, weit nach Osten und Süden, jahrhundertelang auch über die Meerenge nach Norden ausgreifenden Machtgebiets. Und kirchlich ist es in den Augen der ganzen mohammedanischen Welt immer etwas besonders Heiliges und Verehrungswürdiges gewesen, seit jener Nachkomme des Pro-

pheten, Edris, ins Land kam und das einzige mohammedanische Herrscherhaus begründete, das sich eines wirklichen Familienzusammenhanges mit dem Religionsstifter rühmen kann. Wie der Islam, der sich in andern Ländern merkwürdig anpassungsfähig und fortschrittlich gezeigt hat, in Marokko besonders zähe in den strengsten aller rechtgläubigen Formen hangen geblieben ist, so scheint der Maure als Hüter des westlichsten Eckpfeilers mohammedanischer Herrschaft es für seine Pflicht gehalten zu haben, gegen die Außenwelt herrisch und ablehnend aufzutreten. Und das ist ihm bis in die jüngste Zeit geglückt. Er hat in der Tat sein Land mit staunenswertem Erfolg gegen die rings drohende und fortschreitende Vereuropäerung und Verchristlichung bewahrt. Was er bisher von Christen gekannt hat, konnte nur die Überzeugung festigen, Marokko sei das mächtigste Reich der Erde. Denn es waren meist christliche Sklaven, die ihm den Maßstab geben mußten für seine Beurteilung der anderswo so selbstbewußt auftretenden Europäer. Jakub el Mansur, der große Zeitgenosse Barbarossas, in unserer Kunstgeschichte berühmt als Erbauer der Giralda in Sevilla, hatte allein nach der großen Schlacht von El Arcos 1195 gegen 40000 gefangene Europäer als Sklaven in sein Land geschleppt, und seit jener Zeit hat es keinen Herrscher mehr in Fes, Marrakesch oder Mekines, den drei Hauptstädten des Reichs, gegeben, der nicht seine Schar christlicher Sklaven gehalten hätte. Pidou de Saint Olon, Ludwigs XIV. Gesandter in Marokko, erzählt, Sultan Ismail habe allein in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung mit eigener Hand 20000 Sklaven getötet. Allerdings pflegte dieser blutgierigste aller geschichtlichen Henker auf Fürstenthronen aus bloßem Zeitvertreib schon

vor dem Frühstück ein Dutzend Menschen mit der Lanze zu erlegen, und die zahlreichen Europäer, die an seinem Hof gelebt und ihre Haut heil zurückgebracht haben, berichten so übereinstimmend über die unsagbare Schlächterei, die er unter seinen Sklaven anrichtete, daß kaum daran zu zweifeln ist. Als die auswärtigen Kriege Marokkos seltener wurden und mit ihnen die Kriegsgefangenen, mußten den Bedarf an Sklaven die Unglücklichen decken, die an den verräterischen Küsten des Landes Schiffbruch litten. So sind bis ins 19. Jahrhundert hinein ungezählte Scharen von schiffbrüchigen Fremden in marokkanische Sklaverei verkauft worden, und selbst zu unsern Lebzeiten hat sich noch der eine oder andere beglaubigte Fall ereignet, dessen Opfer meist entsprungene Sträflinge aus den spanischen Militärzuchthäusern an der Nordküste waren.

Mit dieser durch den Brauch der Jahrhunderte gefestigten Anschauung, der „Christenhund" sei der geborne Untertan und Leibeigne des rechtgläubigen Mauren, im Herzen und den von Nationalstolz und Glaubenshaß triefenden Predigten ihrer beschränkten Pfaffen in den Ohren müssen die heutigen Marokkaner es erleben, daß nicht nur ihre Regierung die verachteten Christen in mehreren Häfen des Landes ungestört hausen und handeln läßt, sondern daß sie selbst im Innern ihres frommen Landes vor dem besudelnden Anblick der Nazarener (Nassara) und Römer (Rumi), wie das Volk noch heute unterschiedslos alle Ausländer nennt, nicht mehr sicher sind. Und jüngst sind die verhaßten Eindringlinge sogar nach Fes gekommen, nicht nur aus der ihnen angebornen schamlosen Neugierde, sondern zu dauerndem Aufenthalt inmitten der altheiligen Hochburg mohammedanischer

Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Am Hofe des Kalifen selbst treten sie dreist und unbekümmert um die Überlieferungen des Landes auf als Mitregierende, befehligen die scherifischen Truppen und unterweisen und unterstützen den abtrünnigen Landesherrn in allerhand gottlosen und nutzlosen Künsten der Ungläubigen. Hinter den hohen Mauern des Dar el Makhsen, des Sultanspalastes im neuen Fes, werden tausendmal hintereinander feuernde Mordmaschinen, die ehrwürdigen und weisen Vorschriften des Korans verhöhnende geheimnisvolle Bilderkästen und unheimlich fauchende, toll dahinrasende Teufelswagen versucht und von des Herrschers eigner Hand erprobt!

So klagen die Geistlichen, die es nicht verwinden können, daß nach dem Abfall von Stambul, Kairo, Tunis, Kairwan nun auch das heilige Fes im 14. Jahrhundert der Hedschra ein wenig anders auszusehen beginnt als in den Tagen des seligen Mulai Edris, der vor 1100 Jahren dies Mekka des Westens gründete. Keine andere Predigt konnte so leicht ihren Weg zum Herzen der am Alten hangenden, kirchengehorsamen Marokkaner finden, als diese Litanei vom bevorstehenden Untergang des Islam, als die unverhüllte Aufforderung, sich abzuwenden von dem letzten abtrünnigen Sprößling der Prophetenfamilie und mit der Vertreibung der Fremden und der Fremdenfreunde den Anfang zu machen zur Rückkehr zu Gott und zu dem Propheten wohlgefälliger Rechtgläubigkeit. Mit keinem andern Schlachtruf und Feldgeschrei konnte so schnell und weit ein Aufruhr angefacht werden, wie mit dieser Verkündigung des Vernichtungskrieges gegen den fremdenfreundlichen Sultan und seinen ausländischen Anhang, den Bu Hamara auf seine Fahnen geschrieben hatte. Und keine andere Volksbewegung konnte

so wie diese, die schlau berechnend sich zugleich an die heuchelnde Kirchlichkeit wie das trotzig selbstbewußte Vaterlandsgefühl der Massen wendet, verhängnisvoll werden für die Zukunft des Landes und der in sein Geschick verwickelten Fremden.

II.

Stimmungsmacherei in Tanger. — Ein englischer Vertrauter des Sultans und sein Fall. — Feser Flüchtlinge. — Reisevorbereitungen. — Segenswünsche der Bettler. — Abmarsch von Tanger.

Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen in Tanger und den übrigen Häfen, wo fremde Niederlassungen bestehen, eine erregte und unruhige Stimmung herrschte, die augenscheinlich noch unter dem Eindruck der Erinnerungen an die Belagerung Pekings stand. Man erwog die Möglichkeit einer allgemeinen Fremdenhetze und malte sich schaudernd das Schicksal der wenigen im Innern des Landes lebenden Beamten, Kaufleute und Missionare aus, wobei die Untaten der Boxer naheliegende und wenig beruhigende Vergleiche boten. Nicht wenig hatte zur Verallgemeinerung der plötzlichen Beunruhigung die erste Schilderung beigetragen, die von einem Augenzeugen von den Zuständen in der Hauptstadt entworfen wurde. Sie kam vom Vertreter der Londoner Times in Fes.

Dieser vielgereiste, abenteuersuchende Engländer hatte selbst zu den Ausländern gehört, die in den letzten Jahren enge persönliche Fühlung mit dem leicht zugänglichen jungen Sultan gewonnen und sogar persönlichen Einfluß auf ihn auszuüben begonnen hatten. Nach dem Durchstreifen aller möglichen Länder schien er endlich in Marokko

das Land seiner Sehnsucht gefunden zu haben: in dem malerischen Lande der Scherifen winkte ihm ein verheißungsvolles Arbeitsfeld. Soweit er es durch seinen persönlichen Einfluß vermochte, wirkte er am Hofe des Fürsten für die Anbahnung freiheitlicher Zustände im Lande und die Annahme europäischer, wenn auch im besondern wohl englischer Bildung. Und darin schien er bei Mulai Abd ul Asis mehr Erfolg zu haben als irgend jemand vor ihm. Wie es heißt, ist es gerade auf sein Drängen geschehen, daß der Sultan den glaubenswütigen Mörder des englischen Missionars Cooper aus seinem Versteck in der Moschee von Mulai Edris hervorziehen und hinrichten ließ, obwohl seit alters gerade diese hochheilige Stätte mit dem Grabe des Gründers und Schutzheiligen der Stadt als unantastbare Stätte der Zuflucht selbst für die schwersten Sünder gegolten hatte. Noch war von keinem der bisherigen Herrscher, unter denen es gewiß nicht an rücksichtslosen Gewaltmenschen gefehlt hat, jemals das Schutzrecht des großen Landesheiligtums in Frage gestellt oder gar gröblich verletzt worden. Wenn noch etwas die Wut der Geistlichen auf den abtrünnigen Landesherrn steigern konnte, so war es diese Nichtachtung eines weniger durch Satzung oder Glaubensvorschrift als durch Aberglauben und uraltes Herkommen zum Gesetz gewordenen Brauchs. Um den Preis, durch rasches Handeln sich den Beifall des Auslandes zu gewinnen und diplomatische Verwicklungen, vor denen man in Marokko mehr als vor einem wirklichen Kriege Angst hat, zu vermeiden, hatte sich Abd ul Asis den letzten Rest von Volkstümlichkeit verscherzt.

Es muß damals im Palast zu Fes sehr lebhaft zugegangen sein. Die Ermordung eines Europäers ist aller-

dings für die marokkanische Regierung niemals sehr angenehm. Aber sie ist schon häufiger vorgekommen, und nach dem heutigen bequemen Besänftigungsmittel in Gestalt der berühmten Barzahlung (nach dem Satz: Wert eines toten Missionars 20 000 Mk.) jedesmal zu allseitiger Zufriedenheit erledigt worden. Im Lande aber fing bei Coopers Tod die Schwierigkeit erst mit dieser glatt erledigten Sühne fürs Ausland an. Die Brandung des von der rührigen Geistlichkeit aufgewühlten Unwillens des Volks konnte auch hinter den dicken Mauern des Sultanspalastes nicht überhört werden. Hinaus mit den Christen und Fremden! war die Forderung, die zuerst und am lautesten erhoben wurde. An alle in Diensten der Regierung stehenden Fremden erging die Aufforderung, sich zum Verlassen des Landes bereitzuhalten. Als erstes Opfer fiel der englische Zeitungsmann, der infolge seiner Kenntnis des Arabischen stets unmittelbar mit dem Sultan hatte verkehren können und trotz seiner Eigenschaft als bloßer Privatmann eine wichtige Rolle am Hofe gespielt hatte. Hals über Kopf mußte er die Hauptstadt verlassen. Aufgeregt und erschöpft kam er an der Küste an, sein Pferd hatte er zuschanden geritten, als ob hinter ihm her die Aufständischen gejagt kämen, die sein Blut forderten. In dieser Verfassung schickte er seinen berühmten Drahtbericht, der in Europa den Grundton und einen grundfalschen Ton anschlug zur Beurteilung der Dinge, die sich am Hof und im Lande abspielten.

In Tanger, wo man allerdings dem Rif und seinen gefürchteten Bergberbern näher ist als in andern Küstenstädten, wuchs die Aufregung unter freundlicher Mitwirkung der rasch ins Land strömenden ausländischen Berichterstatter aufs höchste und verschuldete jene in Er-

regung und Unkenntnis übertreibenden Berichte über die angeblich im Lande herrschende offene Empörung und Zuchtlosigkeit, die auch heute noch die europäische Presse zu beeinflussen scheinen. Aus Fes begannen die Flüchtlinge anzukommen. Der Sultan hatte in der Tat seine englischen Techniker, Photographen und die Unterbeamten seiner Instrukteure entlassen. Aber auch andere Gäste erschienen, deren frühzeitige Flucht leicht falsch gedeutet werden konnte. Das erst kürzlich in Fes begründete deutsche Berufskonsulat wurde geräumt, und auch die wenigen, in der Hauptstadt lebenden deutschen Kaufleute erhielten von der Gesandtschaft den Rat, sich zur Küste zu retten. Unter solchen Umständen war vorauszusehen, daß mir in Tanger jedermann von einer Reise ins Innere abraten würde. Und obwohl ich erst lange, nachdem der Hauptsturm der Bestürzung und Befürchtungen sich gelegt hatte, ins Land kam, fand ich doch in der Stadt den Eindruck vorwalten, das ganze Land stände in Flammen und eine Reise zur Hauptstadt sei ein törichtes Wagnis. Auch die amtliche Vertretung unserer Regierung hielt es für ihre Pflicht, mir unter den obwaltenden Verhältnissen von meinem Vorhaben abzuraten. Aber als ich erst erklärt hatte, jede Verantwortung für etwaiges Mißgeschick selbstverständlich ganz auf meine eigenen Schultern nehmen zu wollen, fand ich hier wie bei befreundeten Landsleuten nur die bereitwilligste Förderung meines Plans.

Die größte Schwierigkeit machte die Beschaffung eines guten Reitpferdes und eines zuverlässigen Dieners und Dolmetschers. An guten Pferden ist natürlich in einem so ausgeprägten Reiterlande wie Marokko kein Mangel, und in einer von Ausflüglern überschwemmten Hafen-

stadt erst recht nicht. Aber gerade darin lag die Schwierigkeit. Mit Rücksicht auf diese Vergnügungsreisenden, die während der Frühjahrsmonate und anfangs Sommers in Tanger auftauchen, wollen die Pferdehändler ihre Tiere nicht verkaufen. Es ist für sie weit einträglicher, Tag für Tag ihren Stall an die Gasthöfe und ihre Kunden auszumieten, die fast stets auf ihr kurzes marokkanisches Programm einen Ausflug zum Vorgebirge Spartel oder der malerisch gelegenen, nur eine Tagereise entfernten Stadt Tetuan gesetzt haben. Auf diese Weise bringt ihnen jedes Pferd täglich 5—10 Peseten und mehr ein, während der Verkauf nicht mehr als deren 100—300 verschafft. Endlich, nach vielem Probieren und Probereiten, war ein Tier gefunden, das für einen allerdings stark kriegsmäßigen Preis ein gutes Reisepferd zu sein versprach, und mit ähnlicher Mühe war ein Maure aufgetrieben, der als Karawanenführer dienen und mit seinen bescheidenen Kenntnissen im Spanischen und in der Kochkunst zugleich notdürftig die Dienste eines Dolmetschers und Kochs versehen konnte. Gar keine Not dagegen verursachten die Maultiertreiber. Bei ihnen allein schien das Angebot auf dem Markt die Nachfrage zu übertreffen, und sie alle waren auch ohne weiteres bereit, die Reise nach Fes anzutreten. Das schien mir ein gutes Zeichen. Solche Leute, die ihr ganzes Leben auf der Landstraße und in den öffentlichen Karawansereien zubringen, haben für die tatsächlich herrschenden politischen Zustände, soweit sie sich aus der Sicherheit in Stadt und Land ermessen lassen, ein vielleicht viel treffenderes Urteil als diejenigen, die sich ihre Meinung auf Grund der stets aus zweiter und dritter Hand stammenden Erzählungen berufsmäßiger Nachrichtensammler und Zuträger zurechtmachen müssen.

Diese wackern Maultiertreiber mögen zwar in ihren Stammkneipen und Kaffeehäusern allerhand Räubergeschichten auftischen, die sie unterwegs erlebt oder von andern vernommen haben wollen. Aber welcher Reisende hätte nicht eine kleine Familienähnlichkeit mit dem Freiherrn v. Münchhausen? Der eine läßt seiner Neigung, sich interessant zu machen und Märchen zu erzählen, die Zügel schießen, der andere bezwingt sie und bleibt seiner Erinnerung und seiner Berichterstatterpflicht treu, so gut er's vermag. Das ist der ganze Unterschied. Und wenn auch gerade diese Karawanenmenschen mit ihren Berichten von der Straße, von Überfällen, Ermordungen, Ausplünderungen, Erpressungen und andern schrecklichen Moritaten, die einem alle Tage auf der Reise nach Fes zustoßen sollten, nicht wenig zur allgemeinen Ängstlichkeit beigetragen haben mochten — die einfache Tatsache, daß sie sich ohne Zaudern zu eben dieser angeblich von tausend Gefahren umlauerten Reise anwerben ließen, ohne zu erblassen, zeigte ja deutlich genug, daß sie in Wirklichkeit die Dinge gar nicht so schwarz sahen, wie sie sie denen, die das Gruseln lernen wollen, darstellten.

So zog ich denn eines schönen Tages, von den besten Wünschen meiner neuerworbenen Freunde unter den Tangerer Landsleuten und von den Gebeten der Bettler begleitet, zur Stadt hinaus. Ohne Allahs Segen, mittels einigen Kleingelds von den zahllosen Taugenichtsen, Tagedieben, Lahmen und Blinden und mehr oder weniger „Heiligen", ungeziefergeplagten, schmutzigen Straßenbummlern herabgefleht, hat wohl noch kein Fremder die Stadt verlassen. Die Kunde von der beabsichtigten Reise verbreitet sich mit Windeseile gleich einem großen Ereignis in alle Schlupfwinkel und zu allen Eckensteher-

plätzen, die die gesamte Bettlerzunft innehat. Und je weiter die Verladung des Gepäckes auf die Lasttiere vor sich geht, desto dichter wird die Schar der Glücklichereise-Beter, die den Augenblick des endlichen Aufbruchs abwarten. Und dieser Augenblick gehört in diesen glücklichen Ländern der Zeitvergeudung zu denen, die stets eine Verspätung haben wie ein sibirischer Schnellzug, wobei man nicht mehr nach Minuten, sondern nach Stunden rechnet. Auch meine Abreise war auf den frühen Morgen festgesetzt. Aber bis nun alles richtig verpackt war, die Lasten angemessen auf die Tiere verteilt und jede Seite der braven Maulesel gleichmäßig belastet, wurde es Mittag und wurde es Nachmittag. Der Mueddhin rief schon von der Zinne der Hauptmoschee das aschia, das Ende des Nachmittagsgebets aus, als ich endlich zum letztenmal über den lieben Soco Chico zog, noch rasch mit unserm wackern deutschen Postdirektor einen letzten Händedruck wechselte, und über den großen äußern Markt, zwischen den kleinen Zelten der Gemüsekrämer und Pferdehändler und die dichten Zuschauerreihen beim Gaukler und Schlangenbeschwörer hindurch, die Stadt verließ und meinem Geleitssoldaten nach Südwesten ins Freie folgte.

Man fühlt sich so unendlich erleichtert, wenn man endlich nach all den kleinen Ärgernissen und Mühseligkeiten der Reisevorbereitungen sich wirklich mit seiner Karawane in Bewegung setzen kann, daß man selbst den schreienden und zudringlichen Bettlern zum ersten- und letztenmal ein freundliches Gesicht zeigt. Der Dolmetscher darf diesmal großmütig ein paar Handvoll kleinster Münze unter die Krüppel und Geblendeten, die Faulenzer und gewesenen oder angehenden Verbrecher werfen und dann mit ein paar freundlichen Worten erwidern auf das all-

gemeine Dankgeschrei, das sich nun aus ein paar Dutzend heiserer abgeschrieener Bettlerkehlen erhebt. „Barak allahu fik“ (Gott segne dich!) und „fi mân illah“ (reise im Schutze Gottes!) tönt es aus der Menge, die uns noch durch das Gewühl des Marktes ihr Geleit gibt, weniger natürlich um noch bis zum Schluß ihre frommen Wünsche uns hören zu lassen, als in der Hoffnung, daß noch einmal und noch einmal so eine Handvoll grober Kupferstücke und einiger winziger Silberlinge ihnen auf die Köpfe hageln möge. Und wenn auch der christenhassende Gott „derer, die seiner Gnade sich freuen“, wie es im Anfang des Korans heißt, sich nicht viel um die Reisesicherheit des Ungläubigen bekümmern mag, es ist doch ein wohltuender letzter Eindruck, der uns hinausbegleitet aus der „Stadt der Hunde“ auf unsern Weg ins Innere, in das unbekannte Land der Mauren, denen von allen Übeln der reisende Fremdling und christliche Späher das größte ist.

III.

Mein Mokhasni. — Amtliche Beschützung reisender Ausländer. — Wertlosigkeit der Schutzsoldaten. — Marokkanische Lebensversicherung. — Erste unverfälschte Eindrücke außerhalb Tangers.

Es war eine bescheidene kleine Karawane, an deren Spitze ich zur Stadt hinauszog. Einige Engländer und auch ein deutscher Landsmann, die ich im Gasthof kennengelernt hatte, waren wiederholt mit dem Vorschlag an mich herangetreten, mit ihnen gemeinsam die Reise zu machen. Aber mit Fremden, deren Reisegewohnheiten und Neigungen man nicht genau kennt, sich auf so enge Genossenschaft einzulassen, wie sie Karawane und Zelt not-

wendig mit sich bringen, ist ein mißlich Ding für jemand, der sich seine Unabhängigkeit und sein Verfügungsrecht über Richtung, Art und Dauer der Reise bewahren will. So hatte ich ihnen, die allein den Aufbruch ins Innere nicht recht zu wagen Lust hatten, eine abschlägige Antwort gegeben, und war damit der einzige Europäer meiner kleinen Karawane und mein eigener Herr geblieben. Das war mir um so wertvoller, als nach der Schilderung, die mir in Tanger von den Zuständen im Lande gemacht wurde, ich täglich damit rechnen mußte, durch die Aufständischen oder durch dreiste Räuberbanden, wie sie die Heerstraßen unsicher machen sollten, zur Umkehr gezwungen zu werden. Um in solchem Falle doch wenigstens etwas von der gescheiterten Reise zu haben, hatte ich mir vorgenommen, nicht den üblichen Karawanenweg zu ziehen, der, ohne bemerkenswertere Ortschaften zu berühren, in gerader Linie zur Hauptstadt führt, sondern mittels ganz geringfügiger Umwege meinen Weg so zu legen, daß ich schon vor meiner Ankunft in Fes vier oder fünf bedeutendere Städte dieses nordwestlichsten Teiles von Marokko kennengelernt haben würde. Zwar war auch das ein Plan, von dem ich in Tanger möglichst wenig sprach, um nicht noch mehr Anlaß zu wohlgemeinten Besorgnissen zu geben, als mein Aufbruch ins Innere so wie so schon zu wecken schien. Denn wenn man überhaupt die Reise wagen könnte, so hieß es, wäre sie nur auf der Hauptstraße möglich, wo man sozusagen keinen Augenblick ohne die tröstliche Nähe anderer, wenn auch nur einheimischer Reisender sein würde.

Wie es seit erdenklichen Zeiten für jeden ins Land kommenden Ausländer üblich ist, hatte ich mir auch durch die freundliche Vermittlung unserer Gesandtschaft den be-

rühmten Schutzsoldaten verschreiben lassen, der den reisenden Fremdling auf Schritt und Tritt begleitet und im Namen des Sultans Achtung und Schutz für ihn fordert. Diese wackern Leute werden Mokhasnija (Einzahl Mokhasni) genannt, „Regierungsmänner“ oder wörtlicher „Schatzhausbeamte“, denn bezeichnend genug heißt in Marokko die Regierung des Sultans mit dem Hofstaat und allem, was dazu gehört, Makhsen, was im klassischen Arabisch einfach Speicher, Lagerhaus bedeutet, worin auch der Laie leicht den Ursprung unseres Fremdwortes Magazin erkennen wird; in diesem gesegneten Lande der amtlichen Selbstsucht ist eben das Wichtigste für den Herrscher und seine Beamten das Einsammeln und Aufspeichern der Steuern und Abgaben, die das Volk für seines Königs höchsteignes Wohlergehen, nicht etwa zu Nutz und Frommen des Landes, aufbringen muß.

Mein Mokhasni ließ sich stolz Kaid Muhammed nennen, obwohl er gewiß nie in seinem Leben so viele Soldaten zusammen gesehen hatte, wie ein Kaid (Oberst) eigentlich befehligen soll. Auch der Chefinstrukteur der Truppen des Sultans, der vielgenannte englische Machthaber am Hofe, Sir Harry Maclean, führt nur den Titel Kaid, obwohl ihm doch die ganze Leibwache unmittelbar untersteht. Aber ohne hochtrabende Titel und Anreden geht's hier nicht, und die Maultiertreiber beeilten sich denn auch, in ihrer Anrede an den Gewaltigen stets den Kaid zu betonen, oder wie man hier im Norden mit gänzlicher Verhauchung des Kehllautes spricht: Aid. Der würdige Herr machte einen ganz stattlichen Eindruck auf seinem großen Rappen, mit der unendlich langen Flinte und dem großen Mordschwert an der Seite. Ein langer, eisgrauer Bart wallte ihm hinab auf seine breite

Heldenbrust, und wenn man hinter dem schön gebäumten Halse seines Hengstes die straff aufgerichtete Gestalt des kriegerischen Greises auftauchen sah, hätte man schon an den Cid Campeador denken können, wie er mit weißwallendem Mantel gegen die Ungläubigen zu Felde zieht. In der Nähe betrachtet aber verwandelte sich der alte Haudegen doch in ein recht friedliches Menschenkind, dem wohl alles andere näher lag als Mord und Blutvergießen. Wenn er absaß, konnte man zwar seinen hohen Wuchs und seine kräftigen Glieder bewundern, aber zugleich auch entdecken, daß er gänzlich lahm war, ähnlich wie sein Schlachtroß, dessen einzige Gangart ein greisenhaftes Trippeln war. Und selbst zu dieser schüchternen Art der Fortbewegung reichten die Willenskräfte der ausgedienten Mähre nicht mehr aus. Sie mußte dazu fortwährend angetrieben werden mittels des gewaltigen langen Sporns, den sich ihr Reiter über seinen bloßen rechten Fuß geschnallt hatte. Mit diesem langen scharfen Eisen kitzelte er fortwährend die schon gänzlich aufgerissene enthaarte Weiche des armen Tieres, das überdies noch durch das grausame landesübliche Gebiß und die törichte Art der Sattlung recht gequält wurde. Indessen scheinen hier auch die Tiere der großen Weisheit des Schicksalsglaubens zu huldigen, sie sagen sich vermutlich auch: mektûb, es steht so geschrieben, dagegen läßt sich nichts tun, el hamdu lillah, gepriesen sei Gott, und damit ist alles erledigt.

Ein so betagter, lahmer Kriegsmann auf schlecht genährter, geschundener Rosinante ist natürlich auf der Reise alles andere eher als ein wirklicher Schutz. Die alte Donnerbüchse, von der altertümlichen, aus dem Ssûs, der Südwestprovinz Marokkos, stammenden Art mit dem

unendlich langen Lauf und dem zierlichen metallbeschlagenen Schaft, war augenscheinlich eine mehr malerische als wirksame Waffe, die er überdies stets in einen Bezug aus leuchtend rotem Filztuch eingehüllt trug. Wenn er überhaupt Pulver und Blei dazu besaß, konnte es nur sehr wenig sein, denn außer der roten Ledertasche, die jeder Marokkaner umgehängt trägt, hatte er nichts mit sich. Aber die Sage geht, daß diese unerschrockenen Mokhasnija im Falle eines wirklichen Angriffs immer die ersten sind, die den bessern Teil der Tapferkeit in der Klugheit sehen und ausreißen, ehe sie sich zu der peinlichen Notwendigkeit verstehen, die Knarre aus dem Überzug zu nehmen, den endlosen Ladestock zu ziehen und Ernst zu machen. Trotzdem ist der Reisende verpflichtet, sich die Begleitung einer so überflüssigen Zierde seiner Karawane aufbürden zu lassen. Und zwar geht der Zwang zunächst von den Gesandtschaften aus, die nur unter dem Schutze eines solchen Begleitsoldaten ihre Landesangehörigen ins Innere ziehen lassen. Der Mokhasni nämlich ist die Handhabe, womit bei Bedarf die Schadenersatzansprüche geltend gemacht werden können. Ist ein Reisender trotz der Begleitung eines Soldaten zu Schaden gekommen, so erkennt die marokkanische Regierung stets ihre Verpflichtung an, Genugtuung zu leisten und die trauernden Hinterbliebenen in der bekannten Weise (ein toter Missionar kostet 20000 Mk.) zu trösten. Um sich diese verlockende Barzahlung zu sichern, wird natürlich jeder Fremde, der dumm genug ist, in Marokko reisen zu wollen, mit Vergnügen die anderthalb Duro (etwa 4,50 Mk.) nach heutigem Kurs täglich zahlen, die ihm von der Regierung für den Soldaten abgefordert werden. Er wird dabei, wenn er erst ein paar Wochen

unterwegs ist, die Entdeckung machen, daß nicht nur in der Diplomatie die Marokkaner den Europäern über sind, sondern auch in den Künsten der Lebensversicherungsberechnung. In meinem Falle z. B. konnte die Regierung für den eingebildeten Schutz meiner Karawane ein paar hundert Peseten in die Tasche stecken. Ich nehme wenigstens an, daß der Soldat den größern Teil dieses ihm am Ende der Reise ausbezahlten Geldes dem Statthalter von Tanger hat abliefern müssen; ausgegeben hatte er unterwegs nichts davon, obwohl er nach dem Vertrage sich selbst und sein Tier damit beköstigen sollte. Aber nach Landessitte hatte er sich sein bißchen Gerste und Gras stets von den Dörflern liefern lassen, in deren Gebiet das Lager aufgeschlagen wurde. Und das ist eigentlich der Hauptnachteil, der dem Reisenden wie dem Lande aus dieser Schutzbegleitung erwächst: das Volk wird nicht entschädigt für die Leistungen, die der Mokhasni von ihm fordert, und vermehrte Wut der Eingebornen gegen die Fremden, die diesem Verfahren hilflos zusehen müssen, ist die Folge.

Aber malerisch wenigstens war er, mein alter Krieger, und das ist die Hauptsache in diesem Lande, wo uns alles so fremdartig und altertümlich unberührt anmutet, sobald wir erst die letzten Häuser der europäischen Hafenstadt hinter uns haben. Meine Maultiere mit dem Zelt und den Kisten und Kasten für Küche und Haus, die Treiber, die geduldig hinter ihren Tieren hertrotten und mit nimmer verstummendem Zuruf „arra, arra, sse!“ und „ri, ri!“ ihnen den spitzen Treiberstock in die blutende Kruppe stoßen; der selbstbewußt auf hohem Pferde thronende Dolmetscher mit seiner kleinen Hanfpfeife, die zahlreichen Reisenden und Packtiere, die mit uns dieselbe

Straße ziehen oder uns entgegenkommen; die hinter dicken Hecken von Opuntien und Agaven versteckten Dorfhütten — all das ist so echt, so weltentrückt, daß man Tanger mit seiner Halbkultur alsbald vergißt und sich willig den neuen unverfälschten Eindrücken überläßt. War schon der Übergang von der spanischen Küste zur marokkanischen Hafenstadt mit seinem unvermittelten Bilderwechsel ein reizvolles Erlebnis, so fühlt man sich auch hier, ein paar Minuten hinter der Stadt, wie mit einem Ruck in eine neue Welt versetzt, der man die nahe europäische Nachbarschaft nicht mehr anmerken kann.

Da ist nichts, was das vollkommene Bild morgenländischen Lebens und nordafrikanischer Landschaft stören könnte, nicht eine Form, nicht ein Laut, die nicht hineinpaßten in dieses Bild mittelalterlicher Ländlichkeit, in diese friedlich schweigende Frühlingslandschaft unter mildem, strahlendblauem Himmel, in dies Menschengetriebe, das sich vielleicht in nichts unterscheidet von dem, das sich auf demselben Boden vor Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden abgespielt haben mag. Die Wege sind dieselben wie damals, das heißt einfach die breit ausgetretenen Spuren langer Geschlechter von Packtieren und Treibern, die Verfrachtung der Waren geschieht noch wie in den Urzeiten in höchst einfachen, aus Ried und Halfa geflochtenen Hängekörben auf Esels oder Maultiers Rücken, und auch die Waren werden mit ganz verschwindenden Ausnahmen dieselben sein wie Anno dazumal. Selbst die Menschen werden sich wenig verändert haben seit den Anfängen marokkanischer Geschichte, sicherlich aber kaum noch nach der mohammedanischen Eroberung. In diesen Äußerlichkeiten kann das Land der Scherifen es an beharrlichem Festhalten alter Über-

lieferung wohl getrost aufnehmen mit den Ländern des fernen Ostens, nur daß es diesen überlegen ist an Vielgestaltigkeit und Vermischung von Völkern und ihren Bestrebungen. In Ostasien ist in allem ein überwältigender Zug ins gemeinsame Große, alles erscheint dort nach demselben uralten Muster geformt und getan, in Schrift und Schrifttum, Baukunst und Kleidung, Glaubenslehre und Sittengesetz. In Marokko sind von solcher Einheit und Beständigkeit nur die Bestrebungen und Einwirkungen des Islams mit ihrer verflachenden Verbreitung der arabischen Sprache. Ihnen gegenüber, als abwehrendes Bollwerk, im innersten Kern doch unzerstörbar, steht das Berberntum, und als weitere trennende, eigene Formen zäher Eigenart darbietende Elemente die Juden, und zwar die uralten, unmittelbar aus Palästina und Ägypten stammenden Urjuden, und die aus Spanien zurückgewanderten, noch heute Spanisch redenden „hispanischen" Juden, beide verschieden voneinander in allen Lebensäußerungen und weitere Mannigfaltigkeit in das Gesamtbild marokkanischen Lebens einfügend.

Wie ein kleiner Ausschnitt aus diesem bunten Völkergemisch Marokkos erschien mir meine kleine Karawane, als ich in der späten Nacht des ersten Reisetages beim Mondenschein dem Aufschlagen meines Zeltes zusah und Mauren, nomadische Araber und Berbern, in friedlichem Verein für den „Römer" arbeiten sah, sich untereinander derselben arabischen Sprache bedienend und unermüdlich denselben Propheten und andere dii minorum gentium des mohammedanischen Kalenders anrufend.

IV.

Rifberbern und „Riffpiraten". — Mauren und Mohren. — Othello. — Die Scherifen. — Übertragung des heiligen Geistes Mohammeds. — Die „Leute der Verpflichtung".

Die Leute, die ich in Tanger in meinen Dienst genommen hatte, gehörten ihrer Abstammung nach den verschiedensten Stämmen an, die Marokkos buntgemischte Bevölkerung zusammensetzen. Da war ein Berber aus dem Stamme der Andschera, die den Bergstrich östlich von Tanger längs der Meerenge von Gibraltar bewohnen, da war Hamed er Rifi, ein leibhaftiger Vertreter der gefürchteten Bergberbern vom Rif, der wildesten und ungezähmtesten Marokkaner, deren Küste bis in unsere Tage ein Schrecken für die unglücklichen Schiffsmannschaften gewesen ist, die das Unglück hatten, hier zu stranden. Bekannt ist ja das Gefecht, das Prinz Adalbert von Preußen 1851 am Vorgebirge Tres Forcas gegen diese Seeräuber des Rifs zu bestehen hatte, die man bei uns so häufig Riffpiraten nennen hört, als ob sie Bewohner von Felsen und Küstenriffen wären wie die Fettgänse. In Wirklichkeit aber hat sich erstaunlicherweise unter den Berbern die spätlateinische Bezeichnung Ripa für den Küstenstrich erhalten, der noch bis in die oströmische Zeit hinein ein wesentlicher Bestandteil der Provinz Mauretania Tingitana war. Da es weder im Arabischen noch im Berberischen ein P gibt, ist aus diesem Namen Rif geworden, mit dem Artikel: er Rif, worin allerdings andere die berberische Umwandlung des Namens der alten Libyer sehen wollen. Wie dem auch sei, Rif ist heute

bei Arabern wie Berbern die Bezeichnung für jenen unzugänglichen Küstenstrich, dessen Bewohner, Rifi (Mehrzahl Ruafa), mit Recht als die blutdürstigsten und freiheitsliebendsten aller afrikanischen Stämme gelten. Mein Maultier-Rifmann entpuppte sich aber unterwegs als ein äußerst gemütlicher, stets zu Scherzen und Singen aufgelegter alter Knabe, der sich vor den andern sehr vorteilhaft durch größere Kraft und Ausdauer auszeichnete. Er hatte nichts auf seinem sehnigen Leibe als die Dschellaba, das grobwollige, kurzärmelige Hemd, das die Gebirgsbewohner des ganzen Landes tragen. Es läßt die Unterschenkel und die Knie völlig frei und ist für abgehärtete Leute jedenfalls ein sehr bequemes Kleidungsstück. Seine gelben, an den Absätzen offenen Lederpantoffeln trug er fast stets in der einen Hand, während er in der andern seine treue Büchse hielt, so daß er in seinem Hemde und mit Pantoffeln und Gewehr als einziges Handgepäck einen lächerlichen Eindruck gemacht hätte, wenn ihm nicht unter seinem kurzgeschorenen Blondschädel ein Paar so ehrlicher hellgrauer Augen hervorgeleuchtet hätten, denen auch nicht das mindeste von der seit alters sprichwörtlichen fides punica anzumerken war.

Einen ganz andern Vertreter stellte mein Dolmetscher dar, Abd es Slâm el Gharbi, einer von den stark von der Kultur beleckten nördlichen Arabern, die das flache Kernland Marokkos, el Gharb (den Westen), bewohnen. Er war ein richtiger Maure, worunter man ja nicht schlechthin einen Marokkaner verstehen sollte, sondern die Nachkommen der früher in Spanien ansässig gewesenen und schließlich durch Ferdinand den Katholischen und Isabella endgültig nach Afrika zurückgeworfenen Eroberer.

Sie hatten sich in Spanien stark mit keltischen, germanischen und jüdischen Elementen vermischt und waren schließlich ein ganz neues Volk geworden, das mit den Stammvätern in Marokko wenig mehr als Glauben und Sprache gemein hatte. Sie waren die Moros der Spanier, jene merkwürdigen Afrikaner, die sich nicht nur in Granada und Andalusien, sondern auch in vielen östlichern Mittelmeerhäfen auszeichneten durch ihre glänzende Begabung, Prachtliebe und Leidenschaft. Shakespeares Othello und der bekannte Mohr, der seine Schuldigkeit getan hat und gehen kann und doch seit Jahrhunderten immer wieder durch Zitate aufgestört wird, war ein Moro, ein Mohr, wie die Engländer sagen, also kein kohlschwarzer Neger, sondern ein Mann von schmalen, scharfen semitischen Zügen und heller Hautfarbe, wenn auch Shakespeare selbst sich, dem Irrtum seiner Zeit folgend, den Mohr vorgestellt haben mag wie einen der dicklippigen kraushaarigen schwarzbraunen Söhne afrikanischer Wildnis, die heute von Amerika und Paris aus mit ihrem Cake Walk die Welt erobern. Mein Maure hatte die vornehmen, abgemessenen Bewegungen und die höfliche Ausdrucksweise des gebildeten Morgenländers. Zwar nannte er mich beim Spanischsprechen trotz häufig eingeschobenen Señor und Caballero ohne weiteres Du (wie das auch allgemein bei den Andalusisch sprechenden Juden Marokkos der Fall ist, denen die Anrede Usted gänzlich unbekannt ist), aber er kleidete auch die gleichgültigsten Dinge in eine so gewandte und verbindliche Form, daß ich einige Zeit brauchte, um die in seinem schwarzen Herzen schlummernde Tücke zu entdecken.

Nützlicher als die wackern Berbern und der Maure war ein reiner waschechter Araber, den ich ebenfalls an-

geworben hatte und hinter dessen braver Maultiertreiber-physiognomie niemand die hohe Würde geahnt hätte, deren er sich rühmte. Er war ein Scherif. Und das sagt in Marokko alles. Ein Scherif ist der Inbegriff alles Hohen, Heiligen, Unantastbaren für den rechtgläubigen Moslem des Westens. Scherif (Mehrzahl Schürfa) heißt im Arabischen eigentlich nichts anderes als vornehm. In Marokko aber ist es der ständige Beiname der angeblichen Nachkommen des Propheten Mohammed geworden, die sich in den östlichen Ländern des Islams Ssaijjid nennen lassen und sich durch den dort ihnen allein zustehenden grünen Turban auszeichnen. Bei der hier landesüblichen Vererbungsweise des Namens, wo auch sämtliche mit Nebenfrauen und Negersklavinnen gezeugten Söhne als vollberechtigt gelten, hat sich die Zahl dieser Nachkommen des Religionsstifters natürlich vermehrt wie der Sand am Meer. Heutzutage sind diese Scherifen Marokkos einfach unübersehbar. Es gibt ganze Völkerstämme, die ihren Ursprung von irgend einem lendenstarken Propheten-sprößling ableiten und sich samt und sonders Scherifen nennen. Alles Ernstes, ganze Völkerstämme. So erzählt der neueste große Erforscher Marokkos, der Marquis de Segonzac, in seinem kürzlich erschienenen Buch, die Stämme der Beni Aruß und der Beni Serwal behaupteten, mit Kind und Kegel heiliger Abkunft zu sein. Wahrscheinlich aber sind es ziemlich unvermischte Berbern, die sich nur durch ein fromme Geschichtsfälschung ihren Stammbaum zu Mohammeds Geschlecht der Koreisch haben zurückführen können, etwa wie in den Vereinigten Staaten ein Emporkömmling sich für schweres Geld seine Abkunft von Karl dem Großen, Richard Löwenherz oder gar König Alfred dem Großen, wenn er sich dessen noch

aus der Fibel entsinnt, in einem eigens zu diesem Zweck veröffentlichten und kostbar mit Stammtafeln und Ahnenbildern gezierten Prachtwerk beweisen läßt. So heißt es in einem kürzlich ins Französische übersetzten Geschichtswerke eines alten Arabers: „Fatima (Mohammeds Tochter) sprach, jeder Apostel hat seine Herolde. Meine werden die Berbern sein. Denn man wird El Hassan und El Hussein (ihre und Alis Söhne) töten, ihre Nachkommen aber werden sich nach dem Westen (El Gharb) wenden und bei den Berbern Aufnahme finden".

Wenn es so eine erlauchte Dame wie die Lieblingstochter des Propheten selbst so bestimmt aussagt, dann wird es wohl stimmen, und man darf sich nicht wundern, wenn in der Umgegend der Stadt El Kssar el Kebir, wo jedermann Scherif ist, man vor gegenseitiger Hochachtung erstirbt. Denn so ein Scherif genießt hier noch viel höhere Ehren als etwa einer von der Geistlichkeit, die auch in Marokko wahrlich keine Kleinigkeit ist. Man küßt ihm den Saum des Gewandes nach biblischer Weise, oder wenn der nicht vorhanden oder zu erreichen ist, versucht man irgend eine unmittelbare Berührung mit dem heiligen Prophetensprößling zu erhaschen, ja, schließlich genügt auch schon das Anfassen seines Pferdes, Steigbügels oder irgend einer von ihm berührten Sache, um den Strom zu schließen und des Ausflusses der „Baraka" teilhaftig zu werden, des heiligen, wie ein elektrisches Fluidum gedachten Geistes, der allen Nachkommen Mohammeds anhaften soll. Für den fremden Reisenden ist daher die Begleitung einer so göttlichen Persönlichkeit viel mehr wert als ein amtlicher Schutzsoldat. Ein Scherif kann allein durch den Geruch seines heiligen Namens Frieden stiften und Unheil verhüten, wo die leicht erzürnten Ge-

müter einmal aufeinander platzen. Er kann allerdings auch Anlaß zu blutigem Streit geben, wenn er versehentlich beleidigt worden ist, und seine Begleiter dann im Namen der beschimpften Prophetenfamilie Partei ergreifen. Man tut also gut, den hohen Herrn, der von jedermann „ia mulei!“ (o Gebieter) angeredet wird, wie der Landesherr, zart und achtungsvoll zu behandeln wie ein rohes Ei. Dann wird man noch glätter durchs Land der Scherifen kommen, als anderswo mit dem Hut in der Hand.

Das einzige von den bezeichnenden Elementen, die Marokkos Bevölkerung zusammensetzen, das in meiner kleinen Karawane fehlte, waren die Juden. Ich war anfangs in Tanger doch stark in Versuchung, mir einen der sprachgewandten, mit allen Hunden gehetzten Söhne Israels als Dolmetscher oder Koch mitzunehmen, wozu sie meist brauchbarer sind als die Mauren. Aber das wäre nur ein Schritt der Verzweiflung gewesen, wenn ich durchaus nichts anderes mehr gefunden hätte. Denn wenn man sich in mohammedanischen Ländern, und im pfaffenbeherrschten Marokko vor allen, einen Umgang aussuchen will, der in den Augen der rechtgläubigen Moslim noch unter dem Scharfrichter oder dem Zuhälter steht, dann braucht man sich nur einen Juden zu nehmen. Trotz mehrfacher Stellen des Korans, die sich ganz ungezwungen zur Befürwortung freundschaftlichen Verkehrs mit Christen und Juden auslegen ließen, ziehen die marokkanischen Mohammedaner es doch vor, in beiden nur unreine Hunde zu sehen. Der Jude, der ihnen wenigstens als Verehrer eines einigen Gottes ein wenig nähersteht, ist unendlich verhaßt; der Christ aber, der als Anbeter einer dreifachen Gottheit dem strenggläubigen Islam

für hoffnungslos verdammt gilt, bekommt außer dem Haß auch die tiefste Verachtung zu spüren. Dem Juden gegenüber nimmt sich der Moslem mehr heraus. Er kennt ihn besser als den Christen. Der Jude hat wie ein verachtetes geduldetes Haustier unter ihnen seit uralten Zeiten gewohnt. Und das Wort familiarity breeds contempt gilt auch in Marokko. Man hat sich nicht nur an die Nachbarschaft gewöhnt, sondern man hat im Laufe der Jahrhunderte eigene Ausnahmegesetze ersonnen, die den Juden demütigen sollen, ja ihn fast rechtlos machen, rechtloser noch als der marokkanische Untertan an und für sich schon seinem selbstherrlichen Herrscher gegenüber ist.

Um ihn vor dem Gröbsten zu schützen, wird er unter den unmittelbaren Schutz des Sultans gestellt. Und daß ein mohammedanischer Fürst verhaßte Ungläubige nicht um ihrer schönen Augen willen unter seine Fittiche nimmt, versteht sich von selbst. Eine gewaltige Abgabe wird von den Beschützten erhoben, die daher im Amtsstil noch heute Ahl ed-dimma (Leute der Verpflichtung) heißen, denn diese Verpflichtung, eine jährliche Steuer und nach Bedarf noch besondere niemals zurückgezahlte Anleihen aufzubringen, ist die Gegenleistung für den landesherrlichen Schutz. Für das Volk aber ist der Jude trotz dieser besondern Schützlingsstellung noch immer der verachtete Ungläubige, den man ungestraft mißhandeln oder gar totschlagen kann. In Tanger, wo die Juden durch ihre schon seit alters sehr bedeutenden Handelsbeziehungen zum Ausland Macht und Reichtum erworben haben, wird man nicht den richtigen Eindruck von ihrer wirklichen Stellung zu den Mohammedanern bekommen. Die Nähe der fremden Vertretungen, das Schutzrecht, das sie so häufig von

fremden Staaten erwerben, schützen sie hier gegen alle gröbere Unbill. Aber schon ein paar Meilen entfernt von diesem unter fremdem Schutz gedeihenden Judenparadies trifft man die ursprünglichen und sonst noch überall im Lande obwaltenden Zustände der Rechtlosigkeit und Vergewaltigung, wie ich schon an einem der ersten Tage meiner Reise beobachten konnte.

Eine Karawanenreise nach Fes.

Asaila.

I.

Ankunft vor Asaila. — Ein Bad mit antisemitischem Intermezzo. — „La bâss!" Auf dem Dache der Moschee.

Der erste größere Ort, den ich mir, von dem üblichen Reisewege abweichend, zu besuchen vorgenommen hatte, war die Stadt Asaila. Nachdem ich einen Tag lang über die im schönsten Frühlingsschmuck grünenden und blühenden Ausläufer des Dschebbel Habib gezogen war, stieg ich am Morgen des dritten Reisetages, nach Westen zur Küste abbiegend, hinab in die Strandebene, auf der die langen Wellen des Atlantischen Ozeans den Sandboden zu einem prächtig glatten Spazierweg umgeformt hatten. Für Menschen wie Tiere war es nach der Kletterei in den Hügeln eine wohltuende Erholung, auf diesen nachgebenden staubfreien Ebbegrund die Füße setzen zu können, ohne jeden Augenblick auf Steingeröll und Wurzeln acht geben zu brauchen. Aber es war glühend heiß. Die erfrischenden Winde, die oben in 300 m Höhe geweht hatten, und bei der Meeresnähe der Höhen und dem dadurch veranlaßten lebhaften Luftausgleich fast nie ganz aufhörten, waren unten am Wasser kaum mehr zu spüren. Sie schienen eingeschlafen und müde geworden zu sein in der

Mittagshitze wie wir, die wir stumpf und gleichmäßig Schritt vor Schritt in den weichen Sand setzten, der die flimmernden Lichtwellen der Vormittagssonne auf und ab tanzen ließ wie die zitternden Luftschichten über einem Rauchfang. Da erschien mit einemmal die endlose schmale Strandebene wie abgeschnitten; ein breites festungsähnliches Mauerwerk füllte den schmalen Streifen aus, der zwischen dem hügeligen Dünenvorland und dem Ebbestrand lag, und Zinnen, Türme, Wälle erheben sich, fast farblos oder schwarz aussehend, in dem grellen, steil herabkommenden Licht. Das ist Asaila,*) vielleicht die älteste und an wechselvollem Geschick reichste Stadt Marokkos.

Ehe ich meine Reise zum Genusse dieses geschichtlichen Leckerbissens unterbrach, wollte ich Körper und Geist gebührend darauf vorbereiten und rasch ein kleines Seebad nehmen. Ich schickte also meine Maultiertreiber voraus mit der Weisung, die Zelte gegen Sonnenuntergang an einem etwa 30 km weiter südlich an der Küste gelegenen Ort aufzuschlagen, den ich mit Hilfe meiner französischen Karten ausfindig machte. Nur Dolmetscher und Soldat blieben bei mir, um während meines Bades meine Sachen zu behüten. Kaum war ich im Wasser, das trotz seiner Wärme von 20° C. außerordentlich erfrischend und belebend wirkte, als von der Stadt her eiligen Laufs Gruppen von Männern und Kindern herankamen. Es waren Juden, die von weitem schon die Ankunft des Europäers gesehen haben mochten und nun den

*) Auf unsern Karten erscheint der Name auch als Arsila oder Arzilla. Im Arabischen ist gar kein R in dem Wort, ebensowenig wie in Tanger (Tandscha). Die Mauren und die Einwohner selbst sprechen Asaila.



Ansicht von Asaila von der La



le. Portugiesische Befestigungen.

seltnen Gast aus der Nähe betrachten wollten. In ihrem Städtchen gibt es keine Europäer, und nun gar einen gänzlich nackten Weißen mochten sie für eine besondere Sehenswürdigkeit halten, zu deren Besichtigung es sich schon lohnte, in brütender Mittagsglut einen kleinen Trab hinaus zur Stadt zu machen. Voller neugieriger Scheu standen sie nun da, mich beim Schwimmen beobachtend und leise Bemerkungen unter sich austauschend. Bald faßten sie sich ein Herz und musterten meine im Sande liegenden Sachen, Reitanzug, Stiefel, Reitpeitsche und meine verschiedenen photographischen Apparate, die der Dolmetscher stets bei sich führen und zum Gebrauch bereithalten mußte. Sobald aber so ein naseweiser kleiner Judenbengel kühn seine Hand ausstreckte, um den silbernen Knauf meines Reitstocks zu befühlen, da ließ ihm mein Mokhasni, der bis dahin wie teilnahmlos neben meinen Kleidern im Sande gesessen hatte, seinen Gewehrkolben im Schwunge übers Schienbein sausen, so daß der arme Sünder sofort zu Boden stürzte. Natürlich allgemeines Wehgeschrei, Geschimpf, eilige Flucht der Jüngern und lebhaftes Fluchen der Ältern. Der Soldat fühlt sich nun als Vertreter des Sultans, vielleicht glaubt er sich auch zum fidei defensor berufen und schreitet mit mächtigen Schritten, sein lahmgeschossenes Bein nachziehend und drohend seine lange Flinte schwingend, auf die eingeschüchterten und schon halb zur Flucht gewandten Leute zu. Ich rufe dem Dolmetscher zu, er soll sie ruhig gewähren lassen, aber zu spät, der Soldat waltet seines Amtes und treibt mit Tritten und Kolbenschlägen die armen Kerle völlig in die Flucht. Der Dolmetscher aber, dem ich aus meiner hilflosen Lage im Wasser heraus Vorwürfe mache, hat nur die Antwort: „Son Judios,

Senor.“ Ja, wenn es „nur Juden“ sind, läßt sich in Marokko nichts mehr sagen.

Schon eine Stunde später gab's einen ganz ähnlichen Zwischenfall. Ich war eben in die Stadt eingeritten und hatte mich im Schatten eines alten zerbröckelnden Torwegs in der Seefestung auf die Erde gesetzt, um ein wenig zu verschnaufen, bis vom Statthalter die Erlaubnis käme, in den alten Befestigungsanlagen ein wenig herumzuklettern. Wie immer war ich alsbald von Neugierigen umlagert. Fast die ganze Gesellschaft lutschte an Apfelsinen, die so saftig und verlockend aussahen, daß ich einen Jungen aus der Menge der Zuschauer ausschickte mit der Bitte, mir ein Dutzend zu kaufen. Er kam alsbald mit den Früchten wieder, und ich gab ihm eine kleine Silbermünze, die vielleicht den fünffachen Wert der durch ihre Überfülle fast gänzlich wertlosen Apfelsinen darstellte. Kaum machte er Miene, das kleine Geldstück irgendwo in seinem Gürtel zu verbergen, als die im Torwege herumlungernden Festungssoldaten über ihn herfielen und ihm das Geld wegnahmen. Auch er war „nur ein Jude“. Ich mußte es schon einigermaßen schlau anstellen, um ihm nachher ungesehen von neidischen Muselmanen noch einmal zuzustecken, was ihm zukam.

Während sich dieser kleine Auftritt abspielte, den ich nur zur Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Mohammedanern und Juden erzähle, war dicht dabei noch eine weitere kleine Probe von marokkanischer Judenhetze vor sich gegangen, die dritte, die ich im Laufe von einer Stunde mit ansehen mußte, und deren unschuldige Veranlassung ich geworden. Beim Absitzen hatte ich mein Pferd und das meiner Diener der um mich drängenden Straßenjugend überlassen, die geduldig die Tiere am Zügel

zu halten und dafür ein kleines Trinkgeld zu erwarten pflegt. Einige andere Tiere, Pferde und Maulesel von Soldaten oder Reisenden, standen ebenfalls auf dem Hofe umher, sich dicht im Schatten der alten dicken Mauern zusammendrängend. Eines dieser Maultiere versuchte freundschaftliche Beziehungen zu meiner Karawane anzuknüpfen und begann mein Pferd sacht und prüfend zu beschnüffeln, und zwar gerade an einer Stelle, wo auch die geduldigsten Geschöpfe etwas kitzlich sind. Mein wackerer Berberhengst wiehert denn auch sofort entrüstet und keilt kräftig nach hinten aus und trifft nicht nur das neugierige Maultier, sondern auch einen Araber, der unter den Müßiggängern dicht hinter ihm gestanden hatte. Der Unglücksmensch bekommt ein paar gewaltige Huftritte vor den Bauch, fällt ächzend zu Boden und läßt sich dabei noch einen dumpfdröhnenden Schlag auf den Rücken versetzen. Meine erste Bewegung war, sobald das Schreien des ausschlagenden Pferdes und die vielstimmigen Rufe der Zuschauer mich aus meiner apfelsinenvertilgenden Ruhe aufgescheucht hatten, nach dem Mann zu sehen, der sich nun wimmernd und stöhnend am Boden wälzte. Die Araber aber hatten nichts Eiligeres zu tun, als auf den Pferdejungen zuzustürzen und ihn roh zu mißhandeln, obwohl er an der ganzen Sache gänzlich unschuldig war. Aber auch er war ein Jude und mußte nun seinen eifrigen Erwerbssinn, womit er im Wettstreit um die Pferdezügel über die faulern Araber den Sieg davongetragen hatte, schwer büßen und zu seinem kleinen Trinkgeld noch Stöße und Püffe und unzählige Flüche in Kauf nehmen.

Dem geschlagenen Mann schien übrigens nichts Ernstliches zugestoßen zu sein, und als ich ihm als Schmerzens-

geld den üblichen Silberling in die Hand drückte, der für einen Mauren ein rascher lindernder Balsam fürs zerrissene Herz ist als Bacchus wundervolle Gabe, da verstummte sein Wehgestöhn und einmal übers andere sagte er „la bâss, la bâss!“ (Es ist gut, hat nichts zu bedeuten.) Dies nützliche Wort „la bâss“ spielt hierzulande eine große Rolle, es ist eine der häufigsten Redensarten, die man hören kann, und die auch der Fremde gut tut, sich rasch anzueignen und bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit anzuwenden. Sie ersetzt dem Anfänger im maghrebinischen Arabischen ein ganzes Wörterbuch. Eigentlich heißen die beiden Worte „kein Unglück“, aber in den westlichen Mundarten des heutigen volkstümlichen Arabischen hat sich diese Bedeutung sehr abgeschwächt zu dem Sinne „nicht übel, ganz gut“. Erkundigt man sich nach jemandes Befinden als Antwort auf die erste Begrüßung am Morgen, so sagt man einfach „la bâss alîk?“ Sagt mir einer, er sei sterbenskrank, antworte ich ihm ebenfalls „la bâss, la bâss in schâllah“ und meine damit, es wird nicht so schlimm werden, nur nicht den Mut verlieren. Und will ich einem versichern, es ginge mir ganz ausgezeichnet, dann sage ich wiederum „el hamdu lillâh, la bâss“, „gepriesen sei Gott, nicht übel“.

Auch ich sagte nun meinerseits „el hamdu lillâh, la bâss“, als diese Anfänge kleiner Judenhetzen, aus denen ja so leicht sich Böseres hätte entwickeln können, glücklich vorübergegangen waren ohne ernste Verwicklungen oder gar Blutvergießen, und stieg mit meinen Apparaten auf die Mauer der alten Festung, die sich als einziger Zeuge früherer Größe in Asaila erhalten hat. Während ich noch dabei war, mir einen guten Standplatz

für eine photographische Aufnahme zu wählen, und mit dem Sucher vorm Auge auf dem alten Gemäuer entlangging, tönte von unten mit einemmal lautes Geschrei herauf, und ich sah zu meinem Schrecken, daß sich ein dichter Haufen von Gesindel unten angesammelt hatte, der all meinen Bewegungen gefolgt sein mußte, denn er stand jetzt unmittelbar unter mir am Fuß der Mauer und schrie allerhand unverständliches Zeug zu mir herauf. Daß es nichts Wohlwollendes war, was man mir da zu sagen wünschte, erkannte ich aus der raschen Bewegung der Leute und den zahlreichen drohenden Fäusten, die sich zu mir emporreckten; aus dem Lärm allein hätte ich's nicht schließen dürfen, denn diese braven Marokkaner verlieren ihre vielgerühmte Ruhe bei der geringsten Ursache und wenden dann ihre Stimmittel um so eifriger an, je weniger sie an Tätlichkeiten denken. Endlich hörte ich aus dem Getöse das Wort „dschâma, dschâma" heraus, und des Rätsels Lösung war alsbald gefunden. Ich war beim Umherwandern auf den ausgedehnten Mauerwerken auf ein Stück geraten, dessen frischen Kalküberwurf ich nicht beachtet hatte. Und gerade dieses Stück von Alt-Asaila war das einzige, was für die Leute unten Interesse hatte. Man hatte in diese Reste der alten Festung eine Moschee eingebaut, ohne Minarett, ohne jedes andere äußere Kennzeichen als den sauber getünchten Dachbelag, und ohne zu wissen, welch geweihten Boden ich mit meinen christenhündischen Stiefeln betrat, war ich der Moschee (dschâma) von Asaila aufs Dach gestiegen. Mein Dolmetscher war nicht zur Stelle, so daß die schöne Rede, die ich nun oben von der Festungsmauer an das unten tobende Volk hielt, wohl zu den bekannten Perlen gerechnet werden mußte, die man dem bekannten nützlichen Haustier nicht vor-

werfen sollte. Da ich sie aber mit freundlichen Gebärden begleitete und vor allem schleunigst vom heiligen Moscheedach verschwand und von einer andern Stelle aus zu photographieren begann, verlief auch dieses kleine Abenteuer gänzlich harmlos und war nur willkommen und lehrreich als Beleg für die alte Weisheit, aus welch nichtigen Gründen man in Ländern, wo beschränkte Pfaffen das Volk verdummen und aufhetzen, in peinliche Lagen und, wenn's das Unglück will, auch in Lebensgefahr kommen kann.

Nun hatte ich endlich Zeit und Ruhe, das sich vor meinen Augen ausbreitende wunderbare Bild in mich aufzunehmen. Ein Stück europäischen Mittelalters an die Küste des Atlantischen Ozeans versetzt und belebt von morgenländischen Gestalten im weißen wallenden Burnus, beschienen von heißer afrikanischer Sonne. So stellt sich Asaila dar, das rührendste und beredteste Zeugnis der heute so ganz und gar vergessenen heldenhaften Anstrengungen der Spanier und Portugiesen an Marokkos Küste.

II.

Karthager und Römer in Asaila. — Das „unbekannteste Land der Welt." — Mehr als 2000 Schriften über Marokko. — Ein „Forschungsreisender" mit leichtem Gepäck. — Trümmer alter Portugiesenherrlichkeit. — Judenmassentaufe.

Wenn jemand die Uranfänge marokkanischer Geschichte untersuchen wollte, müßte er mit der Erforschung des atlantischen Küstenstrichs beginnen, an dem Asaila liegt. Hier, wo die Flüsse Ued el Akwas und el Kus ins Meer gehen, liegen dicht gedrängt die allerdings arg verwischten Spuren der ältesten Überlieferungen, mit denen

Marokko an der Weltgeschichte teilnimmt. Aus dem Bericht des karthagischen Seefahrers Hanno läßt sich der Vorfahr Asailas an dieser für den Welthandel so außerordentlich günstigen Stelle nachweisen. Schon zur Zeit der römischen Republik standen hier große Handelsniederlassungen, und Plinius erwähnt ausdrücklich, daß Kaiser Augustus die Stadt Zilis, später Zilia Constantia und Julia Traducta genannt, der unmittelbaren Gerichtsbarkeit der Provinz Baetica unterstellt habe. Aber schon Jahrhunderte oder gar Jahrtausende vor diesen ersten Betätigungen großer weltbeherrschender Völker, wie der Karthager und Römer, haben hier Menschen gehaust, die uns ihre Denkmäler hinterlassen haben. Etwa 20 km landeinwärts von Asaila finden sich ausgedehnte Opferstätten und Grabdenkmäler vorgeschichtlicher Stämme, von denen wir keine andere Kunde haben als eben diese gewaltigen steinernen Zeugen. Aber vorläufig sind sie noch stumm für uns, wir wissen nichts mit ihnen anzufangen. In Anlage und Form ganz wie die Hünengräber unserer nordeuropäischen Heimat, zum Teil sogar genau wie die keltischen Cromlech, Menhir und Dolmen, stehen diese urmarokkanischen Altertümer da und mögen lächeln über die kindliche Scheu der Berbern, die in ihnen das Werk mächtiger Geister sieht, und über die unwissende Gleichgültigkeit der Europäer Marokkos, unter denen es nur vereinzelte gibt, denen die hier fast amerikanisch geartete Sucht des Gelderwerbs noch ein wenig Hirn und Muße übrig läßt für ein bißchen Nachdenken und Forschen über Land und Leute.

Es ist wirklich ein eigen Ding um diese Fremden Marokkos. Aus all ihren Äußerungen merkt man heraus, wie stolz sie darauf sind, in dem „unbekanntesten Lande

der Welt" zu leben, und wie sie mit einer Art eifersüchtiger Scheu darüber zu wachen scheinen, daß ihr Land auch unbekannt bleibt, wenn nicht andern, so doch ihnen. Daß gewisse Teile, vor allem der Atlas und der Rif, wirklich noch recht unbekannt sind, im engern geographischen Sinne noch so gut wie unerforscht, daß das ganze Land mit Ausnahme einiger weniger Reisewege im topographischen Sinne auch noch terra incognita ist, weiß ja jedermann. Aber das Land als solches das unbekannteste der Welt zu nennen, ist ein törichter Anachronismus. Unzugänglich ist Marokko, heute noch wie zu allen Zeiten der Geschichte, unzugänglich für den Fremden und Ungläubigen. Aber man kennt seine Sprache, seine Geschichte, man hat seit Jahrhunderten an zahlreichen Küstenorten Beziehungen zu den Eingebornen angeknüpft, ihr Wesen, ihre Lebensweise, ihre politischen, religiösen und sittlichen Anschauungen und Gebräuche bis ins einzelnste kennen gelernt. Man hat ihre alten Geschichtswerke in den Handschriften der arabischen Urschrift gesammelt, in den gelehrten Büchersammlungen Europas, einzelne davon sogar schon gedruckt oder gar in eine Kultursprache übertragen, man hat ihre uralten Volkslieder und Sprichwörter gesammelt und übersetzt, man hat ihre kunstgewerblichen Betätigungen, wie Teppichknüpferei und Gewehrfabrikation, genau kennen gelernt und in ihrem Werdegang in den Museen zur Schau gestellt. Man hat gelehrte Schriften verfaßt über die Stellung der Frau im marokkanischen Hausleben, über Erbrecht und Gerichtsverfahren, über die religiösen und sozialen Einrichtungen der Aissaua und Hamadscha und anderer Geheimbünde und Sekten, man hat englische, französische und spanische, höchst kostspielig ausgestattete

Werke über die Münzen der marokkanischen Sultane von der Zeit der Kalifen an bis zum heute herrschenden Hause der Filali. Hunderte größerer und kleinerer Reisewerke über Marokko lassen sich ohne Mühe zusammenstellen. Die Londoner Royal Geographical Society veröffentlichte schon vor 11 Jahren einmal eine Liste aller ihr bekannten Veröffentlichungen über Marokko, und brachte, von den Zeiten des Periplus an bis ans Ende des 19. Jahrhunderts, über 2000 Titel von Büchern und größern beachtenswerten Zeitschriftenaufsätzen zusammen. Und da redet man noch von einem unbekannten Lande!

Für jemanden, der sich nicht bemüht, auf dem laufenden zu bleiben und mit den wissenschaftlichen Arbeiten, die besonders jetzt die Franzosen über Nordwestafrika herausgeben, Schritt zu halten, wird ja Marokko leicht ein unbekanntes Land bleiben, und vielleicht sogar eine völlige terra incognita, wenn er es verschmäht, sich in der fachwissenschaftlichen Literatur umzusehen und durchzuarbeiten, was dort schon an ernsthaften Studien über das Land vorhanden ist. Da traf ich kürzlich einen jungen Mann, der die übliche Reise nach Fes gemacht hatte, sich kühn einen Forschungsreisenden nannte und sich einbildete, neue Entdeckungen im Laufe der wenigen Wochen gemacht zu haben, die er auf marokkanischem Boden unterwegs gewesen war. So meinte er z. B. eine römische Siedlung mit Kastell und allem Zubehör entdeckt zu haben, wovon noch niemand bisher eine Ahnung gehabt habe. Daß Tissot und La Martinière schon bis ins einzelne diese römischen Altertümer in vieljähriger Arbeit an Ort und Stelle aufgenommen und untersucht haben, war ihm gänzlich unbekannt. Auch von geographischen Entdeckungen sprach er, er wollte den Serhûn erforscht haben,

abbauwürdige Petroleumlager gefunden und einen Plan zur Schiffbarmachung des Sebû ausgeheckt haben. Die Werke der großen wissenschaftlichen Reisenden, wie Thompson, Hooker, Foucauld, Segonzac, waren ihm völlig unbekannt. Nur aus dem letzten Werke Theobald Fischers schien er den kurzen Abschnitt über den Serhûn fast auswendig gelernt zu haben, um mit einigen geologischen, ihm übrigens unverständlichen Fachausdrücken um sich werfen zu können, wenn er Laien von seiner Erforschung dieses unzugänglichen kleinen Gebirgsstocks erzählen wollte. So glücklich veranlagte Leute brauchen gar nicht mal nach Marokko zu kommen, um sich im „unbekanntesten Lande der Welt" zu wähnen. Bei ihnen fängt die Unwissenheit schon an, sobald sie nur ihr Arbeitszimmer verlassen. Es ist sehr zu bedauern, daß unter den dauernd in Marokko ansässigen Fremden, die zu gründlichem Studium die schönste Gelegenheit und die meiste Zeit hätten, so wenig Geduld und ernster Sinn für Wissenschaftlichkeit zu finden sind. Auch der Laie kann, wenn er nur will und ein wenig angeleitet wird, der Wissenschaft unschätzbare Dienste leisten durch planmäßige Sammlungen und Beobachtungen. Wieviel hat z. B. die Geologie dem Eifer der Landpfarrer und der Bauern im schwäbischen Jura zu danken, die durch ihre treue und verständige Mitarbeit den Fachmännern erst eine völlige Kenntnis der versteinerten Lebewelt der Kreidezeit ermöglicht haben! Aber hier in Marokko ist die wirkliche Forschungsarbeit immer von Außenstehenden geleistet worden, ganz vereinzelte Fälle nur können aufgezählt werden, wo auch Einheimische mitgeschafft haben. So sei nur an den frühern französischen Konsul Beaumier in Mogador, an seinen spanischen Amtsgenossen Cuevas in El Araisch erinnert, die sich sehr ver-

dient gemacht haben um die Erforschung ihres Amtsbezirks. Sonst können eigentlich bloß die Mitglieder der französischen Gesandtschaft in Tanger genannt werden, die fast unter jeder Amtsführung den einen oder andern Beamten hatten, der außer für Tennisspielen, Pigsticking, Flirt und Diners noch Zeit fand, sich auch außerhalb des meist recht engen Rahmens seiner Amtstätigkeit um das Land seines Berufs zu kümmern. Französische Diplomaten sind es auch gewesen, die allein bisher die vorgeschichtlichen Altertümer von Msora bei Asaila gründlicher untersucht haben. Da aber Ausgrabungen und gründliche Durchsuchung der im ganzen Lande vorkommenden Gänge vorgeschichtlicher Höhlenbewohner noch nicht vorgenommen worden und vorläufig wegen des Mißtrauens der Bevölkerung wohl auch unmöglich sind, so ist man nicht sehr viel klüger als zuvor.

Ein klares Bild von Asailas Geschichte kann man sich erst machen von der Zeit ab, wo die arabischen Historiker mit ihren Überlieferungen einsetzen. Da hören wir, daß noch zu Anfang des 8. christlichen Jahrhunderts die Westgoten hier saßen, daß 200 Jahre später die Normannen den unterdes schon von den Arabern eroberten Ort einnahmen und zerstörten, daß furchtbare Zustände von Verwüstung, Unterdrückung durch arabische Herrscher abwechselten mit Heimsuchungen durch Seuchen und Seeräuber, bis dann im 15. und 16. Jahrhundert mit dem Erscheinen der Portugiesen an der atlantischen Küste Marokkos die eigentliche Leidenszeit begann, die durch ein langes Auf und Ab von Blüte und Niedergang, von Herrscherwechsel, Eroberung und Zerstörung, Wiederaufbau und Feuersbrünsten, Judenhetzen und Christenverfolgungen den unglückseligen Ort zu dem machten, was

er heute ist, einem toten Rest in einem prunkvollen morschen Rahmen.

Es hat etwas Wehmütiges, dieses Bild des heutigen Asailas, etwas, was an gestorbene Städte wie Ravenna erinnert, oder Brügge, oder, um im Bereich portugiesischer Erinnerungen zu bleiben, an Goa und Damaon in Indien. Eine gewaltige Stadtmauer mit mächtigen Toren, an deren einem noch das Wappen von Portugal und Algarve (el Gharb = der Westen) prangt, und massige Mauerreste königlicher Festungsbauten schließen den Ort ein, der nach seiner heutigen Einwohnerzahl nichts als ein Dorf ist, und seinem Handel nach sogar nur ein bescheidenes. Zwei starke Türme ragen aus den verlassenen Trümmern auf, der eine augenscheinlich das Minarett einer verschwundenen großen Moschee, der andere der Glockenturm einer ebenso spurlos verschwundenen christlichen Kirche. Heute nisten die Störche auf ihren Zinnen, und in den Spalten und Löchern ihres überwachsenen Gemäuers hausen Eidechsen, Fledermäuse, Schwalben und Turmfalken in friedlichem Verein. Von den frühern Hafenanlagen ist nichts mehr zu sehen, die Mündung des kleinen Flüßchens, das dicht nördlich der Stadt in die See geht, ist hoffnungslos versandet, und die Brandung des Ozeans flutet in langen, öden Wellen gegen ein ausgestorbenes Gestade.

Und innen sieht es nicht lebendiger aus. Ich stieg auf das Dach des höchsten Hauses, dessen Eigentümer, Amram Roif, für den wohlhabendsten Juden der Stadt galt. Von der geräumigen Terrasse seines Daches sah man hinab in die enge schmutzige Hauptstraße, die zu beiden Seiten mit jenen kleinen kastenähnlichen Behältern besetzt waren, worin der morgenländische Händler seinen

ganzen Tag zubringt. Vor jeder Ladenauslage war eine Art Sonnensegel herabgelassen zum Schutz von Händler und Waren gegen die glühende Hitze. Im schmalen Mittagsschatten krochen einige wenige Juden entlang. Die Hunde lagen auf den Kehrichthaufen und ließen die lechzende Zunge heraushängen; dichte Schwärme von Fliegen und Ungeziefer woben um sie herum, fast das einzige Zeichen von Leben und Tätigkeit in diesem Bilde trostloser Öde und verschlafener Trägheit.

Ich fragte meinen Juden, der das andalusische Spanisch als Muttersprache redete, ob unter seinen Glaubensgenossen noch irgendwelche Erinnerungen lebendig seien an die Zeiten der Väter in Portugal und Spanien. Aber obwohl er in Südamerika gewesen, wo er ein kleines Vermögen verdient hatte, und wohl mehr von der Welt wußte als sonst jemand am Ort, hatte er keine Ahnung von der wechselreichen Geschichte seiner Gemeinde, und er meinte, nicht einmal der Rabbiner wisse noch etwas von der Vorgeschichte der Asailaer Juden. Prescott, der Geschichtsschreiber der spanischen Conquistadoren, erzählt in seinem Werk „Ferdinand und Isabella", wie 1492 die blutige Judenhetze Tausende von armen, heimatlos gewordenen Kindern Israels an die marokkanische Küste getrieben habe, von wo die Flüchtlinge ihre Glaubensgenossen in Fes zu erreichen hofften. Eine große Karawane von ihnen, die ungezählte Familien mit ihrem ganzen Hab und Gut zur Hauptstadt bringen sollte, wurde unterwegs ausgeplündert und dann, gänzlich nackt und bloß, zur Rückkehr nach Asaila gezwungen. In ihrer christlichen Milde ließen die portugiesischen Mönche, die damals hier die Herrschaft führten, die mittellosen Vertriebenen nicht eher in die schützende Stadt, als bis sich

alle zum Übertritt bereit erklärt hatten. Und so wurde denn mit Hilfe ausreichender Mengen Weihwassers gleich an den Toren der Stadt die Massentaufe vorgenommen. Auch in Marokko beherrschte die portugiesischen Kolonialunternehmungen derselbe engherzige Geist christlicher Unduldsamkeit, der trotz so großer Männer wie Vasco de Gama und Alfonso d'Albuquerque der portugiesischen Weltherrschaft in Asien und Afrika ein so rasches Ende bereitete. Und das ist der einzige Trost, der dem Beschauer geschwundener Portugiesenherrlichkeit in Asaila wie sonstwo bleibt, wenn er etwa die Fruchtlosigkeit so großer Anstrengungen zugunsten europäischer Ausbreitung beklagen sollte: was hier verloren gegangen und in die Nacht der Vergessenheit hinabgesunken ist, das ist nicht die Bildung unserer indogermanischen Welt, deren sieghafte Ausbreitung den Hauptinhalt unserer Zeit bildet, es ist der finstere, enge Kirchengeist des eisernden Pfaffentums, der zwar in Europa mit seinen starken Resten mittelalterlicher Befangenheit noch herrschsüchtig auftreten darf, im neuen Lande aber seine Unfähigkeit, schöpferisch zu wirken, mit seinem Untergang beweisen muß.

III.

Von der Regenzeit in Nordwest-Marokko. — Begegnung mit berberischen Hochzeitsgästen — Spuren angeblichen Christentums. — Missionare in Marokko. — Ein gemütliches Nachtlager.

Der nur 40 km lange Weg bis nach El Araisch, der nächsten größern Küstenstadt, die ich besuchen wollte, hatte mir als der leichteste und angenehmste Teil der Reise vorgeschwebt. Die Straße führt unmittelbar am Strande

entlang, in fast schnurgerader südsüdwestlicher Richtung, ohne andere Hindernisse als zwei Flußläufe, die unmittelbar an ihrer Mündung überschritten werden müssen. Da aber heuer die Frühjahrsregen, die in diesem nordwestlichen Teile des Landes, der klimatisch zugleich vom Atlantischen Ozean wie vom Mittelmeer beeinflußt wird, gänzlich ausgeblieben waren, konnte man hoffen, ohne die sonst üblichen Schwierigkeiten die brückenlosen Flüsse zu überschreiten. Nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge sollen diese Frühjahrsregen das Hauptereignis des Wetterjahres und die wichtigste Vorbedingung für eine gute Ernte sein. Sie setzen meist Ende Dezember ein und dauern dann, mit einer sehr merklichen Unterbrechung im Januar, bis in den Mai hinein. Bis jetzt aber war noch kein Tropfen Regen gefallen, die landwirtschaftlichen Aussichten waren trübe, infolgedessen auch die politischen nicht minder, denn Mißwachs und Teurung würden die besten Helfershelfer der Aufständischen werden und ihnen die verarmten und unzufriedenen Bauern in Massen zuführen. Für den Reisenden aber würde die Dürre den im Frühjahr außergewöhnlichen Vorzug bringen, die Überwindung der Hauptschwierigkeit aller Reisen im Innern Marokkos, die zeitraubenden und gefährlichen Flußübergänge, sehr zu erleichtern oder sie gar ganz zu beseitigen.

Mit dem gemächlichen Entlangziehen auf dem weichen Ebbestrand längs des Meeres wurde es allerdings nichts. Der Schutzsoldat erklärte, um den verabredeten Ort fürs Nachtlager zu erreichen, müßten wir wieder landeinwärts einbiegen. So ging's denn wieder in die Hügel hinein, die für ihre größere Umwegsamkeit durch die hübschen Ausblicke auf die See und die im Osten sich entlang ziehenden Berge entschädigten, unter denen der Dschebbel

Habib sich unmittelbar von der Küste aus bis gegen tausend Meter Höhe erheben mochte. Alles grünte und blühte, in förmlichen Feldern bedeckten Erika, Asphodelus und Ginster die dichte Grasnarbe und schufen mit dem rötlich schimmernden eisenhaltigen Sandsteinboden die reizvollsten Farbenwirkungen. Ein langer Zug von eingebornen Frauen, in mehrere lose Gruppen aufgelöst, begegnete uns, schon von weitem durch Gesang und Spiel sein Kommen verkündend. Es waren Berbernfrauen, die, wie meine Leute meinten, von einer Hochzeit heimkehrten. Ganze Dorfschaften schienen zu diesem freudigen Ereignis ausgezogen zu sein, denn immer neue Scharen von Frauen und Mädchen kamen und belebten mit ihrer Munterkeit das hübsche friedliche Frühlingsbild der stillen Gebirgslandschaft, in der Dörfer und Zeltlager sehr selten zu sein schienen. Nach alter, auch von den strengen Vorschriften des Islams unberührt gebliebener Berbernsitte waren sämtliche Frauen unverschleiert. Stolz aufgerichtet und in ihrer sehr leichten und kurzgeschürzten Kleidung, die auch gar nichts gemein hatte mit der umständlichen Vermummung der den arabischen Frauen unerläßlichen Straßenkleidung, rasch und frei einherschreitend, ließen sich die Berberinnen ruhig von dem „Rumi" betrachten. Sie selbst sahen mich auch ohne Scheu an, ganz offen und freundlich, eher wohlwollend neugierig als verschämt und geziert. Sehr viel junges Blut war nicht darunter, aber alle hatten regelmäßige ansprechende Züge und schöne Augen. Bei den älteren und vertrockneteren Runzelgesichtern fand sich große Ähnlichkeit mit verblühten Zigeunerschönheiten, wie man sie auf unsern Jahrmärkten herumziehend oder im stillen Winkel der Großstadt als Kartenlegerinnen und heilkräftige Zauberinnen findet.

Allen gemeinsam war ein einfacher Tätowierschmuck, der am Kinn anfing und in Gestalt einer langen, aus Kreuzen und Strichen gebildeten blauen Linie hinunter in den Busen ging und mit denselben einfachen Formen auf Arm, Fußgelenk und Unterschenkel wiederzukehren schien. Es scheint eine außerordentlich einfache Zeichnung zu sein, die nicht im entferntesten mit den kunstvollen Tätowiermustern der Südseevölker zusammengehalten werden kann. Daß aber ganz harmlose kleine Kreuzchen die schmalen Linien zusammensetzen helfen, hat einfache christliche Gemüter auf den Gedanken gebracht, das Christentum müsse unter den Berbern noch viele heimliche Anhänger zählen.

Man weiß von den religiösen Anschauungen und Gebräuchen der Berbern naturgemäß noch recht wenig, da es erst ganz wenigen Europäern gelungen ist, längere Zeit unter ihnen zu leben. Sicher ist jedenfalls, daß sie vom Islam nur das Alleräußerlichste angenommen und auch das wohl nicht einmal verstanden haben. Wahrscheinlich liegt ihrer Heiligenverehrung, ebenso wie der der marokkanischen Mohammedaner, ein gut Stück uralter Vielgötterei zugrunde, wie man ja fast überall, unter Christen und Juden, Buddhisten und Mohammedanern beobachten kann, daß die ältesten Urbegriffe von überirdischen Kräften und Geistern, die sich jedes Volk in seiner Kindheit gemacht hat, mit erstaunlicher Zähigkeit den Wechsel der Zeiten überleben und, überwuchert und verkleidet durch erdrückende Formen der herrschenden Religion, ein stilles, meist nur dem Forscher bekanntes Dasein fristen. Von christlichen Überresten bei den Berbern etwas zu finden, wäre ja an und für sich nicht unmöglich. Denn zur Zeit der Vandalen und Goten und mehr noch später unter Spaniern und Portugiesen hat

es gewiß nicht an kräftigen Bekehrungsversuchen gefehlt. Aber wenn selbst eine Religion von so überrumpelnder Bekehrungskraft wie der Islam, der auf halbgebildete Völker nie seine verlockende Wirkung verfehlt, so geringen Eindruck bei den Berbern hervorrufen konnte, so ist es nicht gerade wahrscheinlich, daß christliche Gedanken und Bräuche mehr Lebenskraft unter ihnen entwickelt haben sollten. Aber man kann es den armen Missionaren nicht verdenken, wenn sie sich angesichts ihrer Erfolglosigkeit mit Wünschen und Hoffnungen in das Reich der Vergangenheit retten. Denn nirgends haben diese entsagungsvollen Dulder es schwerer als in mohammedanischen Ländern. Nicht nur müssen sie das Brot der Verbannung essen, einer Verbannung, die in so christenfeindlicher Umgebung wie unter den selbstbewußten Mauren doppelt bitter ist, sondern die einzige Würze, die ihnen hier in Marokko zum kärglichen Lebensmahle wird, ist der Wermut der Enttäuschung, und zwar nicht nur in dem bekannten Tropfen, der einem in den Becher der Freude fällt, sondern gleich schluckweise.

In Asaila z. B. haben lange Jahre ein paar alte englische Fräulein; vielleicht die einzigen Weißen dort seit Jahrhunderten, gelebt und als Verkünder des christlichen Glaubens gewirkt und Anhänger zu gewinnen gesucht. Aber sie sind gestorben, ohne die erste Bekehrung erlebt zu haben. Und die wenigen Missionare, die heute noch den Mut der Verzweiflung haben, im Innern Marokkos auszuhalten und für ihre Religion zu werben, sind nicht viel glücklicher. In stiller Ergebung beschränken sie sich darauf, Kranken und Krüppeln Hilfe zu bringen und wenigstens so durch ihre selbstlose ärztliche Tätigkeit ein günstiges Vorurteil für sich und den Glauben zu

erwecken, in dessen Namen sie ihre Heilversuche machen. Auf eine andere oder gar tiefere geistige Wirkung ihrer stillen Arbeit dürfen sie nicht rechnen. In einem Lande, wo zwar nicht gerade Milch und Honig fleußt wie im biblischen Paradiese, wo aber einfachen Hirten und Bauern alle Vorbedingungen zu einem paradiesischen Dasein gegeben sind, da hat die strenge christliche Lehre von Selbstüberwindung und Nächstenliebe nicht viel Aussicht, Freunde zu gewinnen. Die einzige Not, die hier den Menschen drückt, ist die Habsucht der Herrschenden, des Sultans und seiner Beamten, vor denen es gilt, Hab und Gut um jeden Preis zu verbergen. Aber die meisten, zumal auf dem Lande, unter den Ackerbauern, den nomadenhaften Arabern wie unter den seßhaften Berbern der Berge, ziehen es vor, der Sicherheit halber überhaupt keine Schätze zu sammeln und ihre Bedürfnisse auf einem bescheidenen Tiefstande zu halten. Und auch so sind sie glücklich und guter Dinge, wie meine Berbernfreundinnen, die lustig scherzend und singend durch die Frühlingslandschaft ziehen und gutgelaunte Scherze machen über den Fremdling, der seine Tiere mit so viel überflüssigem Zeug beladen hat und ohne Notwendigkeit und ersichtlichen Zweck, wie stets diese ruhelosen Nazarener, von Ort zu Ort zieht.

Schon längst hatte ich gemerkt, daß mein braver Schutzsoldat seines Weges nicht mehr recht sicher schien. Auf dem üblichen Karawanenwege zwischen Tanger und Fes, den er unzählige Male gemacht haben mußte, mochte er jeden Stock und Stein kennen. Hier fing er an, die vorüberziehenden Wanderer und Eseltreiber zu fragen und sich von Zeit zu Zeit unruhig umzusehen. Schließlich, als die Sonne schon ganz tief stand und die Spuren mensch-

lichen Lebens spärlicher wurden, sagte er, wir müßten versuchen, die Spuren der vorausgeschickten zelttragenden Packtiere im Sande längs des Strandes zu finden. Bei völliger Dunkelheit mußte nun der Abstieg zur Küste wieder bewerkstelligt werden, und wirklich ließ sich trotz der völligen Nacht noch dicht am Wasser die fast schnurgerade Spur der Maultiere erkennen. Ihr folgten wir, solange es ging. Mit einemmal war sie nicht mehr zu sehen. Ob sie vom Strande abgebogen war oder wir in unserer Schläfrigkeit nicht mehr richtig sehen konnten, weiß ich nicht. Jedenfalls war der Anschluß verloren, und der Soldat weigerte sich, den Weg weiter längs des Meeres fortzusetzen. Wir würden an den Fluß kommen und Gefahr laufen, in den Flugsand zu geraten, wenn wir im Dunkeln weiterritten. Er meinte, nichts anderes bliebe übrig, als den Mondaufgang zu erwarten und dann den Weg fortzusetzen, denn das Dorf, wo die Zelte aufgeschlagen seien, könne gar nicht mehr weit sein.

Es war abnehmender Mond, das letzte Viertel war fällig, und so konnten noch einige Stunden hingehen, bis die schmale Sichel erscheinen und die unbekannte Landschaft notdürftig erhellen würde. Nicht weit vom Strande, aber in Sicherheit vor der Flutwelle, saßen wir ab von unsern Pferden, die auch müde und stumpf geworden waren wie wir selbst. Denn seit dem Abmarsch von Asaila hatte es keinen Halt mehr gegeben, keine Rast und keine Mahlzeit. Ich verspürte nun plötzlich einen riesigen Hunger, als mir klar wurde, daß ich seit dem Morgen nichts gegessen hatte, außer einigen Apfelsinen in Asaila und nichts getrunken außer etwas saurer Milch, die mir des Nachmittags eine brave alte Berberndame unter den zurückkehrenden Hochzeitsgästen angeboten hatte. So mußte

ich mich denn hungrig und durstig in den Sand strecken und mir mit dem Dampf einer Zigarette den knurrenden Magen täuschen. Es dauerte nicht lange, da begannen sich die blaß am Himmel funkelnden Sterne hinter einem Dunstschleier zu verkriechen, und eine undurchdringliche Dunkelheit hüllte Meer und Himmel, Strand und Düne ein. Bald wurde es so schwarz, daß ich nicht einmal mehr meinen Schimmel, den mein Dolmetscher ein paar Schritte neben mir am Zügel hielt, erkennen konnte. Dann gab es plötzlich einen Windstoß, ein paar fahle Blitze und fast in demselben Augenblick ein rauschend herunterstürzendes Unwetter, das uns im Nu gründlichst durchnäßte. Ich hatte meinen Regenmantel bei den Packtieren gelassen, da tagsüber weder der Himmel noch das Barometer Regen verheißen hatten. Und als meine Leute kamen, um mich in eine Pferdedecke, die noch warm vom Rücken des Tieres war, einzuhüllen, war ich schon gänzlich durchweicht. Immerhin gelang es mir mit Hilfe dieser Decke, mich durch die eigene Körperwärme einigermaßen im Laufe von mehreren Stunden wieder trocken zu bekommen und die Stelle im Sande, wo ich lag, vor Überschwemmung zu behüten. Der Mond erschien natürlich überhaupt nicht, es mußte also das Tageslicht abgewartet werden, das erst gegen 5 Uhr morgens mit einiger Mühe die dicken schweren Regenwolken durchbrechen konnte. Sofort wurde zum Aufbruch geblasen.

Ein recht kläglicher Aufbruch war es. Mensch und Tier waren durchnäßt, hungrig, durstig, müde, steif und durchgefroren. Die Pferde hatten die ganze Nacht stehend im klatschenden Regen zugebracht und standen nun da mit hängendem Kopf und triefendem Haar wie ausgediente Mähren, die der Schindanger erwartet. Auch bei uns

Menschen war der Lebensmut nicht viel höher. Aber auch als ich, an allen Gliedern vor Fieber und Kälte schlotternd, in meinen arg aufgeweichten Sattel kletterte, konnte ich eine boshafte Überlegung auf Kosten meiner Selbstachtung und meiner Menschenbewunderung im allgemeinen nicht unterdrücken: was für ein jammervolles Wesen ist der Mensch, daß ihn der Ausfall von zwei oder drei gewohnten Mahlzeiten, ein wenig Nässe und ein wenig Kälte in eine so klägliche Verfassung bringen, daß ihm alles, selbst Leben und ewiges Seelenheil, für den Augenblick wenigstens, gänzlich „wurscht" werden kann.



Altes portugiesisches Tor von El Araisch

El Araisch.

I.

Der Mokhasni als Pfadfinder. — Ankunft vor El Araisch. — Die Äpfel der Hesperiden. — Die „Herren der Piraterei“. — Maurische Seeräuber schlagen einen österreichischen Admiral in die Flucht. — Die Sklavengelder der Hansestädte.

Um die Jämmerlichkeit meines verregneten Nachtlagers im Dünensande des Ued el Kûs zu krönen, fehlte auch der Fluch der Lächerlichkeit nicht. Stumpfsinnig und ärgerlich hatten wir uns in unserer durchnäßten verhungerten Katzenjammerstimmung auf den Weg gemacht und waren dem Schutzsoldaten gefolgt, der mit Hilfe seines Sporns, den er aus lauter Verdruß besonders grausam handhabte, sein wackeres Streitroß wieder in den tänzelnden Zockeltrab gekitzelt hatte, der die höchste Kraftleistung des Tieres war. Die Spähertugenden eines Cooperschen Pfadfinders indessen schienen die marokkanischen Feen, die an der Wiege dieses Vaterlandsverteidigers gestanden haben mochten, ihm gänzlich versagt zu haben. Er fand auch jetzt um fünf Uhr beim Morgenlicht seinen Weg nicht und ritt immer weiter ins Land, um wieder in die Nähe menschlicher Behausungen zu kommen. Ich hielt, zog meinen Zeißschen Feldstecher und begann das Gelände abzusuchen nach Spuren meines ver-

schwundenen Zeltlagers und meiner Packtiere. Kein Dorf, kein Zelt, keine Tiere zu sehen. Aber da entdecke ich ein paar hundert Schritte von mir die braune Dschellaba eines Mauren, wie zum Trocknen auf einen Strauch gehängt. Wo der Rock, kann auch der Träger nicht fern sein. Ich ritt darauf zu und war höchst erstaunt, plötzlich in vollem Lauf einen Mann auf mich zukommen zu sehen, der mich mit allen Zeichen der Freude begrüßte wie ein Hund seinen zurückkehrenden Herrn. Es war einer meiner eigenen Maultiertreiber. Die Leute waren mit den Zelten und Tieren ganz in der Nähe, und wir hatten nur ein paar tausend Schritt von ihnen im Freien, ohne Nahrung und ohne Schutz gegen den Gewitterregen, die Nacht verbracht wie obdachlose Ausgestoßene! Es war zum Lachen, und wirklich löste sich die ganze Verstimmung in allgemeine Heiterkeit auf, an der nur die müden Pferde nicht recht teilnehmen wollten. In einer tiefgelegenen, von Opuntien und Agaven und allerhand Dorngebüsch umgebenen Bodensenkung hatten die Leute einen vortrefflichen Lagerplatz hergerichtet; aber ich hatte zu große Ungeduld, nach El Araisch, der nächsten Stadt, zu kommen, als daß ich von Lager und Zelt erst noch Gebrauch gemacht hätte. Nur einen reckenhaften Männerschluck gönnte ich mir aus dem Vorrat richtigen Danziger Kurfürstlichen Magenbitters, den meine Tangerer Freunde noch beim Abschied meinem Gepäck einverleibt hatten, und dann ging's mit neuerwachten Lebensgeistern rasch südwärts dem Strande entlang, bis die hohen Mauern und Türme von El Araisch vor uns aufragten, viel stattlicher und malerischer noch, als uns die von Asaila tags zuvor erschienen waren.

El Araisch ist auch einer von den Orten, die das

ganze Elend der wechselvollen Schicksale eines marokkanischen Hafens gesehen haben, den einst mächtige fremde Handelsflotten füllten, der aber heute verschlafen und ärmlich da liegt wie Asaila inmitten der malerischen Trümmer vergangener Herrlichkeit. Zunächst ein erläuterndes Wort über seinen Namen. Auf den europäischen Karten erscheint der Ort als Larache (Spanisch), Laraiche (Englisch), Larasch (Deutsch) und danach wechselt die Aussprache von Laratsche zu Larätsch oder Larasch. Der arabische Name, wie er auch richtig auf der Karte im Stielerschen Handatlas eingetragen ist, lautet El Araisch. Über seine Form kann kein Zweifel sein, da das Wort nichts anderes ist als die Mehrheit von arisch, womit man im heutigen Arabischen die wagerechten Holzgitter bezeichnet, mittels deren man enge Gassen und Plätze mit Weinlaub oder Geisblatt überzieht und zu schattigen Sitzplätzen geeignet macht. In der Mehrzahl Araisch wird dann das Wort auch für Fruchtgärten oder eine besonders üppige Gartenlandschaft angewandt. Und diesen Namen hat El Araisch schon seit den ältesten Zeiten getragen. Sein Ruf als ein paradiesischer Garten war schon zur Zeit der Phöniker bis an die Ostküsten des Mittelmeers gedrungen und dort Anlaß zur Sage der Hesperidengärten geworden. Die goldenen Äpfel der Hesperiden, die hier in herrlichen Gärten von den Töchtern des Zephirs dem Fremdling gereicht wurden, jene Märchenfrüchte, deren Schale wie Gold, deren Fleisch wie Ambrosia war, sind nichts anderes als die Apfelsinen,*) und der furchtbare Drache, der sich in bedrohlichen Windungen seines Leibes zum Schutze des Wundergartens aufgeworfen hatte, ist nichts anderes

*) Die freilich erst drei Jahrtausende später aus Südost-Asien dorthin verpflanzt werden sollten. Anm. v. Th. F.

als der Fluß Ued el Kûs, der schon bei Herodot als Lixos potamos auftritt.

Obwohl die schon genannten französischen Altertumsforscher in der Revue archéologique ziemlich ausführlich sich gerade mit El Araisch befaßt haben, so ist doch hier mehr als anderswo zu bedauern, daß alle diese Untersuchungen noch so sehr unter dem Mangel an gründlichen Vorarbeiten leiden. Hier täte ein Schliemann not, der mit Begeisterung, Ausdauer und dem nötigen Geldbeutel darangehen könnte, die Ablagerungen der verschiedenen Kulturzeiten, die hier ihre Spuren zurückgelassen haben, aufzudecken, zu ordnen und zu erklären. Wenn man heute von Norden her vor El Araisch ankommt, steht man staunend vor dieser wie ein altarabisches Märchen mit seinen Mauern, Türmen und leuchtenden Kuppeln aus dem Meer aufsteigenden Stadt, in der man einen mächtigen Handelsplatz mit weitberühmtem Namen vermuten sollte und nicht einen heruntergekommenen, ärmlichen, stillen Hafen, dessen Name heute nur noch den Fachmännern bekannt ist. Unmittelbar an der Nordseite der Stadt ergießt sich der alte Hesperidenfluß, von den Mauren heute Ued el Kûs genannt, ins Meer. Eine Brücke gibt es natürlich nicht, auch kein regelmäßiges Fährmittel. Wir müssen warten, bis auf unsere Zeichen von der andern Seite ein Boot herübersetzt und uns fragt, wieviel wir anlegen wollen für unsere und unserer Tiere Überfahrt. Unterdessen habe ich reichlich Zeit, mir das fesselnde Bild einzuprägen und als gewissenhafter Reisender davon im ersten Frühlicht mit dem neuerfundenen Panorama-Apparat eine große, 150 Grad Gesichtswinkel umfassende Aufnahme zu machen und mit der Peignéschen Bussole die Hauptpunkte topographisch festzulegen.



Strand bei El Araisch.

Was sich dem Ankömmling vom äußeren Bilde der Stadt darbietet, sind indessen nur mittelalterliche Dinge, Festungsbauten, Stadtmauern, Moscheen, aber keine Erinnerungen mehr an die vorarabischen Zeiten, keine klassischen Tempeltrümmer etwa, keine luftigen Säulen oder Bogenhallen, wie sie noch so manchen uralten Küstenort des östlichen Mittelmeers schmücken. Was El Araisch noch aufzuweisen hat aus seinen phönikischen, karthagischen und römischen Tagen, liegt schon so in Schutt und Staub, daß erst genauere Prüfung uns die wahre geschichtliche Bedeutung enthüllt. Augenscheinlich hat der Ort früher auf dem nördlichen Ufer gestanden, weiter landeinwärts, wo sich heute auf niedrigem Hügel die Trümmerstätte Tschemmisch erhebt. Der Fluß, der die Hauptentwässerung des nordwestlichen Rifgebirges in den Atlantischen Ozean besorgt, scheint infolge starker Sinkstofführung seine Mündung immer weiter ins Meer vorgeschoben zu haben, so daß das große Emporium, das die Phöniker hier für ihren Purpurmuschelhandel besaßen, dessen Trümmer schon Plinius der Ältere erwähnt, heute weit landeinwärts gesucht werden muß, wie auch spätere Geschlechter das heutige El Araisch wohl ebenfalls nicht mehr an der Küste finden werden. Die Versandung des Hafens scheint mit Riesenschritten vor sich zu gehen. Noch zur Zeit der französischen Revolution schildern die Reisenden den Ort als den wichtigsten, weil tiefsten und geräumigsten Hafen Marokkos, wo infolgedessen stets der Ankerplatz der gesamten Flotte des Sultans war.

Mit dieser Seemacht Marokkos hat es eine höchst eigentümliche Bewandtnis. Kaum ein Abschnitt der an märchenhaften Begebnissen und noch heute an fast unwirklich anmutenden Zuständen so reichen marokkanischen

Geschichte ist so romantisch wie die Sagen und Überlieferungen der maurischen Seeräuberflotte. Denn etwas anderes als Seeräuber sind die Matrosen, die unter der blutroten Flagge der Scherifen die Meere befahren haben, nie gewesen. Nicht umsonst singt auch noch heute der deutsche Seemann in seinen schönen alten Seeräuberliedern von der „stolzen Flagge blutigrot", die am Maste des „Herrn der Piraterei" weht. Wie mancher wackere Mann von der deutschen Waterkant mag in die Hände dieser maurischen Freibeuter geraten sein und seine Tage im blutigen Dienste der Seeräuber von El Araisch und Sila beendet haben. In diesen beiden, heute gänzlich vergessenen und friedlichen Häfen sind jahrhundertelang die leichtgebauten Galeassen und Schebekken beheimatet gewesen, die der Schrecken aller Mittelmeerfahrer waren. Was uns aber heute ganz unglaublich erscheinen will: bis in die englischen und deutschen Gewässer der Nordsee und Ostsee haben sich diese kleinen, schlecht bewaffneten Boote vorgewagt, deren Hauptangriffskraft in der Frechheit ihrer Führer und der unverständlichen Angst bestand, die man in Europa vor ihnen empfand. In der Straße von Gibraltar, die zu allen Zeiten einen Schiffsverkehr aufgewiesen hat, dessen Lebhaftigkeit vielleicht nur noch mit der des englischen Kanals verglichen werden kann, nahmen sie ohne Zaudern reichbefrachtete Schiffe fort, die ihnen an Segelkraft und Geschützzahl weit überlegen waren. Aber das Wort „wer wagt, gewinnt" scheint sich bei ihnen ebenso bewährt zu haben wie noch in unsern Tagen zuweilen bei den chinesischen und malaiischen Seeräubern der hinterindischen Gewässer. Die blasse Furcht, die sich beim Nahen der blutroten Flagge lähmend dem Kaufherrn und seinem Skipper aufs Herz legt, verhilft ihnen

zum Siege. Ungezählte Schätze an rotem Golde und wertvollen Waren und Tausende von Seeleuten aller möglichen europäischen Völker sind im Laufe des ausgehenden Mittelalters in die „Barbarei" und in maurische Sklaverei geschleppt worden.

Über diesen noch längst nicht aktenmäßig bekannten Abschnitt europäischer Seefahrtgeschichte hat Lane Poole, der gelehrte Konservator der morgenländischen Münzsammlung des Britischen Museums, ein höchst fesselndes Buch geschrieben, und über seine Untersuchungen hinaus kann man noch weiteren Stoff sammeln in den zahlreichen Berichten, die englische, spanische und portugiesische Schiffsherren hinterlassen haben über das Ende ihrer seemännischen Laufbahn auf maurischem Boden. Noch zur Zeit unserer Befreiungskriege hat ein amerikanischer Kapitän sein Schiff „Commerce" an der marokkanischen Küste und zugleich seine Freiheit verloren. Und im Jahre 1829 ereignete sich das Unerhörte, daß ein ganzes österreichisches Geschwader, unterm Befehl des Admirals Bandiera, im Hafen von El Araisch vor den maurischen Seeräubern, die es für die Fortnahme österreichischer Handelsschiffe strafen wollte, die Flucht ergreifen mußte, nachdem es ein Geschütz und massenhaften Schießvorrat eingebüßt und 43 Tote und zahlreiche Gefangene verloren hatte, denen wohl wie so vielen unglücklichen Vorgängern lebenslängliche Sklavenschaft in Marrakesch oder Fes zuteil ward. Kein Wunder, daß solche unbegreiflichen Erfolge den unbedeutenden Schiffen der Seeräuber den Ruhmeskranz der Unwiderstehlichkeit verliehen, nicht nur in den Augen der Europäer, sondern sogar in denen des eigenen Landesherrn. Es scheint, daß die Sultane von Marokko aus weiser Angst vor diesen dreisten Freibeutern sich mög-

lichst wenig um ihre Angelegenheiten bekümmerten und ihnen soviel freie Hand ließen, daß in Rabat und Ssla sogar sich kleine Seeräuberfreistaaten auftun konnten, mit denen die Regierung schließlich wie mit einer fremden Macht Verträge schließen mußte. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bewilligten die Seeräuber dem Landesherrn einen regelmäßigen bedeutenden Anteil am Geschäftsgewinn, und seit jener Zeit haben auch die europäischen Mächte sich zu dem schimpflichen Tribut verstanden, den sie bis ins 19. Jahrhundert hinein bezahlt haben.

Es würde ein recht nützliches Werk sein, wenn eines schönen Tags einmal jemand, der zu den maurischen Hofarchiven Zutritt erlangen könnte, uns eine urkundlich belegte Darstellung schriebe von den amtlichen Beziehungen zwischen den Seeräubern Marokkos und den europäischen Handelsmächten. Daß im Mittelalter die kleinen Freistaaten wie Venedig, Pisa und Genua sich dazu verstanden haben, den gefürchteten Freibeutern Beschwichtigungsgelder in den Rachen zu werfen, nimmt ja nicht weiter wunder. Aber andere Überraschungen würden sich aus einer Erforschung der Geschichte von El Araisch und Ssla ergeben. So konnte der Sultan Abd er Rahman es noch 1829 wagen, einen Juden, den er selbst anzusehen oder gar zu empfangen sich wohl geweigert haben würde, nach Hamburg zu schicken und den rückständigen Tribut zu fordern. Und noch bis zum Jahre 1857 hat in Lübeck eine Kasse bestanden, in die alle hansischen Schiffe, selbst die der Ostsee (allerdings nur $^1/_{32}$ ihrer Löhnung), Einzahlungen machen mußten zum Loskauf hansischer Seeleute, die in maurische Sklaverei geraten waren!

II.

Der falsche Doktor. — Der Sultan bestellt seine „echt marokkanischen“ Löwen bei Hagenbeck. — Freuden des Karawanenlebens. — Jörn Uhl in Marokko. — Afrikanisches Lesekränzchen.

Meine Ankunft am Flusse hatte in El Araisch einige Aufregung hervorgerufen. Europäische Besucher sind hier überhaupt selten, in so aufgeregten Zeiten aber wie diese Tage des Aufstandes, sind sie etwas ganz Ungewöhnliches. Mit dem ersten Boot, das von der Stadt absetzte und zur Nordseite des Ued el Kûs herüberkam, wo ich mit meinen Tieren wartete, schickte ich sofort ein paar Zeilen an einen spanischen Kaufmann, an den mich der deutsche Postdirektor in Tanger empfohlen hatte, zur Stadt zurück, um Rats zu erbitten, wo ich am besten mein Zelt aufschlagen könne. Das Hin und Her der kleinen Boote, die immer nur eins oder zwei meiner Packtiere übersetzen konnten, dauerte geraume Zeit. Als ich endlich als letzter meiner Karawane auf die Stadtseite des an seiner rasch strömenden Mündung recht stattlichen Flusses abgesetzt wurde, begrüßte mich sofort mit Hallo ein Europäer, der mich zu meinem Erstaunen deutsch anredete. Es war der einzige Landsmann am Ort, ein ehemaliger Maschinistenmaat der kaiserlichen Marine, der hier als Befehlshaber eines der kleinen Dampfer des Sultans zugleich die Pflichten eines Hafenmeisters wahrnimmt.

„Das ist famos, Herr Doktor,“ rief er schon von weitem, „daß Sie so rasch gekommen sind! Sie müssen ihm nun gleich die Kugel ausziehen, sie sitzt in der Lunge. Er hat sehr starken Blutverlust, Sie müssen sofort reiten, wenn Sie ihn noch retten wollen; wir haben ein gutes Pferd bereit, Sie können heute nachmittag noch hinkommen, wenn Sie gleich aufsitzen.“ Ich verstand natürlich von

der ganzen Geschichte kein Wort, machte ein möglichst dummes Gesicht und meinte, da müsse wohl eine Verwechslung vorliegen und jemand anders erwartet werden. „Ja, sind Sie denn nicht der Doktor, dem wir nach Tanger geschrieben haben, er möchte sofort kommen?“ — „Da hab' ich wohl falschen Lärm verursacht, ich bin ein gänzlich harmloser Dr. phil., der mit seiner staatlich beglaubigten Weltweisheit Ihnen oder Ihrem Verwundeten nicht mehr helfen könnte als der Dr. Eisenbart. Aber nun sagen Sie nur, um was handelt es sich denn?“

Und nun erfuhr ich die traurige Mär, die ganz El Araisch in Aufruhr gebracht hatte und die kleine europäische Kolonie der Stadt in ängstlicher Spannung hielt. Der etwa zwanzigjährige Sohn des englischen Vizekonsuls, der zugleich auch die deutschen Interessen hier vertritt, war bei einem Besuch in der eine Tagereise weit entfernten Landstadt El Ksar el Kebir mit Mauren in Streit geraten und hatte dabei einen lebensgefährlichen Schuß in die Brust bekommen. In Ksar gibt es keinen Arzt, man hatte sofort Eilboten nach Tanger und nach El Araisch gesandt, um den Vater zu benachrichtigen und ärztliche Hilfe von der Küste herbeizuholen. Eile tat not, denn der arme Junge war schon sehr schwach infolge des Blutverlustes, hatte hohes Fieber, was vielleicht ein Zeichen beginnender Blutvergiftung war, und schien dem Ende nahe. Die ganze Stadt trauerte um ihn, denn er war der einzige junge Mann unter den Weißen am Ort, und daher für manche Mädchenseele unter den Spanierinnen und Jüdinnen des Städtchens eine unschätzbare Persönlichkeit, deren Verlust in ihr Kleinstadtleben wirklich die bekannte unausfüllbare Lücke reißen würde. Es war mir nun recht schmerzlich, daß ich nicht der erwartete Retter, sondern

nur ein höchst überflüssiger falscher Doktor war, der vom Kugelausziehen noch weniger verstand als der spanische Arzt des Ortes, dem die eignen Landsleute kein Vertrauen entgegenbrachten, so daß sie selbst die Herbeirufung eines wirklichen Arztes aus Tanger befürwortet hatten. Beim Vater des Verwundeten, dem ich als dem Vertreter des Deutschen Reiches in El Araisch meine Aufwartung machte, fand ich die europäische Kolonie wehklagend versammelt. Der Konsul selbst, ein ergrauter Witwer, war vollkommen gebrochen. Die guten Freunde und getreuen Nachbarn, die sich mit verfrühter Leichenbittermiene eingefunden hatten, erweckten den Anschein, als habe man nach Landessitte schon die Klageweiber bestellt, die ja ihre ohrenzerreißenden Litaneien oft beginnen, ehe der Beklagte wirklich ausgelitten hat. Überall herrschte eine solche beklommene Stimmung in der Vorahnung schrecklicher Ereignisse, daß ich mich nicht wunderte, aus jedem Munde nur die dringendste Abmahnung von der Weiterreise zu hören.

Schon in Asaila hatten mir die Juden geklagt, wie unsicher Stadt und Land jetzt wären, sie könnten sich gar nicht mehr hinauswagen aus Furcht vor Überfällen und Ausplünderungen. In der Tat ist dann ihre Stadt wenige Tage nach meiner Durchreise von den Banden des gefürchteten Räuberhauptmanns Raissuli belagert worden, und natürlich waren es dann die armen Juden, die gezwungen wurden, das Lösegeld aufzubringen, das die Mordgesellen für ihren friedlichen Abzug forderten. Und hier in El Araisch hatte die Beklemmung nicht nur die Juden überfallen. Man war allgemein der Ansicht, es sei jetzt für einen Fremden unmöglich, ins Innere zu gehen. Noch vor wenigen Tagen sei das einem wage-

halsigen Jüngling übel genug bekommen. Sei da eines schönen Tages ein junger Deutscher geradeswegs mit dem Dampfer von Hamburg gekommen, der erklärt habe, er müsse zum Sultan nach Fes. Hagenbeck, der große Tierhändler in Hamburg, habe für den Sultan den Auftrag übernommen, ihm ein paar schöne Löwen zu liefern — wirklich der höhere Hohn, ein afrikanischer Fürst muß sich seine Löwen von einem deutschen Händler schicken lassen! — und da sich niemand anders habe finden lassen, die Tiere an den Hof des Sultans zu bringen, so habe er sich erboten, den schwierigen Auftrag auszuführen. So war denn der wackere Mann, seines Zeichens Seemann, der eben seine Dienstzeit bei der kaiserlichen Marine erledigt hatte, dreist und gottesfürchtig mit seinen Hagenbecker Bestien schnurstracks von der Elbe in die Mündung des Ued el Kûs eingelaufen, um von diesem der Hauptstadt nächsten Küstenplatz sofort die Landreise anzutreten. Er hatte seine Käfige auf Räder gesetzt und sich dann wohlgemut nach Fes aufgemacht, ausgerüstet mit nichts außer einer völligen Beherrschung des Plattdeutschen und ein paar Brocken Englisch, wie sie ein deutscher Matrose wohl während langer Seefahrzeit in fremden Häfen aufschnappen mag. Das heißt Englisch von jener Art, wie es der Hamburger Schiffer spricht, der in Liverpool ankommt und beim Festmachen des Schiffes ans Ufer ruft „Do you speak English?“ und dann auf die bejahende Antwort fortfährt: „Na denn smiet mi mol ne Plank röwer!“ Aber selbst mit größerer Sprachkenntnis wäre der kühne Jüngling wohl nicht sehr viel weiter gekommen. Denn, wie mir in El Araisch erzählt wurde, machten die Berbern sehr bald seiner Reise ein Ende, indem sie die Tiere in den Käfigen erschossen und ihn selbst zur

Umkehr zwangen. Ebenso war am Abend vorher ein spanischer Händler zur Stadt zurückgekehrt, den man schon eine Meile außerhalb der Tore durch Drohungen gezwungen hatte, von seiner Reise nach Ksar abzustehen.

So blieb denn auch mir nichts anderes übrig, als einstweilen meine Zelte in El Araisch aufzuschlagen und abzuwarten, ob die umherschwirrenden Nachrichten von Überfällen und Wegelagereien sich als Wirklichkeit und nicht etwa, was mir noch immer wahrscheinlicher schien, als Hirngespinste der eingeschüchterten Spießbürger entpuppen würden. In der Stadt selbst fand sich kein Platz für mein Lager, ich mußte hinausziehen vor das Südtor der Stadt, wo sich der große Kamelmarkt allmählich ins freie Feld verliert. Nur ein einziger Europäer hat sich hier draußen angesiedelt, der portugiesische Konsul, der zugleich die Interessen einer ganzen Reihe anderer kleiner Nationen vertritt, wenn auch nicht ganz so summarisch wie der kleine jüdische Kaufmann in Asaila, der sein ganzes Dach mit Flaggenstöcken bepflanzt hat. Denn er ist einfach der Konsul des Ortes, dem in Ermangelung würdigerer Vertreter mehr als ein halbes Dutzend Staaten die Wahrung ihrer Interessen anvertraut haben. Ganz am äußersten Ende des freien Platzes, der an den Markttagen der allgemeine Sammelplatz für die vom Land hereinströmenden Bauern und Viehhändler wird, ließ ich meine beiden Zelte aufschlagen, mein eignes geräumiges Wohnzelt und das kleinere, hierzulande Gitun genannte Schutzdach für die Dienerschaft. Dazwischen wurden meine sieben Tiere angepflöckt, die nach Landessitte einfach mit den Vorderfüßen zusammengebunden und dann sich selbst und jedem Wetter, bei Tag und bei Nacht, überlassen werden.

Es ist bei solchen Karawanenreisen immer der Höhepunkt des Genusses, wenn man nach des Tages Last und Hitze abends endlich den Lagerplatz erreicht, die Zelte aufgeschlagen hat und sich dem Bewußtsein hingeben kann, daß für die nächsten zehn Stunden der müde Wanderer Ruhe hat. Hat man dann in erfrischendem Bade, womöglich gar im Flusse oder in der See, wie das in El Araisch möglich war, sich gereinigt und verjüngt, die Wäsche gewechselt und sich vors Zelt zu Tee und Tabak gesetzt, dann fühlt man sich zufrieden, als ob man ein großes Werk vollbracht, und so glücklich, als ob man die größten Fragen, die die leidende Menschheit quälen, spielend gelöst hätte. Und doch sind es nur die allerbescheidensten Freuden, deren Genuß sich der Reisende unterwegs mit so viel Dankbarkeit hingibt. Es kann ja immer nur ein kleiner Bruchteil der Bequemlichkeiten sein, die man daheim zwischen seinen vier Wänden oder in zivilisierten Ländern im bequem ausgestatteten Gasthofe als selbstverständlich hinnimmt. Aber auf der Reise gilt mehr als anderswo die alte Weisheit, die Herder in dem hölzernen Vers verewigt hat „Eher schätzt man das Gute nicht, als bis man es verlor“, und auf Reisen in wilden Ländern, wo man sich über jede noch so schwache Erinnerung an Bildung und Bequemlichkeit freut, erprobt man diese nüchterne Wahrheit jeden Tag und jede Stunde.

Es gibt nun genug Weltgegenden, wo man noch viel abgeschlossener von aller gewohnten Zivilisation ist als hier in diesem unbekanntesten Lande der Welt. Nur sind in Marokko die Gegensätze etwas plötzlich. In Tanger z. B. lebt inmitten einer fast noch unverfälschten morgenländischen Umgebung mit all ihren Zutaten an malerischen Erscheinungen, an Farbe, Gerüchen, Schmutz und

Unbequemlichkeit eine kleine, ausgewählte europäische Gemeinde, die ihr Leben in den althergebrachten Formen der Gesellschaft so führt wie unter irgend einem andern, dem afrikanischen Äquator weniger nahen Himmelsstrich. Die Verbindung mit dem alten Europa ist räumlich so eng und zeitlich so häufig, daß im innern Leben dieser nach Marokko verschlagenen Fremden kaum je etwas daran erinnert, daß man nicht im Berliner Tiergartenviertel oder im Faubourg St. Germain ist. Wehe dem Fremdling, der sich nach Tanger verschlagen ließe und sich nicht mit den obern Hunderttausend seiner Landsleute zu dem bedauernswerten Jörn Uhl auf die alte Holzlade gesetzt und sich durch das unendliche Astronomiebuch gewürgt hätte! Wehe dem Leichtsinnigen, der etwa denken sollte, in dem unbekanntesten Lande der Welt könne er noch zur Not in den Salons bestehen, auch ohne Paul Bourgets letzten Band gelesen oder das neue Nationalfestspiel der Deutschen „Altheidelberg“ ein halb dutzendmal gesehen zu haben! Rückt er etwas herunter an der Küste Marokkos, kann er schon etwas mehr Mut schöpfen und desto freier aufatmen, je mehr er in die abgelegeneren Häfen kommt. In Masagan und Saffi soll es beispielsweise in der Beziehung schon ziemlich sicher sein.

In El Araisch fand ich eine interessante Mittelstufe, in der Mitte zwischen dem Ehrgeiz, genau ebensogut auf dem Laufenden mit allem, was die große Welt bewegt, zu bleiben, als ob man in einer europäischen Hauptstadt lebte, und zwischen dem gänzlichen Verzicht auf jeglichen Kulturfirnis. Die wenigen europäischen Familien, die das Schicksal in diesen stillen spanisch-maurischen Hafen zusammengeführt hat, haben eine Art Lesekränzchen gegründet, wozu jeder nach Geldbeutel oder

Sprachkenntnis die Wochenblätter und Zeitschriften, die er für sich selbst bestellt, beisteuert, auch das eine oder andere Buch opfert, an dessen Besitz ihm nicht sonderlich gelegen ist. So kommt ein gewisses Bildungsmaterial in regelmäßigen Zwischenräumen zustande, das mit rührendem Eifer von A bis Z genossen und schon aus Rücksicht auf den allgemeinen Unterhaltungsstoff mit einer fast eifersüchtigen Gründlichkeit verarbeitet wird, damit jeder über jedes mitreden kann. Solche Leute pflegen in der Regel viel besser über alles mögliche unterrichtet zu sein als der durchschnittliche Zeitungsleser daheim. Denn sie lesen langsam und mit zähem Gedächtnis, interessieren sich für alle Einzelheiten europäischer Politik, können sämtliche Ministerien Frankreichs und Italiens, die sie miterlebt haben, wie am Schnürchen aufzählen und sehen mit einer selbstverständlichen mitleidigen Verachtung auf den verbauerten Kleinstädter des nächsten Hafens herab, der bei mangelndem Lesekränzchen nur seine einzige kleine Heimatszeitung und gar keine illustrierten Blätter liest.

III.

Eine maurische Rue de Rivoli. — Begrabene Hoffnungen stolzer Hidalgos. — Schildbürger als Badewärter und Nachtwächter. — Allâhu akbar! — Abendfrieden auf dem großen Kamelmarkt.

Unter allen Städten Marokkos rühmt sich El Araisch, den schönsten Marktplatz zu haben. Es ist in der Tat ein sehr hübscher und echt morgenländischer Platz, unendlich viel malerischer als alle andern, die ich bisher in Marokko gesehen habe. Aber auch er trägt den Stempel der Vergangenheit, alle Kennzeichen des nicht mehr Hinein-



Marktplatz von El Araisch.

passens in die Gegenwart wie alle Dinge in diesen verfallenden atlantischen Häfen, wo neues Leben noch nicht aus den Ruinen blühen will. Was diesen Ssok ed Dachl (innern Markt) vor allen andern des Landes auszeichnet, ist die lange Reihe schön gewölbter Bogengänge, die zu beiden Seiten den langgestreckten Platz einfassen und einen so schönen Rahmen zu dem hübschen bewegten Bilde kleinstädtischen Handelsverkehrs schaffen, wie ihn sich ein Maler nur wünschen könnte. Es sind wohl gegen hundert der engen käfigähnlichen Kaufgewölbe, die vom nordwestlichen Afrika bis nach Innerasien hinein die Stelle unsrer Läden vertreten, die man hier nach demselben Muster gleichmäßig nebeneinander gesetzt und mit gleich hohen Kuppeln überdeckt hat. Eine maurische Rue de Rivoli, nur daß an Stelle der glänzenden Schaufensterauslagen der Pariser Läden hier die maurischen Händler inmitten eines bescheidenen Häufchens alltäglicher Waren sitzen, die deutlich genug bezeugen, daß hier für üppige Pracht kein Geld und kein Verständnis mehr zu finden ist. Vier Moscheen ragen über den schmalen Platz hinweg, an der Ostseite schließt ihn ein prächtiges altes Hufeisentor ab und nach Westen der festungsähnliche Eingang zur Kaßba, der Burg des Statthalters, deren gewaltige Mauern von den Spaniern im 16. Jahrhundert noch bedeutend verstärkt wurden. Wie die Portugiesen in Asaila, haben die Spanier in El Araisch gewaltige Anstrengungen gemacht, mit dem Besitz des Hafens ihre Herrschaft über das ganze Land anzubahnen. Aber die schwächlichen Sprößlinge der entarteten Habsburger, die nach der großen Blüte des Entdeckungszeitalters Spaniens Geschicke in Händen hielten, waren nicht die Männer dazu, die großen Gedanken überseeischer Machtentfaltung, wie

sie Spanien und Portugal am Ausgang des Mittelalters beherrscht hatten, mit Zähigkeit und Kraft durchzuführen. Schon 1691 machte Sultan Mulei Ismail mit Hilfe französischer Fregatten der spanischen Herrschaft endgültig ein Ende, und auch die Beschießung während des spanischen Krieges von 1860 konnte nichts mehr an der traurigen Tatsache ändern, daß das Lajalato de Larache, das Paschatum von El Araisch, das eine so große Rolle in der afrikanischen Geschichte Spaniens gespielt hatte, dauernd an die Mauren zurückgefallen war.

Für die kleine spanische Gemeinde, die noch heute in El Araisch lebt, muß es recht schmerzlich sein, die stummen Zeugen vergangener spanischer Größe Tag für Tag vor Augen zu haben: die gewaltige Festung, die mit ihren acht weithin leuchtenden Türmen wie ein Märchenschloß aus dem Meere aufsteigt, gekrönt von glitzernden grünen Kachelbächern; die Hauptmoschee, deren Kern als Kathedrale des hl. Antonius von den Spaniern erbaut worden; die zehn kleinen, mit großem Verständnis angelegten Seefesten, die in weitem flachen Bogen die Südseite der Flußmündung schützen; den großen verfallenen Fondak el Essbenjoli, das spanische Kaufhaus, das noch heute das größte Gebäude am Markt ist. Das alles gibt den stolzen Hidalgos täglich einen Stich ins Herz, wie den Mauren die Erinnerung an Granada und die Alhambra, wie der Gedanke, daß ihre schönste Moschee, die tausendjährige tausendsäulige Dschamia von Cordoba, heute von den Christenhunden entweiht wird. Und wie es heißt, daß noch heute in vielen maurischen Familien als Allerheiligstes der Schlüssel ihres einstigen Hauses in Andalusien von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wird, bis zum Tage der großen Wiedervergeltung, so träumen



Strand-Batterie bei El Araisch.

auch die Spanier ihren Traum von der Wiedereroberung Marokkos, und vielleicht nur um so lebhafter, seit die amerikanischen Geschütze ihnen Westindien und die Philippinen genommen haben. In und außerhalb der Stadt bin ich noch manchen kleinern Spuren der Spanier begegnet. Wappen an Häusern, Inschriften auf den alten Bronzerohren der träge und unbrauchbar auf plumpen hölzernen Lafetten träumenden Küstengeschütze und auf Häusern, deren hohe Stockwerke und breite luftige Fenster schon von außen verraten, daß sie von keinem maurischen Baumeister entworfen wurden.

Am stärksten überkam mich der Eindruck trostlosen Verfalls, wenn ich von der Seeseite her über der zertrümmerten Sandsteinfelsenküste die weißleuchtenden Bauten der verflossenen Zeit des Ruhmes aufsteigen sah, wenn kein Laut aus der Stadt herüberdrang und die mächtigen Brandungswellen das einzige Lebende im Bilde waren. Morgens und abends pflegte ich an den Strand hinabzusteigen und mich ein Viertelstündchen in der Brandung zu tummeln. Bei Ebbe konnte man ohne sonderliche Mühe zwischen den gewaltigen Felsblöcken, die das unablässig gegen das hohe Ufer brausende Meer zernagt und in den Sand hinabgeworfen hatte, sich seinen Weg ins Freie suchen und draußen gemächlich umherschwimmen und angesichts der hochragenden Kaßba und der kleinen Festen über dies Stück untergegangenen Europas an der afrikanischen Küste nachdenken. Am Strande saßen dann, als Zeugen der verkommenen lächerlichen Gegenwart, mein Schutzsoldat und mein Berber, wie eine leibhaftige Verkörperung des Schwächezustandes der heutigen Scherifenherrschaft, die nicht wagt, sich tatkräftig eines dreisten Aufrührers zu erwehren. Als ob es hier draußen am

einsamen Strande von blutdürstigen Anhängern Bu Hamaras wimmelte oder hinter jedem von Gischt bespritzten Felsblock ein Meuchelmörder lauerte, saßen die wackern Beschützer meines Lebens da, der Mokhasni mit seiner alten eingewickelten Donnerbüchse und dem verrosteten Schlachtschwert, der Berber in der einen Hand einen mächtigen Knüppel, in der andern eine rührende kleine Feuersteinpistole, aus der wohl seit den Zeiten des 30jährigen Krieges nicht mehr geschossen worden ist. Gegen die einzige Gefahr, die wirklich bestehen mochte, konnten mich diese ängstlichen Vorsichtsmaßregeln auch nicht schützen; gegen die Klippen, die auch bei Ebbe nicht bloßgelegt wurden. So traf es sich denn auch eines Abends, als ich nach Sonnenuntergang geschwommen war und vor Einbruch völliger Dunkelheit an den Strand zurückkehren wollte, daß ich in der Dämmerung meinen Weg etwas verfehlte und von einer langen Woge recht kräftig auf eine scharfkantige Felszacke von Muschelkalk geworfen wurde. Der Schrecken meiner Wächter war höchst drollig, als sie mich mit meinen blutigen Schrammen aus dem Wasser kommen und das Badelaken sich rot färben sahen. Wie einen Verbrecher nahmen sie mich in die Mitte und geleiteten mich zu meinem Zelt zurück, wo ich nun, auch ohne die Rücksicht auf die bedrohlichen Nachrichten von der Unsicherheit der Wege, ein paar Tage rasten mußte, ehe ich wieder zu Pferd steigen und weiterziehen konnte.

Auch in diesen Tagen der Reiseruhe gaben sich meine Leute alle erdenkliche Mühe, sich selbst einen möglichst kriegerischen Anblick und mir die Überzeugung zu verschaffen, als lebten wir von tausend schrecklichen Gefahren umlauert. Nicht nur trug ein jeder seine Waffen mög-

lichst sichtbar, nicht nur mußte sich der Schutzsoldat des Nachts wie ein treuer Hund vor mein Zelt legen; auch der Statthalter der Festung wurde ersucht, noch eine Leibwache von fünf Mann zu stellen, die mein Lager nachts bewachen sollten. Mit Singen und Schwatzen, Rauchen und Gitarreklimpern hielten sich diese abenteuerlich mit Knüppeln und einer einzigen, wahrscheinlich unbrauchbaren Flinte bewaffneten Kämpen die Nacht über wach, um die angeblich drohenden Überfälle feindlicher Horden abzuwehren. Und doch war alles in der Stadt und draußen vor den Toren so ruhig, so wundervoll verschlafen und idyllisch, daß mir diese kriegerischen Verteidigungsmaßregeln der braven Nachtwächter eher nach Schilda als nach El Araisch zu gehören schienen.

Besonders des Abends war ein so köstlicher Friede über dem Ganzen ausgegossen, daß ich gern darüber den Verdruß des unfreiwilligen Aufenthalts vergaß. Unter mir, in einem Absturz von etwa 30 m Tiefe, lag das Meer, ölig glatt wie meist gegen Sonnenuntergang, und farblos bleiern, nur im Westen belebt vom Widerschein der sinkenden Sonne. Und vor mir, nur durch den Wallgraben von meinem Lagerplatz getrennt, das gewaltige Mauerwerk der spanischen Festung. Oben, wo sich Zinne an Zinne und Schießscharte an Schießscharte reiht, ist der altersgraue Bau schon arg zerbröckelt, aber unten, wo er sich fast senkrecht aus dem breiten trockenen Graben emporreckt, ruht er noch fest und trotzig auf seinen mächtigen Sandsteinquadern, die ihren Ursprung gleich nebenan am Strande gehabt haben mögen, wo in wagerechten, starken Bänken sich der Fels wie ein Schutzwall der Brandung entgegenstemmt. Ockergelbe Flechten bedecken in leuchtenden Flecken das rissige Gemäuer, Eidechsen huschen

darüber hin und jagen und verfolgen sich in die Löcher und Spalten, die überall in den erweiterten Fugen klaffen. Hie und da stößt ein Turmfalke in merkwürdig strackem Flug gegen die Mauer, als ob er sich den Kopf einrennen wolle, verschwindet dann aber mit einer geschmeidigen Wendung, die eher an eine Ratte, als an einen Vogel erinnert, mit zusammengeklappten Flügeln in irgend eine Ritze, die den Zugang zu seinem Schlupfwinkel bildet.

Sobald der Sonnenball mit dem letzten grauroten Rand seiner mattleuchtenden Scheibe hinter den grauen Dunstschleiern des Westens untergetaucht ist in das träge Meer, ertönt aus der Stadt der Ruf des Mueddhins von der Hauptmoschee zum Abendgebet, zum Moghreb, dem Gebet bei Sonnenuntergang. In langgezogenen, getragenen Tönen erschallt aus seiner mächtigen Brust wie ein Klagelied das Takbir, die Lobpreisung Gottes, womit fast jedes mohammedanische Gebet beginnt. Allâhu akbar! (Gott ist am größten) schallt es dreimal, und jedesmal wird der Ton so lange auf dem zweiten langen A gehalten, daß von den übrigen Lauten fast nichts zu hören ist. Man muß schon oft und ganz aus der Nähe hingehorcht haben, um auch die weitern Sätze zu verstehen, die nach der Lobpreisung jeden Abend von den Moscheen ausgerufen werden. „Aschhadu: la ilaha ila allah, wa aschhadu: ssaijjidiná Muhámmed ressûl Allah“ (ich bezeuge: es gibt keinen Gott außer Allah, und ich bezeuge: unser Herr Mohammed ist sein Prophet). Ganz deutlich sehe ich den Ausrufer, den Mueddhin, „den zum Beten Auffordernden“, hinter der Brüstung des Minaretts stehen und beim Rufen sich heftig vor- und niederbeugen, als ob er eine Freiübung mache mit Rumpfbeugen und Strecken, und viermal, nach jeder

Himmelsrichtung, seinen Ruf wiederholen, der klangvoll und weitschallend, „mächtig und gelind“ wie Faustens Osterglocken, über die Stadt hinwallt und alles Leben zum Stillstand zu bringen scheint. Es ist, als ob jeder mit Andacht auf diese Feierabendverkündigung lausche, sein Handwerkzeug beiseite lege, sein Gespräch mit dem Nachbar unterbreche, um pflichtschuldigst mit seiner Gebetsmatte unter dem Arm zur Moschee zu eilen und den Herrn und seinen Propheten zu preisen, wie es der Mueddhin befiehlt.

Auch draußen auf meinem Marktplatz wird alles still. Von Süden her kommt noch eiligen Laufes eine lange Karawane an, Maultiere und Kamele gemischt, die Treiber mit unablässigem Zuruf den gemessenen Schritt ihrer Tiere beschleunigend, damit sie noch vor Toresschluß den innern Markt erreichen. Noch ist das letzte Wort des Gebetausrufers nicht verhallt, da strecken die ersten Kamele schon ihren langen Schwanenhals durch die Hufeisenwölbung des Bab el Chmiß, des Donnerstagstores, das seinen Namen dem großen Wochenmarkt der Stadt verdankt. Nun wird es einsam ringsum. Ein paar Europäer kommen aus dem portugiesischen Konsulat und machen ihren allabendlichen kleinen Spaziergang und betrachten sich dabei mit unhöflicher Neugier das Zeltlager des Fremdlings, der sich in ihre Stadt verirrt hat. In raschem Trabe ziehen ein paar Juden vorbei, die vor Dunkelheit in ihrem Ghetto sein müssen, und als letzte kommen aus den sich schließenden Flügeltüren des Donnerstagstores heraus mit ihren Knüppeln und Eisen die fünf Nachtwächter, die mir der Statthalter zur Zeltwache schickt. Vor dem kleinen Zelt meiner Diener und Treiber machen sie sich's alsbald bequem, gedämpfter Stimmenklang und

der weichlich-süße Duft des Hanfs, den sie aus ihren winzigen Pfeifchen rauchen, dringt herüber, und unablässig macht die Teekanne unter den am Boden sitzenden Männern die Runde. Und das Brodeln des Teewassers, das Schlürfen der Hanfpfeifen und die leisen schläfrigen Stimmen mischen sich sacht in das von unten herauftönende dumpfe Brausen der Brandung, die auch in der windstillen lauen Abendluft in regelmäßigem Schlag sich an den Uferfelsen bricht.

Sonst ist alles still, und in der rasch hereinbrechenden Dunkelheit erscheinen die starken Mauern der Kaßba, die grüngelben Kacheldächer der Kuppeln und die jetzt starr und schweigsam in die fahle Dämmerung hineinragenden Türme der Moscheen noch unwirklicher, noch märchenhafter als im hellen Tageslicht. Noch einmal wird es draußen für kurze Zeit lebendig. Von den Wiesen her erhebt sich ein Rauschen, in ganzen Schwärmen kommen die Störche heim, die auf den Mauerzinnen nisten. Sie tauchen noch einmal unter in den breiten, mit Holunder, Ginster und Schierling dicht zugewachsenen Graben und schweben dann zierlich mit vorgestreckten Beinen auf ihre Nester nieder. Ein lebhaftes Schnabelklappern beginnt. Aber es hat einen weichen hölzernen Klang, der nicht weit reicht und den Abendfrieden nicht stört. Es sind Liebesworte, die Storch und Störchin wechseln, und es ist, als ob sie sich Mühe gäben, möglichste Weiche und Zärtlichkeit in den flachen Ton ihres Geklappers zu legen. Nicht weniger als 26 Paar roter Stockbeine lassen sich allein auf der alten Mauer zählen. Das Klappern wird lebhafter, alles flattert auf und findet sich in ehelichen Gruppen wieder zusammen. Und während der letzte Lichtschimmer verlöscht auf den glatten, glitzernden Kuppel-

dächern, empfängt Frau Störchin, ergebungsvoll auf einem Bein stehend, die Liebkosungen ihres zufrieden klappernden getreuen Eheherrn.

IV.

Es wird ungemütlich auf dem Kamelmarkt. — Mitten hinein in den „flammenden Aufruhr". — Getösereicher Einzug in ein arabisches Zeltdorf. — Auf geschichtlichem Boden.

Vergeblich hatte ich von Tag zu Tag auf bessere oder wenigstens bestimmtere Nachrichten über die Sicherheit oder Gefährlichkeit der Wege gewartet; aber nichts kam als verworrene Berichte über ausgeplünderte Juden oder umkehrende Karawanen, ohne daß indessen etwas wirklich Unzweifelhaftes, Greifbares über die Täter zutage gefördert wurde. Als nun gar das Wetter in El Araisch, das seit meiner Abreise von Tanger sonnig und frühlingsmäßig milde gewesen war, anfing, sich in scharfe Gegensätze von kalten, trüben Regentagen und drückend heißer Sommerhitze zu verwandeln, beschloß ich aufzubrechen, dem schließlich albern werdenden Gezeter der paar Europäer über die Gefahren des Weges zum Trotz. Es schien mir fast, als ob diese Leute ihre Eitelkeit damit nährten, sich in afrikanischer Wildnis zu wähnen und andern von den schrecklichen Gefahren vorzujammern, von denen ihr Leben an diesen vorgeschobenen Wachtposten der Zivilisation umgeben sei. Es schien ihnen nicht recht, daß auch andere, außenstehende sich ihr verschlossenes, unbekanntes Land ansehen wollten. Später traf ich zwei Europäer, die gerade die allereifrigsten gewesen waren, mir immer

wieder von der Reise ins Innere abzuraten, ganz allein, ohne Schutzsoldaten oder bewaffnete Begleitung, im Lande herumreitend. „Ja, wir!“ hieß es, als ich mich ob dieses Leichtsinns baß entsetzte, „wir kennen Land und Leute, wir können mitten durch den flammenden Aufruhr reiten, wir kennen die Sitten und Anschauungen dieser Leute, aber Sie, Sie Neuling! für Sie wäre das gewisser Tod!“

Nun vorläufig schien mir dieser gewisse Tod noch immer dem stumpfsinnigen Warten auf freiem Felde vor der Stadt vorzuziehen. Denn die malerischen Reize von El Araisch, die es mir anfangs angetan hatten, verloren bald ihre Anziehungskraft, als Sturm und Regen über den Kamelmarkt hinzufegen begannen und mir den Staub zolldick ins Zelt trieben. Und das war kein gewöhnlicher Staub, sondern die in ihre feinsten Teilchen aufgelösten Ablagerungen, die einen marokkanischen Marktplatz zu bedecken pflegen, und, wenn sie vom Regen mal wieder etwas durchgefeuchtet sind, der empörten Nase deutlich genug verraten, woher sie ihre Ammoniak- und Schwefelwasserstoffdüfte haben. Daß gefallene Maultiere und die natürlichen Ausscheidungen braver Kamele auch noch gut riechen sollen, wenn sie der vom Atlantischen Ozean heranbrausende Sturmwind übers Land wirbelt, kann man ja kaum verlangen. Aber angenehm ist's auch nicht, wenn man in der Nacht davon geweckt wird, daß einem die Zeltleinen ums Gesicht schlagen und trotz sorgfältig beschwerter Wandsäume dicke stinkende Schmutzlagen von unten ins Zelt wehen und Bett und Tisch, Bücher und Wäsche bedecken; wenn man trotz strömenden Regens und pfeifenden Sturmes hinaus muß, um mit den Dienern und Treibern, die sich nur widerwillig aus ihrem Schlaf wecken lassen, die Zeltleinen straff zu ziehen und sämtliche

Pflöcke von neuem einzuschlagen. Die wackern Soldaten des Statthalters findet man dann natürlich, wie das bei Nachtwächtern von Beruf nicht anders zu erwarten, trotz Sturm und Lärm im tiefsten Schlaf, aus dem sie auch dann nicht erwachen, wenn wir mit schallendem Holzkeil die großen Grundpflöcke von neuem ins aufgeweichte Erdreich zu treiben beginnen. Aber dafür sind sie ja wohlbestallte Nachtwächter seiner Hoheit eines scherifischen Paschas, und wenn sie auch für ihren Schlummer von mir, und nicht von ihrem Brotherrn täglich bezahlt werden müssen, so genießen sie eben das erbliche Vorrecht aller maurischen Beamten, auf Kosten anderer zu leben und zu keinerlei Arbeit verpflichtet zu sein.

Von El Araisch nach El Ksar el Kbir, der nächsten größern Stadt, die ich besuchen wollte, war nur ein Weg von 33 km und noch dazu, bis auf einen schwierigen Flußübergang, ein ganz leichter glatter Weg, über den es lächerlich gewesen wäre, ein Wort zu verlieren, wenn nicht die wackern Schildbürger der Hafenstadt den Mund so voll genommen hätten von Räubern und Aufständischen, Wegelagern und Meuchelmördern, die die Straße besetzt halten sollten. Wenn das der „flammende Aufruhr" war, der das Land in Brand gesetzt hatte, dann müssen marokkanische Aufstände doch recht harmlose Angelegenheiten sein, die sich nicht mit den Empörungen anderer Völker messen können. Eine blühende Landschaft, hügeliges Wiesenland über und über mit tausenderlei Blumen bestanden, friedlich einherziehende Karawanen mit stolz einhersegelnden Kamelen, eifrig ausschreitenden Maultieren und scherzenden und singenden Treibern, üppige Weiden zu beiden Seiten des Weges, belebt von stattlichen Herden glatten Rindviehs, zottiger Schafe und

langhaariger Ziegen, von niemand anders bewacht als von einem alten wehrlosen Mummelgreis oder ein paar halbnackten braunen Kindern — war das ein Land, bedroht von Bürgerkrieg und Herrscherwechsel, ausgeraubt von sengenden und brennenden Mordbrüdern!? Wo waren da die rauchenden Dörfer, die vernichteten Ernten, die leichenbedeckten Heerstraßen, die uns vor zwei Jahren in China gezeigt hatten, was Aufstand und Bürgerkrieg bedeuten? In andern Teilen des Reichs mochte es ja schlimmer aussehen, im Rif und an der algerischen Grenze, wo der geheimnisvolle Umstürzler sein Wesen trieb. Hier aber im Gharb war das Land so friedlich und ruhig, und augenscheinlich seit langem so ungestört, daß einem die Angstmeierei der Küstenleute immer unverständlicher und lächerlicher vorkommen wollte.

Am Abend meines Aufbruchs von El Araisch schien es zwar, als ob ich in diesem Gebiete des flammenden Aufruhrs und gewissen Todes, von dem die wackern Philister mir so schön vorgejammert hatten, doch noch böse Erfahrungen machen sollte. Anstatt die vier Meilen Wegs bis zur Stadt ohne Unterbrechung zurückzulegen, was für Mensch und Tier nur eine bescheidene Tagesleistung gewesen wäre, zog ich's vor, doch noch einmal ein Nachtlager zu beziehen, da die mir entgegenkommenden Reisenden berichteten, infolge der letzten Regengüsse sei der Wad el Kûs, den wir dicht vor El Ksar el Kbir zu überschreiten haben würden, so reißend geworden, daß vorläufig an einen Übergang gar nicht zu denken sei. Es war schon spät am Nachmittag, und so hieß es im ersten besten Dorf übernachten, das uns in den Weg kommen würde. Meist pflegte der Mokhasni das Nachtlager auszusuchen, und zwar in einem Ort, wo er gute

Bekannte hatte und auf eine gute Verpflegung, kostenlos natürlich, rechnen durfte, damit ihm die anderthalb Duro Zehrgeld, die ich ihm täglich vertragsmäßig zu zahlen hatte, als Reinverdienst in der Tasche blieben. Diesmal aber war keine Zeit mehr, lange zu suchen nach etwa befreundeten Ortschaften in der Nachbarschaft, und ohne Widerrede mußte er mit dem Schulzen des ersten Ortes wegen des Unterkommens für die Nacht verhandeln. Es traf sich, daß der Platz ein arabisches Duar war, ein Zeltdorf, wie es sich die nomadenhaften Araber in Marokko zu errichten pflegen, wo sie eine merkwürdige Mitte halten zwischen den Gewohnheiten ihrer Nomadenvorväter in der arabischen Wüste und den landbürgerlichen Gepflogenheiten der seßhaften Berbern, deren Land sie auch heute erst zum geringsten Teil erobert haben. Solch ein Duar sieht aus wie ein in Umbildung zum festen Ort begriffenes Zeltlager. Form und Stoff der Wohnungen sind noch ganz die der Zelte, niedrige, langgestreckte, verschlagähnliche Hallen aus Gerstenstroh und Ziegenhaar, braunschwarz und unansehnlich. Auch die innere Ausstattung, die eigentlich durch völlige Abwesenheit glänzt und nur das allernotdürftigste Gerät für die Küche und die Näharbeiten der Frauen aufweist, erinnert noch ganz an das Wanderzelt, sehr im Gegensatz zu den in den Städten ganz seßhaft gewordenen und sehr verweichlichten Mauren, die sich gern mit Prunk und Pracht umgeben und es neuerdings sogar bis zum Besitz von phonographischen Apparaten und kostbaren Spieluhren gebracht haben.

Aus irgendwelchen Gründen, soviel ich aus den Erklärungen meines Dolmetschers entnehmen konnte, aus uralter Stammesfeindschaft, weigerten sich nun die Be-

wohner dieses jämmerlichen kleinen, höchstens aus dreißig hüttenähnlichen Zelten bestehenden Duars, meine Leute und Treiber die Nacht über auf ihrem Grund und Boden zu lassen. Gegen mich als Fremden und Ungläubigen hatten sie merkwürdigerweise gar nichts einzuwenden. Es schienen meine Berbern vom Stamme der Andschera zu sein, denen die Uled Hamra keine Gastfreundschaft gewähren wollten. So kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, drohende Gebärden und laute Worte wurden ausgetauscht, schließlich hieß es sogar, wenn meine Leute auch in der Nacht unbehelligt bleiben sollten, am nächsten Morgen würden sie schon für ihre Frechheit büßen, auf stammesfeindlichem Boden Gastrecht zu beanspruchen. Ich versuchte das einzige Versöhnungsmittel, das der Reisende in solchen Fällen hat, das mächtiger wirkt als alle Gesetze oder alle Liebe: den schnöden Mammon in Gestalt der Barzahlung für alle moralischen oder politischen Bedenken anzubieten.

Gerade in dem Augenblick aber kamen die von den Feldern und Weiden heimgetriebenen Herden an. Munter springend, wie die Novillos in einem voröfterlichen Stiergefecht in Spanien, kamen die jungen Stiere herein, gänzlich ungefesselt und sich ihrer Freiheit in sturmartigem Anlauf freuend. Es sah aus, als ob die Tiere mit ihrem starken vorgebeugten Nacken einen Angriff auf ihr eigenes Dorf machen wollten. Mutwillig wie die kleinen Schulbuben auf einem Sommerausflug hüpften dazwischen die jungen Lämmlein und Zicklein umher und gaben dem etwas bedrohlichen Bilde des Stieransturms das ländlich Friedliche zurück, das nun einmal zur Heimkehr des Hausviehs gehört, wenn es brüllend die gewohnten Ställe füllend seinen Einzug hält. Nur als die Mutterstuten,

an der Vorderhand zusammengekoppelt, hinter den Stieren hereinhumpelten, und die jungen Fohlen, in ihrem rührend struppigen Fell, sich dicht an ihre Nahrungsquelle drängend, ihnen zwischen den Beinen laufend folgten, wurde es auch unter unsern Tieren lebendig, die sich bis dahin den Stieren gegenüber durchaus anständig und ruhig verhalten hatten. Unsere Hengste, denen die Tagesritte durch die stutenbelebten Frühlingswiesen schon hinreichend schwere Prüfungen sein mochten, fingen an zu bäumen, zu grunzen, zu wiehern, zu schreien und trotz Kandare und Peitschenhieb zu den Stuten hinzudrängen. Ein allgemeiner Aufruhr war die Folge. Die Araber, die sehr im Gegensatz zu andern Reitervölkern zu ihren Pferden nur mit erhobener Stimme zu sprechen scheinen, fingen an laut und wild durcheinander zu schreien, unsern Tieren in die Zügel zu fallen und sich so aufgeregt zu benehmen, daß ich mich schon auf den Ausbruch des Handgemenges zu freuen begann, das doch endlich einmal ein kleines Reiseabenteuer im Sinne der Küstenangstmeier gewesen wäre. Aber wie immer bei solchen Gelegenheiten wurde ich enttäuscht. Das unglaubliche Getöse und Gedränge von Menschen und Tieren löste sich, was mir wirklich eine Zeitlang unmöglich geschienen hatte, in Wohlgefallen auf, sobald die streitsüchtigen Zeltbewohner durch den Dolmetscher verstanden hatten, daß für Nachtlager und Speise und Trank fürstliche Bezahlung sicher wäre. Und so wurde aus dem schönen, lärmenden, Mord und Totschlag verheißenden Anfang nichts als ein gänzlich harmloses, friedliches Nachtlager, das durch keine andern Ereignisse gestört wurde, als einen heftigen Nordweststurm mit anhaltenden Regengüssen.

Und doch wäre ein bißchen Zank und ein wenig Blut-

vergießen nirgends angebrachter gewesen als auf diesem Flecken marokkanischer Erde. Befanden wir uns doch auf dem blutgetränkten Boden, wo vor 325 Jahren eine der bedeutendsten Entscheidungsschlachten geschlagen worden, wo wie auf andern weniger unbekannt gebliebenen Schlachtfeldern das Geschick ganzer Völker, ja vielleicht ganzer Erdteile entschieden worden ist. In unsern Geschichtsbüchern ist dieser große Kampf bekannt unter dem Namen der Dreikönigsschlacht von Alcazar, benannt nach der nächstgelegenen großen Stadt El Ksar el Kbir, der die Spanier nach ihrer Weise den volltönenden Namen Alcazar gegeben haben, der auch in die meisten europäischen Sprachen übergegangen ist. Und eine Dreikönigsschlacht war es, weil in der Tat drei gekrönte Häupter hier am Wad el Mchasen fielen, und mit ihnen 28000 Krieger der verschiedensten Länder, deren Leichen unbestattet hier auf dem engen Raume von vielleicht 1500 qm verwest sind. In einem alten zeitgenössischen Bericht, den das Londoner Public Record Office aufbewahrt, befindet sich eine „Declaration of the Bataylle betwyxte the Kynge of Barbarie and the Kynge of Portingale this 4th of August last“ (1578), wonach „in this conflicte were slain 3000 Almaines, 700 Italians and 200 Spaniards“. Dreitausend deutscher Krieger auf afrikanischer Erde gefallen und namenlos, unbestattet und vergessen zu Staub geworden auf maurischem Boden — das ist eine so merkwürdige Tatsache, daß es sich wohl lohnt, mit ein paar Worten näher auf ihre Vorgeschichte einzugehen, denn die sonderbaren Umstände, die in jenem bewegten Zeitalter, als Reformation, Türkennot und die überseeischen Entdeckungen die Welt im Innersten aufgewühlt hatten, eine so internationale Begebenheit wie

die Dreikönigsschlacht von Alcazar herbeiführen konnten, werden bei den bekannten Absonderlichkeiten unseres Geschichtsunterrichts auch dem Gebildeten weniger bekannt sein als etwa der genaue Verlauf der Bauernunruhen Roms oder die Einzelheiten der messenischen Kriege.

El Ksar.

I.

Ein wichtiger, wenig bekannter Abschnitt der Weltgeschichte. — Ein verunglückter Kreuzzug. — Die Dreikönigsschlacht von Alcazar. — Dreitausend deutsche Krieger auf maurischem Schlachtfelde.

Auch für Nordafrika war unser Reformationszeitalter eine bewegte Zeit. Zwar ließen sich die mohammedanischen Völker von der geistigen Befreiung, die, von Deutschland ausgehend, ganz Europa erschüttert und in zwei Lager geteilt hatte, damals ebensowenig wie heute etwas träumen. Für sie war das große Ereignis der Zeit, wie ja auch für die christliche Welt, die Türkennot, die Gefahr der unaufhaltsam von Osten anstürmenden Osmanen, die mit unverbrauchten Kräften aus Asien hervorgebrochen waren und mit den träge dahindämmernden Fürsten und Staaten des östlichen Mittelmeers in einer Weise aufräumten, wie man seit langem nichts gesehen hatte. Ägypten und Syrien waren ihnen bereits zum Opfer gefallen, nachdem schon der verblüffende Anfang mit der Eroberung Konstantinopels und der Bedrohung Wiens die Welt auf Taten nach Art Dschingis Chans oder Tamerlans vorbereitet hatte. Wenn auch die Seeschlacht von Lepanto für eine Zeitlang das westliche Mittelmeer vor

ihnen zu retten schien, an der afrikanischen Küste fiel Stadt auf Stadt in ihre Hände. In Tunis und Algier wehte schon die Halbmondflagge des neuen Kalifen, und das Königreich Tlemssân, das heutige Grenzland zwischen Algerien und Marokko, sah zitternd seiner Einverleibung entgegen.

Im äußersten Westen der mohammedanischen Welt, in Maghreb el Aksa, war zu dieser Zeit ein neues Herrscherhaus erstanden, das die unter dem Namen der Beni Marin bekannten Berberfürsten vom Throne gejagt und mit seinem Anspruch unmittelbarer Abkunft vom Propheten die Gläubigen in solchen Massen um sich geschart hatte, daß es binnen kurzem die drei alten Hauptstädte des Reiches, Fes, Marrakesch und Mekines nehmen und sogar an die Ausdehnung seiner Herrschaft nach Osten, auf Kosten der „ungläubigen" Türken denken konnte. Wie das aber in morgenländischer Geschichte zu geschehen pflegt, wurde das Haupt dieses Hauses am Vorabend der Verwirklichung seiner kühnen Pläne ermordet, und mit seinem Tode das Reich in den üblichen Bruderkrieg zwischen den erbgierigen Söhnen gestürzt. Einer dieser Thronbewerber, Muhammed el Abd, der „Sklave" genannt, flüchtete sich nach Lissabon, um vom portugiesischen König Hilfe gegen seine Verwandten, die ihm die Nachfolge streitig machten, zu erbitten. Portugal war in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die größte Weltmacht geworden, dank seiner überseeischen Erwerbungen, und auch in Marokko war es als starke Kolonialmacht aufgetreten, so daß es den Mauren als das Hauptland Europas galt. Zahlreiche Plätze am Atlantischen Ozean, und vor allem Tanger, der wichtigste Ausfuhrhafen des Landes, waren in seinem Besitz, so daß man sich nicht wundern kann,

wenn ein bedrängter marokkanischer Thronbewerber sich nach Lissabon um Hilfe wandte. Allerdings hielt Muhammed el Abd es doch für nötig, sich vor seinen Ulema, den schriftgelehrten Auslegern des Gesetzes, zu entschuldigen wegen seines Vertrauens zu einem ungläubigen Helfer. Damit hatte er zwar bei ihnen keinen Erfolg, um so mehr aber beim König von Portugal.

Dort saß nach dem Tode Johanns III. der schwärmerische Dom Sebastian auf dem Thron, der von einem allerchristlichsten Weltreich seines Hauses träumte und den Besuch des hilfesuchenden Maurenfürsten wie einen Wink des Himmels ansehen mochte, der schon begonnenen Eroberung afrikanischen Bodens die Krone aufzusetzen durch die Begründung eines portugiesischen Reiches in Nordwestafrika. Aber Männer von Eisen, die wie Albuquerque groß genug waren, ein großes Ziel auch mit den rücksichtslosesten Mitteln zu erreichen, waren schon damals in Portugal nicht häufig. Und in dieser großen Stunde der Entschließung stand kein solcher dem jugendlichen unbedachten Herrscher zur Seite, der als blinder Anhänger Loyolas in einem Feldzuge gegen die Ungläubigen (wenn auch im Bunde mit Ungläubigen) einen Kreuzzug sah, der, was auch immer sein Erfolg sein würde, schon als solcher seinen Schatz guter Werke ins Ungeheure mehren müßte. Rasch und unzureichend wurden die Vorbereitungen getroffen. Portugal selbst konnte nur 12 000 Mann Fußvolk, 1500 Reiter und 12 Geschütze aufbringen. Der spanische Nachbar ging zwar ein Schutz- und Trutzbündnis ein, wollte aber nicht mehr als 1000 Mann daranwagen. Der Papst, der durch seine Kalenderverbesserung verewigte Gregor XIII., schickte auch ein paar Hundert frommer Katholiken unter englischem Befehl, zu denen

noch eine Freischar irischer Umstürzler kam, die sich unter der Führung eines Abenteurers gesammelt hatten, um im alten Heimatlande gegen das verhaßte protestantische England zu kämpfen, und nun erst noch einen Abstecher nach Afrika zu machen bereit waren. Kriegsgeübte, wirklich brauchbare Truppen aber schickte nur Wilhelmus von Nassowen, der tapfere Freiheitskämpfer der Niederlande, der 3000 seiner deutschen Söldner hergab unterm Befehl eines Grafen Thalberg, wohl eines jener unermüdlichen Haudegen, die es zu allen Zeiten im deutschen Adel gegeben hat, denen Kämpfen und wildes Leben voller Gefahren und Entbehrungen Selbstzweck ist und die Frage, für wen sie ihr Blut vergießen, ganz nebensächlich. Mit der portugiesischen Königswache und den Spaniern bildeten diese Deutschen unter Thalberg den Kern von Sebastians Heer. Noch im letzten Augenblick versuchte der Statthalter von Cadiz, den König zum Verzicht auf das übereilte Unternehmen zu bewegen. Aber die Truppen waren schon vom höchsten geistlichen Würdenträger des Königreichs eingesegnet worden für den Kreuzzug gegen die Ungläubigen, Umkehr war nicht mehr möglich. Und nun ging das Verhängnis rasch seinen Gang.

Am 7. Juli 1578 landete Dom Sebastian in seiner treuen Stadt Tanger. Hier stößt sein maurischer Schützling Muhammed el Abd zu ihm mit 800 Armbrustschützen und 400 Reitern. Das war das ganze Riesenheer, von dem der ruhmredige Marokkaner in Lissabon erzählt hatte. An der Küste entlang ziehend, um sich mit den zu Schiff nach Asaila und El Araisch gesandten Truppen vereinigen zu können, muß sich der abenteuerliche Kreuzfahrer davon überzeugen, daß Kriegführen in einem Lande, wo es keine Brücken und keine Wege gibt, doch etwas anders ist als

daheim bei wohlgefüllten Fleischtöpfen. Aber zurück kann er nicht mehr mit seinen eingesegneten Truppen. Im raschen ungestümen Vorwärtsdrängen liegt jetzt die einzige Rettung. Am 3. August stehen sich am Zusammenfluß der beiden Flüsse Mchasen und El Kûs, wenige Kilometer vor El Ksar el Kbir, die feindlichen Heere gegenüber. Der Gegenkönig, ein Oheim des portugiesischen Verbündeten, Ab dul Malik, genannt El Mamluk, der „freigelassene Sklave", hat ein Heer von dreifacher Überlegenheit zusammengebracht; vor allem sichert ihm seine starke Reiterei, die auf 40 000 Mann geschätzt wird, den Erfolg. Ein italienischer Offizier aus Genua befehligt seine Artillerie von 34 Geschützen. Dieser Übermacht gegenüber hat Dom Sebastian mit seinen bunt zusammengewürfelten Mannschaften den Vorzug einer strategisch bessern Stellung. Er kann von einem Hügel aus sein Feuer wirksamer verwenden als der Gegner, der in der flachen Uferebene des Wad el Mchasen steht. Aber in seinem ungestümen Drang, an den Feind zu kommen, läßt er sich gar keine Zeit, diesen seinen einzigen Vorteil auszunutzen. Er gibt schon in der Frühe des 4. August den Befehl zum Verlassen der günstigen Schlachtstellung. Seine von den ausländischen Söldnern gebildete Vorhut macht unter der Führung der Deutschen auch sofort einen so gewaltigen Vorstoß und dringt über die Brücke — eine von den wenigen, deren steinerne Trümmer noch heute in Marokko zu finden sind — so tief in den Kern der feindlichen Stellung ein, daß fast auf den ersten Schlag der Tag zugunsten der Christen entschieden scheint.

In diesem Augenblick aber erscheint der hartbedrängte Ab dul Malik, der, sterbenskrank am Fieber daniederliegend, in einer Sänfte dem Gefechte folgt, inmitten

seiner wankenden Truppen zu Pferde. Dieser unerwartete Anblick spornt seine maurischen Reiter zum äußersten, sie drängen die Fremden in den Fluß zurück und greifen den linken Flügel auf dem andern Ufer an, wo Sebastian selbst hält. Von seinen besten Truppen getrennt, verzweifelt der junge König ebenso rasch, wie er sich zum tollkühnen Angriff entschlossen hatte, an seiner Sache und stürzt sich ins dichteste Getümmel. Dort findet er den Tod. Und mit ihm sein Schützling und maurischer Bundesgenosse Muhammed el Abd, der „Sklave“. Aber auch der König der Gegenseite, Ab dul Malik el Mamluk, der „Freigelassene“, büßt sein Leben ein, wenn ihm auch der Sieg bleibt. Er war tot vom Pferde gesunken, aber sein Oberstkämmerer, ein übergetretener Christ, weiß geschickt einen einfachen Ohnmachtsanfall daraus zu machen und die Leiche in der Sänfte verborgen zu halten, bis der Sieg vollständig ist.

Wenn man den zeitgenössischen portugiesischen, spanischen und englischen Berichten trauen darf — man kann ihre Darstellung ganz gut an der des maurischen Geschichtschreibers Muhammed el Ufrani nachprüfen, dessen Werk über diesen Abschnitt maurischer Geschichte kürzlich durch Übersetzung ins Französische zugänglich geworden ist —, dann war diese Dreikönigsschlacht von Alcazar eine bitterernste, blutige Sache. Von den Deutschen blieb kein Mann übrig, und auch die Italiener und Spanier fielen fast bis auf den letzten Mann. Graf Thalberg und sämtliche fremden Edelleute sowie der Führer der Iren waren tot, die geringen Trümmer ihrer Söldnerscharen in die Gefangenschaft der Mauren geraten. Nur 60 Flüchtlinge sollen sich nach Asaila gerettet haben. Etwa 28000 Leichen gefallener Christen und Mauren müssen auf dem

Winkel am Zusammenfluß von Mchasen und Kûs zurückgelassen worden sein.

In Europa erregte die Kunde von diesem verhängnisvollen Ausgang des Kreuzzugs die größte Bestürzung. In Portugal selbst wollte das Volk gar nicht an den Untergang seines jugendlichen frommen Herrschers glauben. Falsche Sebastiane traten auf, deren einer mit Hilfe der Geistlichkeit sich sehr lange halten konnte. Dann bemächtigten sich Dichtung und Sage der romantischen Gestalt des unglücklichen Fürsten. Calderon schrieb seinen „Principe constante y martir de Portugal", während man im praktischen London eine Art wildromantischen Ausstattungsstücks aus dieser „Tragicall Batell of Alcazar in Barbarie" machte. Für das Königreich Portugal bedeutete der Tod Sebastians den einstweiligen Verlust der nationalen Selbständigkeit. Viel gewichtiger aber waren die Folgen der Schlacht für Afrika und Marokko. Mit der vollständigen Vernichtung eines großen christlichen Heeres hatten die Marokkaner einen Erfolg erstritten, über dessen moralische Bedeutung sie sich wohl selbst nicht gleich klar waren. Es bedeutete für sie nichts Geringeres, als daß sie die größte europäische Macht vernichtet und für immer aus diesem Teile Afrikas vertrieben hatten. Zwar fehlt es nicht an merkwürdigen Übertreibungen in der Auffassung der Eingeborenen von diesem Sieg. So erzählt der maurische Geschichtschreiber dieser Zeit, Muhammed el Ufrani, die Portugiesen hätten durch ihre Verluste in Afrika ihr Land derartig entvölkert, daß den Priestern ausnahmsweise Entbindung vom Zölibat gewährt werden mußte, damit sie das Ihrige zur Wiederbevölkerung des männerleeren Reichs beitrügen. Aber an ein afrikanisches Königtum in Marokko hat seit-

dem doch kein christlicher Staat wieder denken können, bis auf unsere Tage, wo der zunehmende Verfall der Scherifenherrschaft mehr als einer europäischen ausdehnungslüsternen Nation die Begier nach dem Besitz dieses verlotterten Paradieses aufgestachelt hat.

Es ist merkwürdig, daß eine so einschneidende Begebenheit wie die Dreikönigsschlacht von Alcazar keinerlei äußerlich sichtbare Spuren hinterlassen hat. Kein Denkmal, kein Grab, nicht ein einziger Inschriftenstein kündet, daß hier auf Jahrhunderte hinaus ein Völkerschicksal entschieden ward. Die von weidendem Vieh, von Störchen, Kibitzen und den nützlichen Kuhvögeln (tair el bakr) belebte grüne Ebene sah aus wie jedes andere beliebige Weideland Nordmarokkos. Auf dem von Sandstein und eisenhaltigen Konglomeraten gebildeten Boden gediehen die für diesen Teil des Landes bezeichnenden Korkeichen und Zwergpalmen in unendlicher Fülle; aber außer hütenden, halbnackten Hirtenjungen und ihren Herden war nichts Lebendes zu sehen, keine Städte, keine Dörfer, und, wenn wir nicht in den alten Quellenwerken den genauen Bericht über diese männermordende Schlacht nachlesen könnten, müßte es uns wie eine Mär vorkommen, daß hier drei Könige gefallen sind und mit ihnen so viele Tausende ihrer tapfern Mannen, und unter ihnen 3000 unserer eigenen Landsleute. Nur eine Zufallslaune der Überlieferung hat uns den Namen ihres Führers, jenes Grafen Thalberg, hinterlassen. Sonst würde auch die letzte Erinnerung fehlen an diese 3000 Deutschen, deren Gebeine hier in der Flußniederung des Wad el Kûs modern; sie würden ausgewischt und untergegangen sein, namenlos und zwecklos, wie so ungezählte Tausende von ihnen vorher und nachher ihre gesunden Knochen und ihr

gutes Blut Gott weiß welch fremder, gleichgültiger Sache geopfert haben, ohne jeden Gewinn für sich selbst und ohne jeden Nutzen für ihr schnöde vernachlässigtes Vaterland.

II.

Übergang über den Wad el Kûs. — Schändlichkeiten maurischen Fährbetriebs. — Die schmutzigste Stadt Marokkos. — Zwanglose Europäer. — Überraschende Begegnungen.

Der Wad el Kûs war bereits der dritte Fluß, den ich auf meinem kurzen Wege zu überschreiten hatte, aber der erste, der wirkliche Schwierigkeiten verursachte. Er ist ein ziemlich bedeutendes Gewässer, dessen Lauf noch lange nicht im einzelnen bekannt ist. Man kennt nur seine Mündung bei El Araisch und seinen Unterlauf etwa bis zu der Stelle, wo ihn die Straße von Tanger nach Fes schneidet. Aber so viel war schon den Phönikern und Griechen von ihm bekannt, deren älteste Geographen ihn als Lixos potamos erwähnen. Seinen Ursprung soll er in den Bergen südlich von Scheschauen haben, jener geheimnisvollen Stadt inmitten der innersten Berge der Landschaft Dschebala (etwa halbwegs zwischen Tetuan und Wasan), deren Bewohner so unterm unbedingten Einfluß der Pfaffen stehen, daß kein Fremder es wagen kann, sie zu betreten. Bisher ist es nur dem Vicomte Charles de Foucauld gelungen, sie zu besuchen, jenem unerschrockenen geduldigen Reisenden, der noch immer, trotz aller bedeutenden Vorgänger und Nachfolger, als der größte Erforscher Marokkos angesehen werden muß. Aus Gründen, die nur ihm allein bekannt sind, hat sich dieser merkwürdige Mann nach Beendigung seiner elfmonatigen

Fußreise, die er als maurischer Jude verkleidet durchgeführt hatte, von seiner glänzend begonnenen militärischen Laufbahn in Algerien und der ganzen sündhaften Welt abgewandt und in einem Trappistenkloster vergraben, als einzige Spur seines Erdenlebens seine beiden großen, außerordentlich sorgfältig bearbeiteten Quartbände Reconnaissance au Maroc hinterlassend.

Obwohl der Wad el Kûs nur eine Lauflänge von etwa 200 km haben mag, sammelt sich in seinem tiefeingeschnittenen Bett während der Regenzeit so viel Wasser, daß er ein recht ärgerliches Verkehrshindernis wird. Die starken Regengüsse, die ich in El Araisch erlebt hatte, schienen den bisherigen Ausfall der Regenzeit fast gänzlich wettgemacht zu haben. Denn an mehreren Stellen, wo ich den Übergang über den starkgeschwollenen Fluß versuchte, war die Macht und Fülle des rasch strömenden Wassers viel zu groß, um mit den schwer beladenen Packtieren eine Durchschwimmung wagen zu können. So mußte einige Stunden weiter aufwärts gezogen werden bis zu einer Stelle, wo seit alters eine Fähre betrieben wird. Eine Fähre in diesem Lande, das unter allen andern Zeichen eher als unter dem des Verkehrs steht, ist natürlich eine ebenso große Merkwürdigkeit, wie etwa eine brauchbare Brücke, und noch dazu eine Fähre, die wirklich in verwendbarem Stande ist und in regelmäßiger Tätigkeit gehalten wird. Allerdings war es ein Verkehrsmittel der allerursprünglichsten Art, ein rohgezimmerter hochbordiger Kasten, gerade schwimmfähig, und so geräumig, daß meine ganze Karawane auf einmal drin verladen werden konnte. Mühe genug kostete es zwar, die Tiere die steile, schlammige Uferböschung hinabzubringen und dann, aus dem aufgeweichten zähen Lehm-

boden heraus, den Sprung über die steile Bordwand in den Fährkasten hinein machen zu lassen. Selbstverständlich mißlangen die ersten Sprünge glänzend, und die armen Tiere, die nur mit der Vorderhand gerade die Bootskante erreicht hatten, versanken rücklings mit ihrer Last im Uferschlamm und unterm Fährboden. Alle Lasten mußten nun abgeladen werden, von nackten Männern mit vieler Mühe ins Boot getragen und dann den Tieren starke Schlingen um die Fesseln gelegt werden, woran sie nolens volens über den hohen Rand des vorsintflutlichen Fährkastens gezerrt wurden, während hinten mit spitzen Stöcken und den Packseilen auf sie eingehauen wurde. Es war eine unsäglich rohe Schinderei, bei der sich mir das Herz im Leibe umwandte. Aber es half nichts, es gab kein anderes Mittel, um hinüberzukommen. Die reißende Strömung schloß Schwimmen völlig aus, und aufs Abfließen der Wassermassen zu warten, schien mir doch gar zu unsicher, wenn mir die Fährleute auch sagten, nach einer halben Woche würde man zu Fuß durchwaten können, wenn nicht neuer Regen niederginge. Am schlimmsten ging es natürlich den Reitpferden, denen der Sprung von dem glitschigen Schlammboden auch nicht gelang. Es war grausamer als das Abschlachten der Pferde durch die Pikadores im Stiergefecht. Die ganze Quälerei, die über zwei Stunden dauerte, war in all ihrer Unvermeidlichkeit so widerwärtig, daß man schon die Einverleibung Marokkos durch eine europäische Macht nur zu dem Ende hätte wünschen mögen, daß solche menschenunwürdigen Vorgänge an den brückenlosen Flüssen unmöglich würden.

Erschöpft und schlammbespritzt hielten wir eine Viertelstunde nach unsrer endlichen Landung auf der

andern Seite des Flusses unsern Einzug in El Ksar el Kbir. So viel Mühe um so geringen Preis! Selten hat eine Stadt einen so niederdrückenden, abstoßenden Eindruck auf mich gemacht, wie diese erste Binnenstadt Marokkos, die ich zu Gesicht bekam. Ich war zwar darauf vorbereitet gewesen, einen Ort zu finden, der seinem stolzen Namen (El Ksar el Kbir bedeutet „das große Schloß") sehr wenig entspräche. Denn allgemein gilt die Stadt, deren Namen, wenn auch meist in der Form Alcazar, uns in Europa mit am geläufigsten von allen marokkanischen Ortsnamen ist, für die schmutzigste des ganzen Reichs. Um es unter den Städten Marokkos zu dem Ehrentitel der schmutzigsten zu bringen, dazu gehört gewiß nicht wenig. Aber man muß es mit eigenen Augen gesehen, mit eigener Nase gerochen haben, wenn man begreifen will, was es in Wirklichkeit bedeutet, die schmutzigste Stadt Marokkos zu sein. Wer eine Landstadt der nordchinesischen Ebene während der Regenzeit gesehen hat, denkt vielleicht, er könne mitreden, wenn es sich um schmutzige Städte handelt. Er schweige, bis er El Ksar in seiner Blütezeit, also etwa am zweiten Tage nach einem Platzregen, gesehen hat. Enge dunkle Gassen, angefüllt und überfüllt mit unergründlichem, zähem, stinkendem Schlamm, der gerade noch flüssig genug ist, daß jeder Menschenschritt, jeder Pferdehuf ihn ein paar Fuß hoch aufspritzen und die Kleider der sich Vorüberdrängenden und die Wände der die Straße einfassenden Häuser besudeln läßt. Der sogenannte Markt war eine einzige Fläche von aufgeweichten, von Schmeißfliegen umsummten Misthaufen, auf denen Menschendung, Küchenabfälle, Tiermist und angefressenes Aas friedlich übereinander lagern.

Vergeblich suchte ich nach einem winzigen, ein klein

bißchen weniger ekelerregenden Fleckchen, wo ich absitzen und auf Antwort vom englischen Konsul warten könnte, dem ich meinen Empfehlungsbrief hatte abliefern lassen. Nirgend etwas anderes als Schlamm und Gestank und dazu schmutzbespritzte, unhöfliche, ärgerliche Menschen. Wo waren die Zeiten, da es hier ein großes Schloß gegeben hatte, ein Schloß, das doch wohl größer und prächtiger gewesen sein muß als andere im Lande, wenn sich eine der größten Städte des Reichs danach nennen durfte? Wo war das große Schloß selbst? Von allem nichts mehr, nichts als winklige, schmale Gassen, dunkel und unfreundlich, als ob die Sonne sie nie beschienen hätte und nie Lust haben würde, sie zu bescheinen. Nur eine ganze Zahl von Moscheetürmen erhob sich über dem Gewimmel der Dächer, aber auch sie waren grau, zerfallen, schmutzig und sahen wie verstimmt und beschämt über ihre unwürdige Umgebung hinweg. Ich beneidete die Eingebornen, die mit ihren Lederpantoffeln in der Hand barfuß im Straßenschlamm herumplätscherten, als ob sie sich drin ganz zu Hause fühlten, während ich schon nach wenigen Schritten so aussah, daß ich mich schämte, dem englischen Konsul so zu begegnen. Die Gassen, die zu seinem Hause führten, waren so eng, daß man nur zu Fuß sich drin bewegen konnte, und ebenfalls so unergründliche Schlammkanäle, daß ich mich nicht wunderte, als der Konsul endlich kam, bis an die Hüften mit Schlamm bespritzt, seine Reitgamaschen eine einzige Schmutzkruste. Mit Genugtuung stellte ich fest, daß er womöglich noch schlimmer aussah als ich.

„Ja, so sehen wir in Ksar immer aus," sagte er, „kommen Sie nur herein, meine Teppiche sind das gewöhnt," und damit öffnete er die Tür zu dem großen

Innenhof, der in allen maurischen Häusern wie der Patio in Andalusien als Empfangsraum dient. England ist die einzige fremde Macht, die sich eines Vertreters in Ksar rühmt. Es ist zwar nur ein Konsularagent, der nicht der diplomatischen Laufbahn angehört, aber ein Mann, der im Lande geboren, unter Mauren und Juden aufgewachsen und ihrer Sprachen, Arabisch und Spanisch, mächtig ist wie seiner eignen englischen Muttersprache. Ein Leben, verbracht in diesem Teile Marokkos, und größtenteils in dieser selben Stadt, hat ihn so an die Eigentümlichkeiten Ksars gewöhnt, daß er die Stadt, die zwar auch nach seiner Kenntnis wirklich die unsauberste des Landes genannt werden muß, angenehm, gemütlich und wohnlich findet. Wat den een sien Uhl is, is den annern sien Nachtigall. Während der paar Tage, die ich in der Stadt zubrachte, beobachtete ich, daß man es nicht für der Mühe wert hielt, das Schuhzeug zu putzen. „Hat während der Regenzeit wirklich keinen Zweck", hieß es zur Aufklärung für den Fremden, und so saß man gestiefelt und gespornt wie ein ländlicher Fuhrknecht, der neben seinen Pferden im Regen einherschreitet und naß und beschmutzt die Kneipe betritt, auf den schönen weichen Teppichen, und selbst zur Abendmahlzeit, wo doch sonst selbst der einsamste Engländer auf festlichen Anzug hält, setzte man sich nieder im Tagesanzug, das heißt in Reithose und schlammbespritzten Stiefeln. Aber es gibt ja Leute, denen solche Formlosigkeit das halbe Leben bedeutet und sie ebenso köstlich dünkt wie den vom ewigen Hofzeremoniell beengten Fürsten die selige Ausspannung des Inkognitos. Mehr als einen Menschen habe ich in fremden Ländern kennen gelernt, dem die Zwanglosigkeit des von keiner Gesellschaft beobachteten und nachgeprüften

Lebens im Auslande die Haupttriebfeder geworden war zum Verlassen der Heimat. Was mich hier in Ksar aber am meisten wunderte, war, daß solch formloses Sich-gehenlassen geübt und geduldet wurde in einem Hause, dessen Hausherrn zwei Damen zur Seite standen, Schwester und Besuchsfreundin.

Damen im Innern Marokkos sind stets eine Seltenheit, und meist eine Merkwürdigkeit. Die Schwester führte seit vielen Jahren dem Bruder den Haushalt. Das war ganz alltäglich. Die andere Dame aber hatte ein höchst abenteuerlicher Plan nach Marokko geführt. Sie war eine große Reisende vor dem Herrn, schien die ganze Welt zu kennen, nicht nur Länder und Völker, sondern auch Menschen und Persönlichkeiten. Mich behauptete sie vor drei Jahren in Peking getroffen zu haben. Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Ich fange jetzt an, mißtrauisch zu werden, wenn mir jemand sagt, er hätte mich in Peking kennen gelernt. Redete mich da kürzlich auf dem letzten Karnevalsball, am Mardi gras, in der großen Oper zu Paris eine Maske an: „Na, so was! Wie kommst du denn hierher? Ich habe dich doch erst voriges Jahr in Peking gesehen!" Ich sah nur zwei große, tiefe dunkelgraue Augen von merkwürdiger Schönheit, und dazu gehörig eine schlanke Frauengestalt in einem grünen Samtkleid wie ein mittelalterliches Edelfräulein. „Mein Kind," sagte ich ihr, „du irrst dich, Mädel mit so schönen Augen gab's zu meiner Zeit in ganz Peking nicht." Erstaunlich blieb's mir aber doch, in Paris, mitten in der märchenhaften Karnevalsschwärmerei des großen Opernballs, deutsch angeredet zu werden, und noch dazu mit Erinnerungen an China. Aber selbst im weltfernen Marokko ist man davor nicht sicher. In El Araisch hatte ich unter

den wenigen Europäerinnen eine Dame getroffen, deren Bruder ich als Stabsarzt in einem indischen Reiterregiment gekannt hatte, und nun überraschte mich hier im Innern abermals eine ostasiatische Begegnung. Mochte die Sache stimmen oder nicht — viel mehr reizte mich der eigentliche Zweck, den der marokkanische Aufenthalt dieser Engländerin hatte.

III.

Eine Europäerin, die nach Mekka pilgern will. — Von den Widrigkeiten und Greueln der Pilgerfahrt. — Wie politische Zwischenfälle gemacht werden. — Lage und Bedeutung von El Ksar el Kbir.

Meine Engländerin wollte nichts Geringeres als die Pilgerfahrt nach Mekka mitmachen, verkleidet als Maurin, nur von ein paar treuen Negerinnen begleitet. Das ist ein Wagnis, das mit Erfolg nur ganz vereinzelte Europäer durchgeführt haben, wie die berühmten Reisenden Johann Ludwig Burckhardt und Richard Burton. Aber das waren Männer, die sich jahrelang auf ihre Rolle vorbereitet hatten, die sich in ihrem äußern Auftreten, ihren Bewegungen, bei den Gebetsübungen und in der Unterhaltung wie die unverfälschten Mohammedaner zu geben gelernt hatten. Nur so ist's eben möglich, den eifersüchtigen Argwohn der Pilger zu täuschen. Würde im Hedschas, dem heiligen Lande des Islams oder gar an der Kaaba zu Mekka oder dem Grabe des Propheten in Medina unter der Menge der Gläubigen ein Christenhund entdeckt, so wäre ihm nicht nur der Tod, sondern wohl das martervollste Ende gewiß, das je ein Sterblicher gefunden haben mag. Auf meine Einwendungen von den Gefahren und ungeheuren Anstrengungen der Reise erwiderte die kühne Dame, wenn überhaupt, dann könne eine Frau

und eine Christin all das viel eher und viel sicherer überwinden als ein Mann. Niemand würde hinter ihrem dichten Schleier eine Ungläubige wittern, wohl noch keinem Moslem sei der ungeheuerliche Gedanke gekommen, eine Christin könne es wagen, auf den Hadsch, die Pilgerfahrt zu den heiligen Städten Arabiens, zu gehen. Als Frau würde sie viel eher ungefragt, unbehelligt mitgehen können als ein Mann, der sich dem Verkehr und der Unterhaltung mit seinen Reisegenossen nicht entziehen kann. Da die Frau ja dem Mohammedaner als etwas so Unreines gilt, daß es unanständig wäre, öffentlich von ihr mit Blicken oder Worten Notiz zu nehmen, so schien mir allerdings diese weibliche List nicht ohne gute Aussicht auf Erfolg.

Aber es blieben die unerhörten Entbehrungen und Widerwärtigkeiten einer Reise, wo Hunderttausende von Pilgern mit ihren Reittieren von der Küste den beschwerlichen Weg von 97 km nach Mekka zurücklegen und dann über Medina noch einmal 240 km im Wüstensand zum Abfahrtshafen wandern müssen. Ich hatte kürzlich den denkwürdigen Bericht gelesen, den ein ägyptischer Arzt, Gesundheitsrat der Stadt Kairo, vor einigen Jahren in Ägypten über seine zweimalige Pilgerfahrt veröffentlicht hat. Daraus konnte ich von den Scheußlichkeiten erzählen, die sich auf dem Wege zum heiligen Berge Arafat zutragen, wo am Ende der Gebete jeder Pilger durch zwei Säulen hindurchgehen muß, die nur 6 m voneinander getrennt sind. Alles stürzt sich wie besessen auf dieses Tor, dessen Durchschreitung erst die Erlösung von allen Sünden, den eigentlichen Zweck der Pilgerfahrt, verbürgt. Jeder will diesen kostbaren Augenblick möglichst bald erlebt haben, und in dem wahnsinnigen Gedränge

kommen jedesmal Dutzende von Menschen um, Tausende werden verstümmelt, und wer mit heilen Knochen durchkommt, hat wenigstens viel Schmerzen und heillose Angst auszustehen. Noch gefährlicher als dieser Hetzjagd drangvoll fürchterliche Enge aber ist der Aufenthalt in der Stadt Muna, wo das Kurban Bairam gefeiert wird, das Massenopfer der Schafe, die der fromme Moslem zum Gedächtnis von Isaaks Opfer hier schlachtet. Jeder Pilger schlachtet wenigstens einen Hammel. Reiche Leute deren oft 50—100. Beim Opferfest, das jener ägyptische Arzt mitmachte, wurden im Laufe der drei Tage, die diese Hauptfestlichkeit des Islams dauert, wenigstens 900 000 Schafe geschlachtet! Die toten Tiere bleiben blutend liegen, wo man ihnen die Kehle durchschnitten hat. Kein Mensch bekümmert sich um die Folgen. In wenigen Stunden schon beginnen die Körper der schlecht genährten billigen Tiere zu verwesen unter den sengenden Strahlen der arabischen Sonne, Verseuchung des Wassers und Verpestung der Luft meilenweit machen sich sofort in weitem Kreise bemerkbar. Wie soll da eine europäische Dame bestehen können? Aber obwohl ich schwelgte in der Ausmalung aller Fährlichkeiten und widerwärtigen Erfahrungen, die ein Hadschi über sich ergehen lassen muß, wollte meine Engländerin nicht locker lassen. Sie blieb bei ihrem Vorsatz. Und wirklich traf ich sie jeden Tag noch abends spät über die arabische Grammatik gebeugt, aus der sie sich ihre ersten Kenntnisse dieser vertrackten Sprache holte.

Das ist die Begeisterung, die Erfolge gebiert, oder, wenn man will, die Verbohrtheit, die ins Unglück stürzt. Einer fährt aus, den Seeweg nach Indien zu finden, und entdeckt Amerika, der andere besteigt sein Luftschiff, um den Nordpol zu suchen, und findet in Schnee und Eis

sein Grab. Der Wagemut ist derselbe, aber der Erfolg allein entscheidet über das Zeugnis: Großtat oder Wahnsinn.

Versöhnlich wirkte überhaupt in Ksar, dem unübertroffenen Drecknest Marokkos, der frischere Geist, den ich aus den Unterhaltungen der wenigen Europäer spüren konnte, die hier lebten oder auf der Durchreise waren. Es war nicht die greisenhafte Besorglichkeit der Küstenleute, nicht das entsetzliche, ewig abratende „Um Himmels willen, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, nicht weiter!" Im Gegenteil, als ich mich hier nach der Möglichkeit der Weiterreise erkundigte, erhielt ich die Antwort: „Why not? Sie brauchen ja nicht gerade auf der großen Straße zu ziehen, wo sich allerhand Gesindel die Beunruhigung der öffentlichen Meinung zunutze macht, um von den Reisenden Geld zu erpressen und vor allem die Juden etwas auszuplündern. Halten Sie sich mehr nach Osten, da treffen Sie keinen Menschen und sind so sicher wie irgendwo." Das war doch endlich einmal eine herzhaftere Auskunft als das Gejammer vom flammenden Aufruhr und vom gewissen Tod. Auch dem Ereignis, das in El Araisch großenteils die allgemeine Bestürzung verschuldet hatte, dem Überfall auf den Sohn des dortigen englischen Konsuls, legte man hier gar kein Gewicht bei. Im Vertrauen verriet man mir, daß der junge Mann selbst sein Unglück verschuldet habe. Er sei betrunken von einem Ausflug nachts zur Stadt zurückgekommen, habe am Tor lange warten müssen und sei in seiner Ungeduld mit den Wächtern in Streit geraten, deren einem er die Flinte fortgerissen und ihm damit einen gewaltigen Schlag über den Kopf gegeben habe. Da habe man sich denn zur Wehr gesetzt, und einer, der sich als Scherif besonders beleidigt

gefühlt habe durch die rohen Schimpfworte des jungen Engländers, der als Kind des Landes das Arabische geläufig sprach, habe ihm aus nächster Nähe den Schuß in die Brust versetzt. Also ein ganz gewöhnlicher Streitfall, wie er auch in den tiefsten Friedenszeiten sich täglich hätte ereignen können, ein bedauerliches, politisch aber gänzlich unbedeutendes Ereignis, das keinen Grund zur Besorgnis oder zum Reiseaufschub bot. Und ich wäre auch ohne weitern Aufenthalt auf meinem Weg weiter südwärts gezogen, wenn ich nicht lieber dem Wad el Kûs, den ich wiederum zu überschreiten haben würde, noch etwas Zeit gelassen hätte, seine Wasser verlaufen zu lassen.

Das gab mir Gelegenheit, El Ksar el Kbir etwas gründlicher zu besichtigen. Und bei dieser nähern Bekanntschaft gewann die Stadt ein wenig, ein ganz klein wenig. Denn sie blieb doch immer die Stadt des Straßenschlammes und der Gerüche, die verkommen und unwirsch dreinsah, auch wenn die Sonne über ihr lachte. Aber sie erwies auch ihre Vorzüge. Vor allem ihre Lage. Nicht nur ist die geographische Lage des Ortes außerordentlich günstig: am Schnittpunkt der beiden wichtigsten Karawanenstraßen — oder in diesem Lande der völligen Wegelosigkeit müßte man genauer sagen Karawanenrichtungen — die das Land von Algerien über Tlemssan, Udschda, Tesa zur atlantischen Küste nach El Araisch und anderseits von Tanger nach Fes und vom Südwesten durch die reiche Landschaft des Ssahil nach Tanger durchziehen. Auch die rein örtliche Lage ist in ihrer Art günstig und jedenfalls schön. Wenn man sich von draußen der Stadt nähert, wird man ihrer Nähe nicht eher gewahr, als bis man die hohen Minarette der Moscheen aus der Ebene aufsteigen sieht. So tief eingebettet liegt die Stadt

in einer Falte der Flußebene. Steigt man aber in der Stadt selbst aufs Dach eines der höhern Häuser, wie es mir im stattlichsten Gebäude des Ortes vom Besitzer, einem reichen jüdischen Kaufmann, gestattet wurde, so ist man überrascht von dem entzückenden Rundblick, der sich rings bietet. Nach Nordwesten öffnet sich eine weite Ebene, die sich bis El Araisch und Asaila hinzieht. Nach allen andern Richtungen aber ziehen sich in nicht allzu großer Ferne Höhenrücken rings herum, die einen prächtigen Rahmen abgeben zu der lachenden grünen Talebene, inmitten deren die Stadt, wie ein Beet in einem großen Garten, liegt. Nun wundert man sich nicht mehr über den Schmutz, der in den Straßen herrscht. Wenn zur Regenzeit der Fluß anschwillt, können seine trüben Fluten ungehindert in die Stadt einströmen, die fast noch tiefer liegt als sein Bett. Und diese regelmäßige Überschwemmung wird von den Einwohnern sogar herbeigesehnt. Man hat einen kleinen Kanal gegraben, der von der Stadt auf kürzestem Wege zum Fluß führt und sein Wasser unmittelbar in die Straßen leitet, sobald es eine bestimmte Höhe erreicht hat. Diese Spülung ist die einzige Art von Straßenreinigung, die es in Ksar gibt. Und da zuweilen, wie z. B. während meines Besuchs, genug Wasser im Fluß ist, um zur Stadt abfließen zu können, aber nicht genügend, um auch die Durchspülung der Straßen zu bewerkstelligen, so wird man sich vorstellen können, daß eine Straßenreinigung in Marokko manchmal merkwürdige Ergebnisse zeitigt.

Diese Überfülle von Wasser ist aber auch der Grund der wunderbaren Fruchtbarkeit, die sich überall in der Umgegend bemerken läßt. Gärten und Felder wechseln ab mit Anpflanzungen von Feigenbäumen und Ölbäumen,

deren graugrüne rundliche Kronen überall in der Ebene auftauchen, oft um weißleuchtende Kuppeln herum, die weithin als Landmarken sichtbaren Gräber von Heiligen. Dort draußen haben die Wohlhabenderen ihre Gartenhäuser, wo sie unter dem Schatten der Feigenbäume und beim Duft von Orangenblüten und Jasmin sich von den Dünsten der Stadt erholen. Alles grünt und blüht da so üppig, atmet so behäbigen Wohlstand, daß man nicht versteht, wie eine so schöne reiche Umgebung nicht tiefer auf die Städter einwirkt und sie zur Verschönerung ihres jammervollen Ortes veranlaßt. Aber schon ein flüchtiger Blick auf das Stadtbild und eine rasche Umschau in der Landesgeschichte zeigen, daß Ksar heute nur ein trauriger Schatten seines frühern Selbst ist. Schon die Römer hatten hier ein Lager, Oppidum Novum genannt, wie sich aus den sehr genauen Wegangaben des Itinerarium provinciarum Antonini Augusti berechnen läßt, das uns aus der Zeit Kaiser Diokletians, also aus dem Ende des dritten Jahrhunderts, überkommen ist. Sitz eines Mauren-Sultans scheint es erst unter Jakub el Manssur, dem als Almansor bekannten Sieger von El Arcos aus dem Hause der Almorawiden, geworden zu sein. Seine Blüte erlebte es in dem Jahrhundert, das der unglücklichen Dreikönigsschlacht folgte. Damals war es in der ganzen mohammedanischen Welt berühmt als ruhmgekrönter äußerster Vorposten des Islams gegen Westen. Vom siebzehnten Jahrhundert an beginnt der Verfall. Mulai Ismail ließ die befestigten Mauern schleifen, und jetzt liegt die Stadt ohne Schutz und ohne Tore offen in der Ebene da.

Nicht weniger als sechzehn Türme von Moscheen konnte ich von meinem Dach aus zählen, fast alle ver-

wittert, abbröckelnd, nur noch an wenigen Stellen die hübsche grüne Kachelbedeckung aufweisend, die der schönste Schmuck maurischer Minarette ist. Aber samt und sonders waren sie gekrönt von gewaltigen Storchnestern. Und nicht sie allein. Fast jedes Haus, das nur irgend einen Dachgiebel oder einen erhöhten Schornstein aufweist, hat sein Storchnest. Man würde gewiß Hunderte von ihnen zählen können, wenn man dieser stumpfsinnigen Beschäftigung einmal einen langen Sonntagnachmittag widmen wollte. Merkwürdigerweise gibt es in Ksar Häuser mit hohen Dachgiebeln, wenn auch nicht, wie Rohlfs erzählt, der 1861 hier war, sämtliche Häuser spitz gedeckt sind. Aber augenscheinlich stammen noch viele von diesen auffälligen Hochbauten aus den Tagen der portugiesischen Besetzung, von der man wohl ohne Mühe noch vielerlei Erinnerungen finden könnte, während aus frühern Zeiten bis jetzt nur eine einzige Inschrift entdeckt worden ist, die Tissot, der um Marokko sehr verdiente französische Altertumsforscher, am Turm der Hauptmoschee fand und als eine griechische Grabschrift entzifferte, über deren Alter die Gelehrten noch in der bekannten Uneinigkeit verharren.

Wenn nicht alles täuscht, wird auch für El Ksar el Kbir demnächst eine neue Zeit der Blüte anbrechen müssen. Bei seiner vorteilhaften Lage muß es an jedem Aufschwung, den Marokkos Handel nimmt, teilnehmen. Schon jetzt ist es ein sehr lebhafter Umschlagsplatz für Vieh und Stapelmarkt für landwirtschaftliche Erzeugnisse. Seine Basare, eng und unansehnlich, wie sie auf dem schmutzigen Ssôk liegen und die Kaissarija, die Geschäftsstadt, füllen, sind wohl versehen mit all den Erzeugnissen Europas, die bisher ihren Weg nach Marokko gefunden haben. Eine

große und sehr rührige jüdische Gemeinde liefert den nötigen Sauerteig für das wirtschaftliche Leben. Schon längst ist ihr das Ghetto, worin sie nach Landessitte eingeschlossen hausen mußte, zu eng geworden, und die Juden dürfen jetzt über die ganze Stadt verstreut wohnen, fast wie gleichberechtigte Bürger. Mir scheint, wenn demnächst die deutsche Regierung darangehen wird, ihre Vertretung in Marokko, das doch nun einmal nach Lage der Dinge auch für Deutschland von Tag zu Tag wichtiger wird, planmäßig auszugestalten, wird sie an Ksar nicht vorübergehen dürfen. Als Ort für Nachrichten und als Ansatzpunkt für unsern Einfuhrhandel kommt ihm außer den Hauptstädten keine andere im Binnenlande gleich.

Bei den Bergberbern der Maßmuda.

I.

Zu den Bergen der Maßmuda. — Arabische Instruktionsstunde vor achthundert Jahren. — Im freien Berbernlande, wo der Prophet sein Recht verloren hat. — Germanisches in der Kultur der Mauren.

Am Abend des dritten Tages nach meiner Ankunft in El Ksar el Kbir schaute ich aus meinem Zelt hinaus in die unter dichtem Regen wie verschleiert vor mir liegende Berglandschaft. Schwere schwarze Regenwolken verhüllten den größten Teil der Höhenzüge, die sich jenseits des Tales hinzogen, auf dessen Endrücken ich mein Lager aufgeschlagen hatte. Aber was ich in der Nähe zu meiner Rechten und Linken sah, gab den Eindruck eines lieblichen stillen Bergländchens, grün und fruchtbar, von blumenübersäten Wiesen und lauschigen Olivenhainen bedeckt.

Ich war dem Rat des englischen Konsuls gefolgt, hatte meinen Weg zur Hauptstadt fortgesetzt und als einzige Rücksicht auf die allerorten gemeldete Unsicherheit der Wege eine weiter östliche Richtung eingeschlagen, um auf ganz unbetretenen menschenleeren Pfaden zunächst Wasan, die heilige Stadt der berühmten Scherifen, zu erreichen, dort weitere Nachrichten abzuwarten und dann,

je nach Art der Meldungen über die Zustände im Innern, umzukehren oder zur Hauptstadt weiterzuziehen. So war ich aus der Tiefebene des Wad el Kûs emporgestiegen, einen ganzen Tag lang über die öden, nur mit Schilfgras, Zwergpalmen und Ginsterbüschen bestandenen Kalksteinhöhen gezogen, die die westlichen Abhänge des Dschebbel Ssarssar bilden, und hatte schließlich in einer Höhe von 350 m diese anmutige grüne Bergoase gefunden, deren unter Olivenwäldern schmuck und traulich hervorleuchtende Häuschen mir schon von weitem zum Lagerplatz gewinkt hatten. Den ganzen langen Marschtag über waren wir keinem Reisenden begegnet, an keinen menschlichen Siedlungen vorbeigekommen und hatten nichts anderes von Menschen und Menschennähe gesehen, als auf den blumenbedeckten Frühlingswiesen und grünen Hängen Herden von Schafen und Ziegen, von den üblichen kleinen Hirtenjungen schweigsam und geduldig bewacht. Unsere kleine Karawane, mit dem Soldaten an der Spitze und dem seltsamen Fremdling, der weder Turban trug noch wallenden Burnus, hatte die vereinsamten kleinen Kerle jedesmal aus ihrer verschlafenen Ruhe aufgestört, und lange sahen sie unserm Zuge mit großen erstaunten Augen nach. Nun lockten die weißen Häuser, die aus ihrer grünen Umgebung so friedlich hervorlugten, förmlich heran zur Menschennähe und zu den warmen Herdfeuern, deren Rauch schwach und kümmerlich in der schweren Regenluft über die flachen Dächer emporzusteigen strebte.

Wir waren mitten in dem kleinen Ländchen der Maßmuda, des letzten Überbleibsels des einst mächtigsten Berberstammes. Noch vor 500 Jahren, als der große arabische Geschichtsschreiber Ibn Chaldun sein Riesenwerk schrieb, eine Art Weltgeschichte im Tone mittelalter-

licher Chroniken, konnte er als Stammväter oder engere Stammverwandte fast aller bedeutenden Kabylen die Maßmuda nennen, die echtesten unter den Berbern, die noch jahrhundertelang der Bekehrung durch die mohammedanischen Eroberer trotzten. Selbst als unter ihren eigenen Stammesangehörigen ein Prophet aufstand, Muhammed bin Tumart, der der Begründer des bei uns meist Almohaden genannten Herrscherhauses der Muwahhadin werden sollte, machte es ungeheure Schwierigkeiten, die einfachen ungebildeten Naturkinder zu bekehren und ihnen die nötigsten Heilswahrheiten des Islams beizubringen. In dem merkwürdigen, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Buche „Garten der Urkunden und Jahrbücher der Stadt Fes", das eines der wenigen arabischen Bücher ist, die noch jetzt im Lande vervielfältigt werden, wird sehr hübsch erzählt, wie Muhammed bin Tumart sich abmühen mußte, seinen Landsleuten wenigstens die unumgänglichsten arabischen Brocken beizubringen. Damit sie die Fatiha, die erste Sure des Korans, die von den Moslim bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten hergesagt wird, auswendig lernen könnten, taufte er 25 unter ihnen mit den 25 arabischen Wörtern, woraus der kurze Abschnitt besteht, setzte die wackern Hinterwäldler dann in die entsprechende Reihenfolge und verhörte sie. Wie heißt du? wurde der Erste gefragt, „el hamdu lillah" mußte der antworten. Und du? ging die Frage an den Zweiten, „rabb" kam die Antwort. Der Dritte hieß „el âlamîn", der Vierte „er rahman", der Fünfte „er rahîm" und so fort, bis jedes Wort der Sure auf einen Mann als Rufname verteilt war. Dann mußten sie hintereinander ihre neuen Namen ausrufen, und auf diese Weise, die ein wenig an den ersten Kasernenunterricht unserer pol-

nischen Rekruten erinnert, lernte ihre geistige Elite mit vieler Mühe die wichtigsten Gebete und Koranabschnitte, die nach altem Aberglauben nur in der Ursprache gesprochen werden dürfen.

Auch heute halten sich die Maßmuda noch fern von den Arabern und den fast zu Arabern gewordenen Mauren, wenn sie jetzt auch deren Sprache angenommen haben wie die meisten Bergberbern, die diesen Landesteil, die Dschebala, bewohnen. Vom Sultan und dem ganzen arabisch-mohammedanischen Machsen wollen sie auch heute noch nichts wissen. Sie erkennen keine fremde andere Oberhoheit an als die altangestammte der von ihnen selbst gewählten Häuptlinge, die Oberhirten, Richter, Befehlshaber im Kriege und diplomatische Unterhändler in einer Person sind. So genoß ich denn unter den Maßmuda zum erstenmal das Vergnügen, in einem Teile Marokkos zu sein, wo mein Schutzsoldat nur noch ein geduldeter Fremder, aber keine amtliche Respektsperson mehr war. Denn diese Berge gehören seit alters zu den Blad es Ssiba, den „Ländern der frei Umherstreifenden“, wo weder Mulei Abd ül Asis noch seine Vorgänger etwas zu sagen haben. Aber auch in diesem Ländchen war alles so still und friedlich, als ob Bu Hamara nie die Fahne des Aufruhrs entfaltet hätte, als ob gezeigt werden solle, auch ohne einen maurischen Sultan könne man Ruhe halten.

Jenseits der Berge, die nur undeutlich durch das Regengewölk durchschimmerten, mehr nach Nordost auf der andern Seite des Dschebbel Ssarssar, lag das Gebiet der Beni Aruß, eines nicht weniger als die Maßmuda gefürchteten Berbernstammes, bei denen es vielleicht in Wirklichkeit ebenso gemütlich und friedlich aussah, wie unter meinen angeblich so blutdürstigen, im „flammenden

Aufruhr" begriffenen Bergbewohnern. Diese Beni Aruß sind den strenggläubigen Mauren besonders verhaßt, da sie in ihrer trotzigen Berbernselbständigkeit sich nicht einmal um den Propheten kümmern. Sie sprechen zwar von Allah als ihrem Gotte, aber wirkliche Verehrung zollen sie nur ihrem Sonderheiligen Abd es Sslam bin Mschisch, der in der ganzen Dschebala bis nach Tanger hin wie ein Halbgott verehrt wird. In dem ganzen Länderstrich heißt nach ihm fast jeder dritte Mann Abd es Sslam. Ihr Lieblingswort, womit sie die Mauren ärgern, heißt: „Mulai Abd es Sslâm hua li chlak ed dunjâ wa ed dîn. Wa en nebi? Allah jirahmu, meskîn." (Unser Herr Abd es Sslam ist es, der die Welt und die Religion und alles geschaffen hat. Und der Prophet? Ach Gott, möge Allah sich des armen Teufels erbarmen!) Zu solch abtrünnigem Freimut gehört in diesem rechtgläubigen mohammedanischen Lande, und nun gar in solchem Pfaffenreich wie Marokko, eine Dreistigkeit, wie sie der verweichlichte Maure nicht mehr besitzt. Die gibt es nur bei den Berbern, die doch noch ein gut Teil tüchtiger alter Germanentugenden von Vandalen und Goten, die ganz in ihnen aufgegangen sind, geerbt und weiter entwickelt zu haben scheinen. Zwar wollen ja die allerneuesten Völkerkundigen nichts mehr wissen von der Verwandtschaft zwischen Berbern und den in Nordafrika spurlos verschwundenen deutschen Stämmen. Aber mir scheint, daß einstweilen ihre Einwendungen noch nicht ganz ernst zu nehmen sind. In keiner Wissenschaft wird ja so viel Blaues vom Himmel geholt wie in der „streng wissenschaftlichen", das heißt in der Studierstube ausgebrüteten Vergleichung von Sprachen und Völkern, wo in jedem Jahrzehnt wenigstens eine neue Umsturzlehre gepredigt

wird. Solange also noch keine planmäßige gründliche Forschung wirklich unanfechtbare Ergebnisse geliefert hat, darf sich wohl jeder, dem es gefällt, an dem Gedanken freuen, daß bei den einzigen Bewohnern Marokkos, die uns Teilnahme oder Bewunderung einflößen, nicht die semitischen Araber noch die kindlichen Neger als Vorfahren gelten können, sondern daß es streitbare Goten und unbändige Vandalen waren, die zu den kernigen körperlichen und geistigen Eigenschaften dieser merkwürdigen Völker Gevatter gestanden haben.

Diese germanische Verwandtschaft läßt sich für das wirkliche Verständnis der maurischen Geschichte meines Erachtens gar nicht entbehren. Je mehr man sich mit dem sonderbaren Entwicklungsgang beschäftigt, den die arabische Eroberung in Marokko und Spanien durchlaufen hat, desto dringender fühlt man das Bedürfnis, zur Erklärung der wunderbaren Blüte, die hier die Herrschaft des Islams gezeitigt hat, Hilfe von außen herbeizurufen. Nirgend sonst hat die mohammedanische Eroberung so glänzende Denkmäler hinterlassen wie an den westlichsten Vorposten ihrer Ausdehnung, wie in den südspanischen Ländern Sevilla, Andalusien und Granada, wo die maurischen Fürsten der Almorawiden (el Murâbtin) und der Almohaden (el Muwahhaídn) die herrlichen Bauten von Granada, Cordoba und Sevilla schufen, die von allen Dichtern und Reisenden als die vollkommensten Verkörperungen arabischer Märchenträume gepriesen werden. Nur die berühmten Denkmäler des mohammedanischen Gegenpols im äußersten Osten halten damit den Vergleich aus: die Prachtbauten der indischen Großmoguln in Delhi, Agra und Fatehpur Ssikri. Hier wie dort aber war es nicht der Islam oder das semitische Arabertum, sondern die

glückliche Verbindung mit fremdem Volkstum, was Wissenschaft und Künste auf eine solche Höhe geführt hat. Das Arabertum ist als solches unfruchtbar. Aus sich allein heraus haben die Araber nicht annähernd das erreicht, was andere semitische Völker geleistet haben: Assyrer und Babylonier in politischer Kultur, die Juden in religiöser. Das gibt selbst ihr größter Geschichtsschreiber, Ibn Chaldun, in der geistreichen Einleitung zu seinem großen Werk zu, wo er ohne Scheu ausspricht, daß die Mischbevölkerung Südspaniens den Hauptanteil hat an den großen Taten der Berberndynastien. Und diese Mischbevölkerung war eben zum großen Teil germanischen Ursprungs und wurde durch die Überschwemmung mit nordafrikanischen, besonders berberischen Truppen und Einwanderern gerade in ihren germanischen Bestandteilen aufgefrischt und verstärkt. Die semitischen Eroberer mögen zu allem den Anstoß gegeben haben in ihrem Siegerbewußtsein und Herrscherstolz, den Geist aber, das Kunstempfinden und selbst die Technik, in Grundzügen wie Einzelheiten, haben die unterjochten halbgermanisch, halbkeltisch beeinflußten Mischlinge beigesteuert, die ein ebenso günstiges Zeugnis für Völkerkreuzung ablegen wie die bunten Mischungen Nordindiens, wo auch erst die Vereinigung indogermanischen und türkischmongolischen Blutes die höchste Blüte heraufgeführt hat.

Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, gewinnen die Berbern sehr an Interesse. Man braucht in ihnen nicht nur die in ursprünglichster Wildheit zurückgebliebenen freiheitsdurstigen Bergbewohner zu sehen, man kann sie schätzen als ein vielleicht noch zu ausschlaggebender Rolle berufenes Volk, das in seiner unverbrauchten Kraft für Marokko und seine Zukunft wichtiger sein wird als die

minderwertigen entarteten Mauren oder die zwar fortpflanzungsfähigen aber unselbständigen Neger. Der phantastische Verfasser des nur mit größter Vorsicht zu genießenden tausendseitigen Werks „Le Maroc inconnu“, Auguste Mouliéras, träumt schon von den Berbern als den Lösern der großen Frage, die jeden französischen Patrioten bekümmert. Er sieht in ihnen die Zauberkünstler, die nach der friedlichen Eroberung Marokkos durch Frankreich die von Jahr zu Jahr aussichtsloser werdende Schwierigkeit der „répopulation de la France“ spielend lösen und mit ihren zwei Millionen tapferer Krieger der grande nation die Herrschaft über Europa sichern werden.

II.

Der Besuch des Berbernkaids. — Abendidylle im Lande der Maßmuda. — Von maurischen Pferden und Pferdekünsten. — Ein schneidiger Ritt des Kriegsministers.

Auch ohne den Purpurmantel zukünftiger Herrschergröße bleiben die Berbern interessant, so wie sie heute sind und sich dem Reisenden, der fremdenfeindliche Wilde erwartete, als gastfreie, gutmütige Naturburschen zeigen.

Als es sich gegen Abend nach meiner Ankunft unter den Maßmuda etwas aufgeklärt hatte und der Regen nicht mehr so eintönig einschläfernd aufs Zelt herniederrauschte, erschien auf meinem Lagerplatz ein Zug Eingeborner, die in ihrer dunkelbraunen, grobwolligen Dschellaba und der über den Kopf gezogenen Kapuze wie Bettelmönche, etwa Kapuziner, aussahen. An ihrer Spitze schritt sehr stolz ein großgewachsener junger Neger, dessen nackte braune Beine in den landesüblichen gelben Leder-

pantoffeln steckten, der den Oberkörper aber in eine knallrote Tuchuniform mit gelben Aufschlägen gehüllt trug, wie ein höherer Beamter des Negerfreistaates Liberia. Mit großer Würde kam er auf mich zu, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Sslâma mssâk bel chêr" (Friede! Dein Abend sei glücklich!) Dann winkte er seinen Begleitern, die ein paar Körbe, worin Brote, Apfelsinen und Hühner sichtbar wurden, vor mich hinstellten, und sich dann im Halbkreis vor mein Zelt auf den Boden setzten und mich schweigend anstarrten. Nun war es an mir, zu reden, und in dem bekannten „fließenden" Arabisch, dessen sich ein Reisender, der auf sich was hält, rühmen muß, sprach ich die geflügelten Worte: „La bâss alikum?" und dann nach homerischer Art die Ausfragung der Ankömmlinge: Wer seid ihr, wie heißt ihr, von wannen kommt ihr und was bringt ihr mir da? Den Anfang der Antwort „anâ ssâhib el kaïd" konnte ich zwar noch mit eigenen Ohren entziffern und daraus entnehmen, der schöne Negerrotrock sei ein Diener des Stammesoberhauptes der Maßmuda; denn hierzulande ist ein Ssahib nicht wie im Osten der Gebieter, sondern der Diener oder der Genosse. Was aber dann weiter in fließendem Arabisch erzählt wurde, war für mein ungeübtes Ohr nicht mehr verständlich, und ich mußte durch den Dolmetscher weiter verhandeln und die Versicherung überbringen lassen, daß mein bettelhaftes Zelt von strahlender Gnadensonne erleuchtet sein würde, wenn der Kaid, der Häuptling des Stammes, mit seiner Gegenwart den Teppich des Erwartenden beglücken wolle.

Und wirklich erschien ganz kurze Zeit nach dem Aufbruch des stolzen Negersklaven sein Gebieter selbst, der Kaid der Maßmuda. Ich war erstaunt, in ihm einen

Mann von sehr verbindlichem Wesen zu sehen, der viel eher den Eindruck eines gebildeten maurischen Städters machte als den eines Häuptlings im unabhängigen Bernlande. Es war ein schöner Mann mit sehr regelmäßigen Gesichtszügen, schmaler, leicht gebogener Nase, ganz kleinem Mund und breiten, aber kleinen und wohlgepflegten Händen. Ich hätte ihn seinem Aussehen nach ohne weiteres für einen Mauren gehalten. Er erzählte aber selbst, er sei ein Berber, und als ich ihn nach seinem Namen fragte und ich seine Antwort Ahmed Bu el Malik mit arabischen Schriftzeichen in mein Taschenbuch eintrug, fügte er selbst noch hinzu „el Massmûdi“. Er war also wirklich einer von dem Stamme, den er befehligte, kein von der Regierung gesandter Beamter, wie sie in den unterworfenen Stämmen zwischen Berbern und Sultansherrschaft vermitteln. Beim Schreiben hatte er meinen Füllfederhalter bemerkt und fing nun an, sich alles zeigen und erklären zu lassen, was ich von europäischen Sehenswürdigkeiten zur Hand hatte. Am meisten weckte seine Bewunderung meine Mauserpistole. Daß man mit dieser kleinen Handwaffe einen Kilometer weit schießen und in der Minute ein paar Dutzend Schüsse abgeben kann, wollte ihm doch nicht recht einleuchten. Er stellte so viele Fragen nach Zusammensetzung, Instandhaltung, Handhabung und Preis, daß ich zu meinem Entsetzen merkte, als höflicher Fremdling müßte ich ihm das Ding eigentlich schenken. Da ich aber keine zweite zur Verfügung hatte, zog ich's vor, lieber unhöflich zu erscheinen, als für meine schöne Mauserpistole schließlich nichts als einige Hammel, Hühner, Eier und ein paar hundert Apfelsinen einzutauschen, worin ohne Zweifel das Gegengeschenk bestanden hätte. Durch diesen Bruch morgenlän-

discher Besuchsgesetze erlitt übrigens der freundschaftliche Ton unsrer Unterhaltung durchaus keine Einbuße. Der Kaid mochte sich trösten und sich sagen: „Na, ja, was kann man von einem ungebildeten Christenhund auch anderes verlangen? Die einfachsten Gesetze der Höflichkeit kennt er nicht, aber sein Tee und seine Knusperchen sind gut.“ Wirklich ließ er sich gut schmecken, was ich ihm vorgesetzt hatte, und bei Tee und Tabak wurde er ganz gesprächig. Wir hatten uns in die Öffnung meines geräumigen Zelts gesetzt, die Wände weit zurückgeschlagen, und genossen den schönen Abend, der eine von jenen köstlichen Erinnerungen wurde, die einem zuweilen als die Glanzpunkte solcher Reisen im Gedächtnis bleiben, obwohl keine großen Erlebnisse, keine überwältigenden landschaftlichen Genüsse sie ausgezeichnet haben, sondern nur der stille Reiz vertiefter seelischer Eindrücke, die wir im bescheidensten heimischen Dorf ebensogut erleben können wie in fremdartiger, ausländischer Umgebung.

Hier an der Seite meines Berbernhäuptlings war es wohl auch weniger das Fremdländische, Außergewöhnliche, was mich fesselte, als die ausgesuchte Stimmung des Landschaftsbildes. Zwar ist es auch für jemanden, der kein Neuling mehr im Bereisen fremder Länder ist, höchst anziehend, zum erstenmal in nahe Berührung zu kommen mit einem Volksstamm, wie ich hier mit den Berbern, den man bis dahin nur aus Büchern gekannt hat und der nun in seinen ersten zufälligen Vertretern so unerwartet angenehm absticht von dem vorgefaßten Bilde. Denn höflicher und wohlerzogener konnte man gar nicht sein als Kaid Ahmed Bul el Malik, der in Worten und Gebärden so verbindlich und würdevoll war wie irgend ein großer Herr, der von Jugend auf an Befehlen und

an großen Verkehr gewöhnt ist. Aber wie gesagt, nicht das machte für mich den Reiz des Abends aus. Es war das entzückende Bild des stillen Abendfriedens in völliger weltvergessener Abgeschiedenheit, was mir dieses Lager unter den Maßmuda so wert gemacht hat.

Hinter und über uns zogen sich, unter uralten Ölbäumen versteckt, die wenigen weißen Häuser hin, die zum Gehöft des Häuptlings gehörten. Es war ein ganz kleiner Ort nur, wie ein Gutshof in kleinstem Maßstabe, nur Unterkommen für den Herrn und die persönliche Dienerschaft bietend. Vor uns reckten sich mit ihren breiten runden Kronen die mächtigen alten Ölbäume, auf denen die Störche nisteten wie auf den Minaretten von El Ksar el Kbir. Die wenigen flachen Häuser des Häuptlingshofes boten ihnen augenscheinlich nicht ausreichend Obdach, und so hatten sie sich in großen Scharen in den dichten Wipfeln des Olivenhains häuslich eingerichtet, der noch vielen Vögeln außer ihnen ein Heim zu sein schien. Denn der melodische Pfiff des Pirols, der weiche, volle Schlag der Drossel und das unablässige zärtliche Gurren der Waldtaube ließen sich daraus hören, als ob die Menschen, die in Hörweite davon ihre Behausungen hatten, ihnen die besten Freunde wären, vor denen sie ohne Scheu ihren abendlichen Frühlingsgefühlen freien Lauf lassen konnten.

Und unter uns senkte sich in stillem Hang der Hügel hinab zur Ebene, die schweigsam, wie ausgestorben dalag, begrenzt von bläulich schimmernden Höhenzügen, deren wellige Linien sich jetzt mit wunderbarer Schärfe gegen den feuchtklaren Abendhimmel zeichneten.

Aber jetzt wurde es unten auch lebendig. Aus

allen Richtungen begannen lange, schlingernde Linien sich auf das Dorf zu zu bewegen. Es waren die Herden, die von ihren weit in der dürren Talebene verstreuten Weiden heimgetrieben wurden. Meist konnte man schon lange, ehe sich mit dem Auge einzelne Formen unterscheiden ließen, an der Farbe erkennen, was für Vieh da herangetrieben wurde in diesen sonderbaren, lang ausgezogenen Schwärmen buntfarbiger Pünktchen. Weiß waren die Schafe, überwiegend dunkelbraun oder schwarz die Ziegen, rotbraun das Rindvieh und von allen Farben und Abtönungen die Pferde. Ganz schwach tönten die Zurufe herauf, mit denen die Hirten ihre Tiere zur Eile antrieben, am häufigsten und lautesten, wie sich beim Näherkommen erwies, bei denjenigen Pferden, die nicht wie gewöhnlich an den Vorderfesseln zusammengekoppelt, sondern mit einer kurzen Leine vorn und hinten auf derselben Seite gefesselt waren. Sie konnten nicht wie die andern in kurzen, raschen Sprüngen dem Zuge folgen, sondern mußten wohl oder übel in mühsam verrenkter Gangart einherhumpeln. Das waren die armen Tiere, die für den Paßgang eingebrochen wurden. Deutlich sah man, als die gequälten Geschöpfe herankamen, wie sich ihr Rückgrat verzog, den unnatürlichen Schiebungen der Schulterblätter und der Beckenknochen folgend, wenn die Füße derselben Seite zugleich antreten mußten. Das endgültige Ergebnis dieser widernatürlichen Zwangsgewöhnung sind dann die berühmten Zelter, deren Paßgang den Sattel nur ganz unmerklich hin und herrücken läßt, als ob sich die Rückenwirbel darunter auf einem kleinen Fleck um sich selbst im Kreise bewegten. Die schöne gesunde Bewegung des Reitens, das Sich-mit-dem-Pferde-Bewegen, wird dadurch unmöglich gemacht, und man sitzt

ganz regungslos wie auf einem Großvaterstuhl. So recht angemessen für die verweichlichten Mauren, die solche Zelter bevorzugen, oder für die Eunuchen des scherifischen Harems und andere Heldenseelen der Art, die die natürliche Erschütterung des Reitens nicht vertragen können.

Da war mein wackerer Berberkaid, der mit mir schweigend das hübsche Bild des zu Ende gehenden Tages genossen hatte, doch ein Mann aus anderm Holz als die zukünftigen Reiter dieser unglücklichen Paßgängerpferde. Mit einem höflichen „châtirkum, allah imassikum ala chêr!“ (Mit Verlaub, ich gehe. Allah beglücke deinen Abend!) erhob er sich zum Abschied. Obwohl er nur wenige Schritte zu seinem Hause zu gehen hatte, hatte er sich sein Pferd bringen lassen, wohl nicht ohne die Absicht, sich etwas damit vor dem Fremden zu brüsten. Es war in der Tat ein schönes Tier, ein Schimmelhengst, dem meinigen, der angepflockt vorm Zelt stand, zum Verwechseln ähnlich, und erstaunlicherweise ebenso mit einem englischen Bocksattel gesattelt, aber nach maurischer Weise gezäumt, so daß die barbarische kreisrunde Kandare, womit man hierzulande den Gäulen den Kiefer zerquetscht, in merkwürdigem Gegensatz stand zu den schönen vernickelten Steigbügeln nach europäischer Art, die er mit dem Sattel wohl irgend einem glücklichen Beutezuge zu danken hatte. Er saß natürlich von der rechten Seite auf und hatte seinem Tier schon die langen Sporen des rechten Fußes in die Weiche gestoßen, ehe er mit dem linken im Bügel war, so daß das Tier stieg und mit seinem muskelstarken Hals nach hinten schlug, um sich des grausamen Reiters zu erwehren. Aber der Kaid saß alsbald fest im Sattel und strafte nun ganz überflüssigerweise das Tier mit den Sporen hart ab, es dabei kurz ver-

haltend, so daß es im aufgeweichten Boden vor meinem Zelt sich im Kreise bäumend drehte.

Das Ganze war augenscheinlich ein eigens für mich berechnetes Schauspiel. Denn die Leute sind hier sehr stolz auf ihre Pferde und ihre Reitkunst, und meinen, außerhalb Marokkos gäbe es weder Pferde noch Reiter, die einen Vergleich mit den maurischen aushielten. Dabei ist es aber wohl in Wirklichkeit weder mit den einen noch den andern so schlimm. Gewiß kann jeder Marokkaner reiten, das heißt sich im Sattel halten, auch in der wildesten Gangart. Aber das ist kein Kunststück bei dem kastenähnlichen Sattel, aus dem rasch und leicht herauszufallen vielleicht ein viel größeres Kunststück wäre. Von Reitkunst aber nach unsern europäischen Begriffen soll nicht viel im Lande zu finden sein. Das ist selbstverständlich nicht mein Urteil, sondern das von europäischen Reitern, die zehnmal solange im Lande gewesen sind als ich. Daß man hier von der Behandlung der Pferde nichts versteht, merkt der Fremde schon nach wenigen Tagen. Von sachgemäßer Fütterung und Reinigung, wie sie etwa bei unserer Reiterei ein Pferdepfleger seinen Tieren angedeihen läßt, gibt es hier nichts. Bürste und Striegel sind unbekannt. Man läßt die Tiere einmal am Tage sich im Staube wälzen und führt sie dann in den Fluß, wo sie mit etwas Tonerde abgeseift werden und dann an der Sonne trocknen. Im übrigen überläßt man sie möglichst viel sich selbst, und das ist vielleicht noch das beste an der ganzen marokkanischen Pferdepflege. Daß die Tiere sich trotzdem so gut halten und bis in ein hohes Alter hinein brauchbar bleiben, liegt wohl an der großen Schonung, womit sie in ihrer Jugend behandelt werden, und der Abhärtung, die ihnen das Reise-

leben mit seinen immer gleichmäßigen Anforderungen bringt.

Man reitet hier ja, wenn es sich um eine zielbewußte Fortbewegung handelt, fast nur im Schritt. Trab ist überhaupt unbekannt, und Galopp wird nur bei festlichen Gelegenheiten geritten, wie beim Waffenspiel oder aus ganz besondern Anlässen. Aber obwohl der Maure mit Hilfe seiner unmäßig langen grausamen Sporen aus seinem Tier, wenn es sein muß, alle Kraft herauszuholen versteht, so scheint er es doch mit durchgebildeten ausländischen Reitern nicht aufnehmen zu können, sobald es sich um Ausdauer von Mensch und Tier handelt. Fernritte, wo alles auf verständige Ausnutzung der vorhandenen Kräfte ankommt, würde der schönste maurische Reiter nicht mitmachen können. Selbst auf kürzern Strecken versagt er. So erzählt Sir John Drummond Hay, der vier Jahrzehnte lang Englands Vertreter in Tanger war, er habe einmal in einer besonders dringenden Angelegenheit den Weg von El Araisch, wo seinerzeit der Sitz des marokkanischen Ministers des Auswärtigen war, nach Tanger, eine Strecke von 60 km Luftlinie, mit gewechselten Pferden in fünf Stunden geritten. Und das auf wegelosem marokkanischen Gelände! Aber nicht ein einziger der ihm von Ort zu Ort mitgegebenen Mokhasnija, die doch Reiter von Beruf sind, habe mit ihm Schritt halten können. Ganz selten hört man einmal von einer wirklich tüchtigen Reitleistung eines Eingebornen, etwa wie der des Kriegsministers El Menebhi, der seinen Ruhm als Mann von raschen Entschließungen und als schneidiger Reiter durch seinen Gewaltritt von Masagan nach Marrakesch gerechtfertigt hat. Er ist unter den heutigen Ratgebern des Sultans Abd ul Asis der

jüngste, hat sich aber, wie es heißt, vom einfachen Mokhasni (Lehnssoldaten) bis zum einflußreichsten unter den Wesiren emporgearbeitet. Als er nun kürzlich, im Sommer 1901, die bekannte Gesandtschaftsreise nach Berlin und London unternahm, benutzten seine Neider seine Abwesenheit, um Verdächtigungen aller Art dem wankelmütigen Gebieter des Landes ins Ohr zu träufeln, der als echter Morgenländer denn auch sofort den Anwesenden recht gab und die Absetzung Menebhis um so lieber verfügte, als ein Ministersturz in Marokko immer ein sehr einträgliches Geschäft ist — für den Landesherrn. Denn alles, was der Unglückliche, der des Vertrauens der scherifischen Majestät verlustig gegangen ist, an irdischen Schätzen besitzt, wandert erbarmungslos in den Staatsschatz, d. h. in den eigenen Beutel des Sultans. So ging es auch in diesem Fall. Kaum war Ssidi el Mehedi el Menebhi mit dem deutschen Dampfer „Koblenz" in Masagan angekommen, als er schon einen Brief des Sultans erhielt, worin ihm kalt und kurz seine Enthebung vom Amte des scherifischen Wasir el Harb (Kampfministers) und die Beschlagnahme seiner und seiner Verwandten Häuser und Besitzungen mitgeteilt wurden. Ohne sich zu besinnen, schwingt sich der aus allen Himmeln Gestürzte auf sein wackeres Roß — es war nicht sein Schlachtroß, denn im Felde pflegt der marokkanische Oberstkommandierende ein Maultier zu reiten — und galoppiert noch in derselben Nacht nach Marrakesch ab, wo sich der Hof damals befand. Nach zwei Tagen und zwei Nächten hat er die von der Meeresebene sacht zu den Atlasvorbergen ansteigende Strecke, die auf dem kürzesten Wege 186 km beträgt, zurückgelegt, sofort einen Empfang beim Sultan erzwungen und das Lügengewebe seiner Anschwärzer zerrissen. Nach

zwei weitern Tagen sitzt er wieder im Amt, und diesmal fester als je. Vielleicht hat an diesem raschen Umschwung der königlichen Laune der schneidige Ritt einen bedeutenden Anteil gehabt, denn der Sultan ist selbst ein leidenschaftlicher und guter Reiter, der an solchen Proben körperlicher Leistungsfähigkeit seine Freude hat.

Auf der Karawanenstraße.

I.

Schwierige Flußübergänge. — Plaudereien mit Reisegefährten. — Entstehung des Karawanenklatsches. — Leben auf der großen Heerstraße. — Gutmütigkeit der Weggenossen.

Das friedliche Idyll unter den alten Ölbäumen der Maßmuda kam rasch zu seinem Ende. In der Nacht goß wieder unendlicher Regen herab, so daß am nächsten Morgen von dem schönen Landschaftsbild, das mich in seiner grünen Üppigkeit und Fülle Tags zuvor so entzückt hatte, nichts mehr zu sehen war. Mein Lagerplatz im Olivenhain hatte sich in einen einzigen Pfuhl von aufgeweichtem Lehmboden verwandelt, auf dem an den Stellen, wo die Pferde und Maultiere während der Nacht angepflöckt gewesen waren, sich das Wasser in den von den Hufen aufgewühlten Löchern fußhoch angesammelt hatte. An so trüben Tagen gehört schon ein Entschluß dazu, den Befehl zum Abbrechen der Zelte zu geben. Aber jetzt lag die einzige Rettung im Weitermarschieren, ehe die Wassergüsse der unvermuteten verspäteten Regenzeit den Übergang über die Flüsse noch beschwerlicher machen würden, als er jetzt schon nach den ersten Regentagen war. Die Sonne hatte sich, seit ich unterwegs

war, so selten unverschleiert sehen lassen, daß meine Zelte infolge des aufgesogenen Wassers schon bedenklich an Gewicht zugenommen hatten, was nicht nur das Aufschlagen und Abbrechen recht erschwerte, sondern vor allem für die Packtiere vermehrte Arbeit und damit für mich noch langsamern Marsch bedeutete. Ich war schon 14 Tage unterwegs und mußte eilen, wenn ich nicht den steigenden Flüssen erlauben wollte, mir ernstliche oder gar unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen. Ich beschloß daher, den Weg, den ich mir ursprünglich vorgenommen hatte, etwas abzukürzen, auf den Besuch des Serhungebirges und der Residenzstadt Meknaß (Mekines), die sich ohne besondern Umweg hätten erreichen lassen, vorläufig zu verzichten und nur noch eine Unterbrechung des geraden Reisewegs eintreten zu lassen zu einem Aufenthalt in der heiligen Stadt Wasan, dem Sitz des im ganzen Lande abgöttisch verehrten Hauptes der berühmten Scherifenfamilie, die auf noch nähere Verwandtschaft mit dem Propheten Anspruch macht als das Haus der herrschenden Sultane.

Trotz des jammervollen Zustandes der Wege, die hier wie überall in Marokko nichts anderes waren als Kletterpfade für die Maultiere oder in der Ebene ausgetretene Hufspuren ungezählter Karawanen, und trotz des trüben regnerischen Wetters mußte ich wohl oder übel den stillen Erdenwinkel, wo der Kaid Ahmed Bu el Malik über seine Berbern herrscht, verlassen und in südöstlicher Richtung den Weg nach Fes suchen. Schon am Abend, nachdem wir den ganzen Tag durch menschenleere Einöden marschiert waren, wo ganz selten einmal der Kalksteinboden mit seinen steil aufgerichteten Schichten außer seiner dichten Feldblumendecke auch Spuren von Bebauung aufwies und

hier und da mal ein Fleckchen spärlicher Gerste zeigte, senkte sich der Weg plötzlich in eine große, fruchtbare, kesselartig eingeschlossene Ebene, die den westlichen Abhängen des Dschebbel Ssarssar vorlagerte, und am Ostrande dieses Talrundes, durch ihre beträchtliche Höhe schon von weitem sichtbar, winkten die ersten Häuser von Wasan. Über die dritthalben Tage, die ich in dieser selten von Europäern berührten Stadt zubrachte, und über meinen Besuch beim Großscherifen selbst soll noch besonders berichtet werden, damit hier nicht die Erzählung des schon so oft unterbrochenen Reiseweges noch einmal Aufenthalt erleide.

Ein mächtiges Tafelland, zerklüftet und von kurzen, selbst jetzt in den Regentagen kaum Wasser führenden Einschnitten mußte noch überschritten, drei ziemlich bedeutende Flüsse, Wargha, Ssebu und Sgota durchwatet werden, ehe wir endlich wieder auf die eigentliche Reisestraße, den geraden von Tanger nach Fes führenden Karawanenweg, gelangten. Die Überwindung der Flüsse war natürlich jedesmal mit viel Arbeit und Verdruß verbunden. Das Wasser schoß mit solcher Kraft und Geschwindigkeit durch die von kleinen Inseln, Geröllablagerungen und Uferrutschen eingeengten Betten, daß man ohne Führung den Übergang gar nicht wagen konnte. Und selbst wenn jedes Tier von einem Ortskundigen, der völlig nackt sich seinen Weg durch die starke Strömung suchte, geführt und in wunderlichen Zickzackwegen auf der sichern Furt gehalten wurde, hatte man doch seine liebe Not, die ganze Karawane glücklich ans andre Ufer zu bringen. Der unter dem Bauch der Pferde mit rasender Geschwindigkeit hinschießende Strom wirkte so sinnverwirrend auf Mensch und Tier, daß man, wie von be-



Dr. Genthes Karawane beim Übergang über den Sjebu.

täubendem Schwindel erfaßt, willenlos sich der Leitung der voranschreitenden, mit aller Macht gegen Strömung und Schnellen ankämpfenden Männer überlassen mußte.

Schon beim Übergang über den Sebu hatten sich meiner kleinen Karawane zahlreiche andere Reisende angeschlossen. Obwohl ich diesen Fluß, der trotz seines verhältnismäßig kurzen Laufs von etwa 500 km der bedeutendste nicht nur von ganz Marokko, sondern von Nordwestafrika überhaupt ist, nicht am Schnittpunkt des Tangerer Reisewegs überschritt, zeigte das rege Leben an seinen Ufern, daß wir wieder in belebtere Gegenden und in größere Nähe der Hauptstadt gekommen waren. In der Tat scheiden sich hier im östlichsten Winkel der großen fruchtbaren Küstenebene, die sich dreieckig zwischen den Flüssen Sebu und Bu Regrag ausdehnt, zahlreiche Karawanenwege, die diesen Hauptteil des Blad el Machsen, des scherifischen Kernlandes, durchziehen und alle mehr oder weniger auf dem Wege nach Fes hier zusammenlaufen. Und da bei dem bekannten Mangel an Brücken und Fähren — denn auch davon gibt es nur an den begangensten Stellen wie am Wad el Kûs vor El Ksar el Kbir das eine oder andere traurige Probestück — auch die erfahrensten Reisenden auf die Hilfe der furtenkundigen Anwohner angewiesen sind, so ergibt das Warten auf die Führer an den Ufern immer ein buntes Bild echt morgenländischen Karawanenlebens.

Lange Züge von schwerbeladenen, langsam und gleichmäßig sich fortschiebenden Kamelen, größere und kleinere Gruppen von Maultieren und Eseln mit ihren stimmkräftigen Treibern, hochgemut und mürrisch dreinschauende Reiter mit langer Flinte und bescheidene Fußgänger, alle müssen sie unterschiedslos an den steilen Böschungen des

seine schmutzigbraunen Fluten rasch vorbeijagenden Stromes halten, absitzen und geduldig auf die Rückkehr der Furtenführer warten. Man läßt die Tiere in der Nähe grasen, bessert an der Verladung und Verschnürung der Lasten etwas nach und setzt sich dann ins Gras, zieht die kleine Hanfpfeife aus der rotledernen Umhängetasche und fängt, gemächlich und bedächtig, ein Gespräch an mit dem ersten besten Wandrer und Maultiertreiber, der einem zunächst am Boden sitzt. Erst werden natürlich mit großer Ausführlichkeit die begrüßenden Redensarten ausgetauscht, in denen stets mehr von Allah und Mulai Idriß und andern Landesheiligen als von einem selbst die Rede ist. Aber man hat hierzulande Zeit und läßt sich's nicht verdrießen, ein paar Minuten zu verlieren mit leeren Worten, frommen Fragen und wohlwollenden Wünschen, die bei aller ihrer geschäftsmäßigen Gleichartigkeit doch mit geschickt gespielter Teilnahme vorgebracht werden, wie es sich bei einem wohlerzogenen Mauren, der immer Allah und seine Heiligen im Munde führen muß, vollkommen von selbst versteht. Dann erst kommen ganz allmählich die Fragen an die Reihe, die jedem längst auf der Zunge brennen: Woher des Wegs? Wohin? Was habt ihr geladen? Wieviel seid ihr in eurer Karawane? Wo habt ihr euren letzten Halt gemacht? Wie weit gedenkt ihr heute noch zu kommen? Und dann natürlich die Erkundigungen nach den Zuständen in der Hauptstadt, nach den neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz und von der Haltung der schwankenden Stämme, die teils zum Sultan stehen, teils schon zu den Aufständischen übergegangen sind.

Und merkwürdig, wie dieser Austausch von Frage und Antwort auch sofort wieder die Lust zu fabulieren weckt, wie jeder gern groß tun möchte mit besondern Er-

lebnissen und schrecklichen Nachrichten vom Wege, die ihn zum Mittelpunkt eines bewundernd lauschenden Zuhörerkreises machen sollen. Die letzten Tage, wo ich durch einsames, spärlich bevölkertes Land gezogen war, hatte man den Aufstand und alle Mären von Krieg und Kriegsgeschrei völlig vergessen. Hier, beim Zusammentreffen mit den Weggenossen, lebt alles wieder auf und nimmt die lebhafte Färbung des Selbsterlebten an. Es ist wie auf dem Soco Chico in Tanger, an dessen blutrünstige Gerüchte ich so oft mit Vergnügen zurückgedacht hatte, wenn ich gänzlich unbehelligt durch das ruhige friedliche Land gezogen war. Bei ganz vereinzelten Gelegenheiten allerdings war mir auch unterwegs der Aufstand wieder ins Bewußtsein zurückgerufen worden. Einmal war mir eine große Karawane von jüdischen Reisenden begegnet, die von Fes kamen und zur Küste wollten, und mich unterwegs aufgehalten hatten, um mich bei allen Heiligen zu bitten, nicht weiter zu ziehen auf der großen Heerstraße, auf der es von Raubmördern und Wegelagerern wimmele. Wirklich bei allen Heiligen, por todos los santos, hatten mich die verängstigten Juden beschworen, umzukehren, denn es war einer unter ihnen, der Spanisch sprach und mir erzählte, sie wären Tags zuvor von einer Kabyle überfallen worden, die ihnen ein Lösegeld von 15 Duros abgenommen hätte, ehe sie ihnen den Weg freigegeben. Eine andere Unglücksbotschaft kam aus einem kleinen Dorf, Had el Gort, wo ich einmal meine Mittagsrast gehalten hatte. Dort waren, wie Neuankömmlinge erzählten, in der Nacht nach meinem Durchmarsch drei Reisende ihrer Tiere beraubt und bei ihrem Verteidigungsversuch selbst erschlagen worden. Aber sonst war alles so ruhig und friedlich gewesen, daß man nicht

recht an die aufregenden Geschichten glauben mochte, die bei solchen Plauderstündchen mit den Weggenossen von Mund zu Mund gingen, um dann weiter zu wandern nach allen Richtungen, nach der Hauptstadt und an die Küste und um zu guter Letzt ohne Zweifel zusammenzuströmen in dem großen Lügensammelbecken auf dem Soco Chico zu Tanger.

Von jetzt aber waren wir kaum mehr allein auf dem Marsch. Kaum eine Stunde wird vergangen sein, wo wir nicht zusammen mit andern Reisenden oder wenigstens in Sicht von ihnen unseres Weges fürbaß gezogen wären. Und auch der Weg selbst ließ merken, daß man sich dem Ziele näherte, der großen Hauptstadt und dem wichtigsten Handelsmittelpunkt des Reichs. Aus den schmalen, kaum erkennbaren Pfaden, denen bisher unsere Reiserichtung gefolgt war, hatte sich wirklich allmählich etwas wie eine breite Straße entwickelt. Nicht als ob wirklich je oder irgendwo der Versuch zu einem vernünftigen Straßenbau zu erkennen gewesen wäre. Aber hier, wo der Verkehr von Tag zu Tag, fast von Stunde zu Stunde dichter zu werden schien, reihten sich die von ungezählten Hufen auf der kurzen Grasnarbe oder im tonigen Lehmboden eingetretenen Spuren so dicht zusammen, daß sich zuweilen dreißig und mehr nebeneinander herlaufende Pfade zählen ließen, die in ihrer stattlichen Gesamtbreite den Eindruck einer künstlich angelegten Straße hervorriefen. Und auf dieser breiten Fläche zog in buntem Wechsel das Leben der großen Heerstraße hin, Karawanen in langen Zügen und Einzelgruppen von Reisenden, uns überholend oder von uns überholt, neben uns herziehend oder uns umschließend, sich in friedlicher Unordnung mit unserer Karawane mischend oder mit ihr zusammen in breiter Stirn-

linie wie zu gemeinsamem Angriff vorgehend. Vereinzelte unter den bescheideneren Reisenden, die allein oder selbander und selbdritt mit leichtem Gepäck auf bescheidenem Grautier einherzogen, hatten sich nach ein paar einleitenden Begrüßungsworten dauernd meinem Zuge angeschlossen. Ihnen mochte der verhaßte Römer mit seinem Schutzsoldaten doch wenigstens als eine Art Bürgschaft gegen Überfälle willkommen sein. Aber auch von denen, die stolz zu Roß oder auf wohlgenährtem Maultier in ihrem rotgefütterten Kastensattel thronten, zog kaum einer vorüber ohne ein freundliches Wort für meine Leute und eine Art gnädigen Kopfnickens für mich selbst.

Das war überhaupt eine Beobachtung, und vielleicht von allen, die ich unterwegs gemacht, die wichtigste, daß der große Satz von dem unauslöschlichen Haß der Mauren auf die Christen sehr cum grano salis aufzunehmen ist. Wenn mir vorüberreitende Araber oder Berbern ein freundliches Wort zuriefen oder gar, wie mir's so oft geschah, ihre kleine Wegzehrung mit mir teilen wollten und mir ein Stück Gerstenbrot oder ein paar Apfelsinen anboten und dafür von mir gern etwas zu rauchen annahmen, so sind das natürlich nur ganz unbedeutende Äußerungen der Volksstimme, die nicht zu übertriebenen Auslegungen verführen dürfen. Aber es sind doch immerhin Äußerungen des Volkes, ungesuchte und ungezwungene, die ebensogut hätten unterbleiben können, wenn sie eben nicht der Ausfluß einer sehr deutlich hervortretenden angebornen Gutmütigkeit gewesen wären. Und daß sie nicht etwa nur geheuchelte, gar durch die Anwesenheit des scherifischen Soldaten veranlaßte und mit Berechnung gemachte Komplimente waren, konnte ich sehen, wenn ich meiner Karawane weit voraufgeritten

und gänzlich außer Sicht meiner Begleitung war. Denn das wurde zuweilen nötig. Nichts ist qualvoller auf solcher Karawanenreise als das stundenlange Schrittreiten Tag für Tag von morgens bis abends, in gleichmäßigem, aber tödlich langweiligem und unendlich ermüdendem Leichenzugschritt. Nur wer gut eingeübte und durchaus zuverlässige, dazu ortskundige Dienerschaft hat, kann sich diese Marter des Karawanenreisens ersparen und die Packtiere mit Zelt und Küche vorausschicken, damit sie ihn an einem vorher verabredeten Punkt zum Nachtlager erwarten können. Er selbst aber reitet frisch in den Tag hinein, Trab und Galopp und Schritt in beständigem Wechsel, und läßt sich dann am Lagerplatz im fertig aufgeschlagenen Zelt begrüßen von der treuen Dienerseele, die Bad und frische Wäsche bereit hat und vom Küchenherdfeuer her durch verräterische Düfte Löwenhunger weckt. Auf diese schöne, längsterprobte Reiseart muß der arme Teufel verzichten, der sich in der Hafenstadt unter den lungernden Müßiggängern, die von der Ausbeutung der Fremden leben, die ersten besten Gesellen auflesen und sich aufs Geratewohl mit seiner Bewachung, Verpflegung und Bequemlichkeit ihnen überantworten muß. Er ist dazu verurteilt, seine Packtiere nicht aus den Augen zu lassen, Aufschlagen und Abbrechen des Zeltes selbst zu überwachen und, was am schlimmsten von allem, Schritt für Schritt mit den stetig, aber eben im Schritt reisenden Tieren zusammenzubleiben. Dazu kommt, daß Dolmetscher und Mokhasni einem fortwährend in den Ohren liegen mit ihrem Jammergezeter, es wäre frevelhafter Leichtsinn und sündhafte Versuchung der Langmut Allahs, wenn ich allein voraufreiten würde, denn dies hier sei nicht Tanger, wo es nachts Straßenbeleuchtung gäbe und

der Pascha an jeder Straßenecke Schutzleute aufstelle, damit den Herren Ausländern nichts zustoße. Aber trotz dieses allerdings beklagenswerten Mangels an elektrischer Beleuchtung des Karawanenwegs nach Fes und der Abwesenheit jeglicher Nachträte, konnte ich zuweilen doch nicht umhin, meinen im langsamen Zockelschritt qualvoll aufgespeicherten Bewegungsgelüsten freien Lauf zu lassen und auf meinem Schimmelhengst einmal einen Angriff gegen irgend einen eingebildeten Manöverfeind zu reiten und im schlankften Galopp den amtlich bestallten Wächtern meiner Sicherheit davonzureiten, die dann bekümmert wie die bekannte Henne dreinschauten, der die ausgebrüteten Entenküchlein meuchlings fortschwimmen.

II.

Aleman und Bruß. — Ankunft in einer Nsala. — Treiben im Karawanenhof. — Kamelstudien.

Die Umgänglichkeit der reisenden Mauren und Berbern setzte mich immer von neuem in Erstaunen. Selbst wenn ich mich einmal von meiner Karawane getrennt hatte und etwa eine Stunde lang vorausgetrabt war oder im Wechsel von Trab und Galopp rasch ein paar Kilometer zwischen mich und meine Leute gelegt hatte, wurde ich zwar immer mit einem ganz gelinden Erstaunen, aber doch stets durchaus freundschaftlich von allen, die mir begegneten oder an denen ich vorüberritt, angesehen und behandelt. Das Erstaunen galt wohl mehr meinem Alleinreiten als meiner Erscheinung als Christ. Denn hier auf der großen Straße sind zwar die Ausländer nicht gerade eine regelmäßige oder gar häufige Zutat des

Straßenbildes, aber die berufsmäßigen Karawanenführer wenigstens, die Kamelbesitzer und Maultiertreiber sind doch zu ausreichend an den Anblick von Europäern gewöhnt, als daß sie in Ohnmacht fielen, wenn ihnen mal einer draußen begegnet. Jedesmal mußte ich nach der ersten Begrüßung dasselbe Verhör über mich ergehen lassen: Wohin, woher, aus welchem Lande? Auffällig war, daß ich fast immer Verwunderung erregte mit meiner Antwort: Aleman. Man hatte statt dessen Franssefs erwartet, wie mir denn auch unzählige Male von Reisenden ein bon jour! zugerufen wurde, womit allerdings ihr ganzer französischer Sprachschatz erschöpft zu sein pflegte. Früher pflegten übrigens die Deutschen in Marokko Bruß (Preußen) genannt zu werden, so wie der Mohammedaner im Morgenland sie meist Nemssi nennt nach unserm Namen in den slawischen Sprachen. Seit dem französischen Krieg aber und mit der größern Ausbreitung des Spanischen in den Küstenstädten bürgert sich die allgemeinere Bezeichnung Aleman mehr und mehr ein. Auch der Aleman schien den Leuten durchaus willkommen. Von Schimpfwörtern, wie sie dem Fremden in China nachgerufen zu werden pflegen, habe ich nichts zu hören bekommen. Immer dieselbe gutmütige Freundlichkeit, dieselbe mit einer gewissen, aber keineswegs übermäßig lästigen Neugier verbundene Teilnahme, die sich zuweilen sogar zu einer Art förmlicher Kameradschaftlichkeit steigerte. So noch am letzten Lagerplatz vor meiner Ankunft in Fes.

Ich war am Nordostabhang des heiligen Berges Dschebbel Serhun entlanggezogen und hatte am Abend meines vorletzten Reisetages die Stelle erreicht, wo der zum Sebu strömende Wad Mkeß den steilen Osthang

des Gebirgsstocks hinabstürzt. Hier liegt eine jener Haltestellen für Karawanenreisende, die im ganzen Morgenlande Karawan Sserai (Hof für Handelszüge) heißen, in Marokko aber mit der grammatisch fehlerhaften Bezeichnung Nsala (eigentlich Mansil, Mansala, Haltestelle, Absteigeplatz) benannt werden. Das sind ähnliche Einrichtungen, wie sie in Indien seit undenklichen Zeiten in den Dak bangla zu finden sind, geschützte, verteidigungsfähige Schutzhäuser, worin der einzelne Reisende oder ganze Karawanen mitsamt ihren Tieren und Ladungen gegen einen geringen Entgelt für die Nacht Unterkunft finden. In Marokko bestehen die Nsala meist in einigen Nebengebäuden auf dem Hofe des Kaids oder Amils oder wie sich sonst gerade nach seinem Range der Vertreter des Sultans betiteln mag, dem der Schutz der Reisenden obliegt. Hier aber am Nordostabhang des Serhuns, wo es keine Städte und keine Beamten gibt, hat man in der Nsala Mkeß eine Art Kaffernkraal errichtet, eine einfache Umzäunung aus Wacholderbüschen, Opuntien und Agaven, wie sie in andern Teilen Afrikas als Seriba bekannt sind, in deren Mitte sich ein mächtiger kreisrunder Platz befindet. Der äußere Umkreis wird eingenommen durch zahlreiche Zelthütten aus mißfarbigem Segeltuch, Ziegenhäuten und Rohrgeflecht, die als Wohnräume und Übernachtungsstätten für die zahlungsfähigern Reisenden gelten sollen, während die Tiere mit ihren Treibern und die Zelte den großen Raum in der Mitte ausfüllen. Im Namen der Regierung wird eine Abgabe für die Zulassung in die Nsala erhoben, und jedem Gast sein Bedarf an Gerste und Grünfutter für die Tiere, an Brot, Milch, Tee und Hammelfleisch für den eigenen Bedarf nach festen Sätzen verkauft.

Ich fand den großen Innenraum, der einen Durch-

messer von reichlich 60 m haben mochte, schon sehr stark besetzt. Kamele, Pferde, Maultiere und Esel standen und lagen angepflöckt umher, während rings in den kleinen umgebenden Zelten und Hütten ein buntes Durcheinander von Menschen und Gepäckstücken den engen Raum füllte. Die meisten Ankömmlinge hatten sich schon zu friedlicher Siesta hingesetzt und hockten um ihren Tee herum, den sie aus den winzigen Gläschen tranken, die sich merkwürdigerweise nur hier dafür eingebürgert haben. Bei glühend heißem Tee und qualmendem Hanf schienen nun die Erlebnisse des Tages unter den Reisenden ausgetauscht zu werden, und während die Diener der Nsala und die Sklaven der vornehmeren Reisenden umhergingen und überall nach dem Rechten sahen, waren augenscheinlich die Herren Gäste selbst schon in jener angenehmen Stimmung von behaglicher Ermüdung und jenem halb aus Zufriedenheit über die genossene Abendmahlzeit, halb aus Vorfreude aufs Bett entstehenden dolce far niente der Abendstunden, worin sich die Reisenden über alle Unbilden des Tages hinwegzutrösten pflegen. So waren wohl die bestmöglichen Vorbedingungen gegeben für eine friedfertige Laune, in der auch der fremdenhassende Maure sich zu wohlwollender Betrachtung eines in seine Kreise eindringenden Christenhundes aufzuschwingen vermag. Jedenfalls erregte mein Einzug in die Nsala keinerlei Mißfallen. Und obwohl ich mit meinen beiden Zelten und meinen sieben Tieren keinen geringen Platz beanspruchte, zeigte sich jedermann höflich und bereit, Platz zu machen und ein wenig zusammenzurücken. Ja, als meine Leute anfingen, die Zelte an einer noch nicht allzu dick von Kameldung und Maultiermist überlagerten Stelle der inneren Einfriedigung aufzuschlagen, sah ich zu meinem

Erstaunen, daß ganz freiwillig sich die Nachbarn rechts und links mit hilfreicher Hand am Einschlagen der Pflöcke und am Festzerren der Zeltleinen beteiligten. Was hätten dazu meine schwarzseherischen Freunde vom Soco Chico in Tanger gesagt? Und als alles fertig war und der Dolmetscher sich daran machte, mir das Abendessen zu kochen, da bildete sich nach und nach ein ganzer Kreis von teilnehmenden Neugierigen, die nicht müde wurden, immer neue Fragen an meine Leute zu richten und in mein Zelt hineinzuschielen, dessen Eingang sie mehr als alles andere in der Nsala zu interessieren schien. Unter diesen gaffenden und leise fragenden Bewunderern waren nicht nur ärmliche Maultiertreiber, die aus Gott weiß welcher ungebildeten Bergeinsamkeit stammen mochten, sondern auch mancher, dessen helle Farbe und scharfgeschnittene feinere Züge verrieten, daß hier ein Maure besserer Abkunft in den schönen bunten Kleidern stak.

Die Ankunft eines großen Zuges verspäteter Reisender machte der stillen Beschaulichkeit und bequemen Ruhe im Lager plötzlich ein Ende. In die schmale, schon von den für die Nachtwache bereiten Wärtern besetzte Eingangsluke der Einfriedigung drängten sich mit ihrem wiegenden Gang, den langen Schwanenhals gemessen auf- und abbewegend, die Kamele einer großen Karawane. In der Dämmerung, die schon über dem Lande lag, waren Formen und Farben nicht mehr zu erkennen. Wie gespenstische graue Fabelwesen schoben sich die ungeheuren mißgestalteten Körper einer nach dem andern hinein, lautlos die bei jedem Schritt auseinanderquellenden Klumpfüße in den weichen, von Dünger und Abfällen aller Art bedeckten Boden setzend. Nur die Stimmen der zurechtweisenden Treiber waren zu hören, sonst ging alles mit

einer merkwürdigen, fast unheimlichen Ruhe vor sich. Ich fing an zu zählen. Zehn, zwanzig, dreißig Kamele, und noch immer nahm es kein Ende. Und dabei war unsere Nsala schon voll gewesen, als ich mit meinen paar Menschen und Tieren noch Platz geheischt hatte. Aber es war wunderbar, wie sich die Kamele ihren Weg durch das Gedränge von Tieren und Menschen, Gepäckstücken und Lagerfeuern bahnten und sogar noch Raum fanden, sich niederzulegen. Und das ist bei einem beladenen Kamel immerhin eine Sache, die Überlegung, Zeit und Platz erfordert. Ein leiser Ruck am Halfterband, an dem schon der Mann im Syrerland sein Wüstenschiff durch das alte Gedicht steuert, und ganz sacht, als ob es zum erstenmal in seinem Leben die wunderliche Freiübung mache, beginnt das Tier in den Vorderfüßen ein wenig einzusinken. Dann fangen hinten einige Gelenke an einzuknicken, darauf geht's vorn bis in die Knie, dann hinten wieder eine Kleinigkeit, fast gleichzeitig verschwinden die Unterschenkel vorn unterm Leib, während endlich auf Tempo sieben und acht auch die Hinterbeine in ihren sämtlichen Scharnieren gelöst und nach vorn unter den Bauch geschoben werden. Mit einer Art ängstlicher Spannung sieht man dem mühsamen Vorgang zu wie einem besonders kniffligen Kunststück des Turners auf der Schaubühne, wenn die Musik aussetzt und der Backfisch sich bereithält, zu kreischen, wenn's schief gehen sollte.

Ist aber das Tier glücklich am Boden gelandet, dann liegt es auch da mit einem Gesicht, auf dem geschrieben steht: So, j'y suis, j'y reste, fürs erste kriegen mich keine zehn Pferde von der Stelle. Denn auch für diese geplagten Geschöpfe, denen noch kein sozialistisches Leitkamel den Acht-Stunden-Tag erfunden hat, endet schließlich ein-

mal der mühsamste Marsch mit Atzung und Ruhe. Und das wissen selbst die dümmsten unter ihnen und strecken ihre langen Hälse zu ganz unwahrscheinlicher Länge aus, wenn sich der Treiber mit dem Futter naht. Die klugen und alterfahrenen Tiere aber, deren Fell schon so abgeschuffelt ist wie ein alter englischer Lederkoffer, der ein paarmal die Reise um die Welt gemacht hat, wissen, daß sie desto eher zu fressen bekommen, je folgsamer sie sich niederlegen und sich entlasten lassen. Und darum bitten sie geradezu mit ihren eigentlich recht seelenvollen langbewimperten Augen, sie halten so artig still, wenn die beiden Männer kommen und ihnen die schwere Last vom Packsattel heben und nach hinten auf den Boden gleiten lassen. Und kaum fühlen sie sich befreit von ihren ungefügen, in dicken Drell eingenähten Warenballen, da erheben sie sich schon wieder und reihen sich nun ganz von selbst aneinander, als ob jemand „In zwei Gliedern angetreten!" kommandiert hätte. Wenn sie nun einander gegenüberstehen, nehmen sie wie auf ein unhörbares „Rückwärts richt euch!" ein paar Schritt voneinander Abstand, wobei sie so höflich sich gegenseitig mit den langen Hälsen zunicken, daß ein unhöflicher Spötter leicht an eine Française denken könnte. Jetzt lassen sie sich abermals niedersinken, und in den nun zwischen ihnen geschaffenen Raum schütten ihnen die Treiber das Futter, das die braven Tiere nach so viel Geduld und Gelehrigkeit wohl verdient haben zu ihrer Belohnung.

Aber auch der Zuschauer wird belohnt. Denn das Schauspiel zweier langen Reihen von Kamelen, die, sich gegenübersitzend, gemeinsam zu Abend speisen, ist eine Belustigung, wofür man gern ein erhebliches Eintrittsgeld bezahlen würde, wenn man sie irgendwo bequem

zur Hand haben könnte. Aber ich dächte, für einen Oberländer oder Meyerheim würde sich eine kleine afrikanische Spritzfahrt schon allein wegen dieser Kamelmahlzeit lohnen. Übrigens habe ich dieselbe Art der Abfütterung, von derselben überwältigenden Komik, auch bei den zweihöckrigen asiatischen Kamelen, die man bei uns zuweilen noch nach altertümlicher Weise Trampeltier nennt, in mongolischen Karawansereien gesehen, wo eigens lange Futtertrogreihen aus Stein errichtet sind, vor denen Hunderte von Kamelen, in militärischer Ordnung einander gegenüberliegend, gleichzeitig abgefüttert werden können. Man wirft ihnen ihre Disteln und eine ginsterähnliche, rauhstenglige Staude, deren Namen ich nicht kenne (arabisch Harschar genannt), in großen Haufen vor, und nun schlingen sie mit gierig vorgestrecktem Halse ein Maul voll nach dem andern hinunter, schieben die Kiefer fletschend und schmatzend schräg übereinander hin und nehmen bei dieser abstoßenden Art des Kauens eine so unbeschreibliche Miene von hochnäsigster Weltverachtung an, daß der erste Vergleich, der sich einem aufgedrängt hat, „ganz wie ein Kaffeekränzchen im Altweiberstift" doch nicht recht passen will. Hat aber ein Tier einmal in seiner Freßgier einen zu großen Bissen erhascht, dann wirft es, um ungestörter daran würgen zu können, den Hals hoch empor und kaut naserümpfend und die triefenden Mundwinkel zu scheußlichen Grimassen verzerrend daran herum, sieht geringschätzig auf seine Kaffeeschwestern hinab und stößt fortwährend einen merkwürdig brummenden Ton aus, der eher an den Bärenzwinger erinnert als an eine friedliche Kamelfutterstelle. Dieses dumpfe grollende Brummen bildet den steten Unterton in der Fülle der Geräusche, die die ganze Nacht in der Nsala von Mkeß

das von Menschen und Tieren vollgepfropfte Heckenrund erfüllten und den Schlaf wohl von jedem Auge fernhielten.

III.

Eine geruhsame Nacht im maurischen Karawanenhof. — Vom Schluchzen der Maultiere. — Erinnerung an einen Beduinenfürsten und Sänger arabischer Bohème. — Entlang am heiligen Serhun. — Ankunft in Fes.

Die Nacht in der Nsala von Mkeß, meine letzte Reisenacht vor Fes, wurde eine der getösereichsten, die ich je auf meinen Reisen verflucht und zu Ende gewünscht habe. Nachdem die noch gerade vor Toresschluß angekommenen Kamele bei ihrem Abendkaffeekränzchen endlich zur Ruhe gelangt und schmatzend und würgend nicht mehr imstande waren, viel Geräusch zu machen, ließ sich der ganze Abend ruhiger und friedlicher an. Mensch und Tier waren müde und legten sich zur Ruhe nieder. Die Störche, die auf den ärmlichen Hütten der Hofwärter nisteten, kamen heim und erfüllten mit sanftem Geklapper die Dämmerung. In den Zelten und Hütten der Reisenden leuchteten die Lichter auf, und um die hochgetürmten Schüsseln mit dampfenden Kußkussu, dem ewigen Hammelreis der Mauren, wurden kauernde Gestalten sichtbar, die mit dem Heißhunger von Scheunendreschern ihre Hände ausstreckten nach dem lecker bereiteten Mahle wie weiland die urwüchsigen homerischen Helden, denen es ja auch nie an dieser göttlichen Gabe der immer regen Eßlust gebrach. Mit dem laut und vernehmlich bald darauf aus allen Ecken erschallenden Rülpsen, das in diesen gesegneten Himmelsstrichen das Dankgebet nach Tisch vertritt, glaubte ich,

wäre nun der letzte Ohrenschmaus gekommen. Aber im Gegenteil, die eigentlichen Nachtgenüsse fingen erst an.

Zunächst wurden mit dem Schließen und Verrammeln der Tore des Hofes treue Hüter, die Hunde, ins Freie gelassen. Das sind hierzulande jammervolle Geschöpfe, verhungert, verwahrlost, von Ungeziefer verzehrt, lahm und räudig und tief gebeugt in dem Bewußtsein, es noch nicht bis zum bescheidensten Tierschutzverein oder Heim für Kranke und Genesende gebracht zu haben. Im Süden Marokkos gibt es eine Art Windspiel, Sslogi genannt, ein schlankes, vornehm gebautes Tier von ausgezeichneten Rasseeigenschaften. Was man aber hier im Norden von Hunden zu sehen bekommt, gehört durchweg zu den beklagenswerten Geschöpfen, deren bös gemischter Stammbaum sie zum ganz gemeinen Straßenköter ohn' Nam und Art herabwürdigt. Ihre einzige Tugend ist die Wachsamkeit, und damit protzen sie des Nachts in einer so aufdringlichen Weise, daß man immer den Verdacht hat, sie wollten sich für ihre mangelnde Ernährung an ihren Herren rächen und durch heiseres Dauergeblaff ihnen die Nachtruhe gründlich versalzen. Jedenfalls gaben die Hunde von Mkeß ununterbrochen den Alarm, als ob in jedem Augenblick schleichende Meuchelmörder sich unserm Lager aus allen Richtungen näherten. Durch das schlafverscheuchende Gebell aus ihrer Verdauungsruhe aufgescheucht, mischten sich alsbald auch die Maultiere in das Konzert, und diese braven Tiere können auch etwas ganz Erkleckliches leisten an herzerweichenden Tönen und überraschenden Tonkunststücken, wenn die Ruhe der Nacht ihnen dazu Zeit läßt. Als ob sie sich ihrer schmachvollen Abstammung bewußt wären, suchen sie bald das Wiehern des mutigen Hengstes, bald das klägliche Schreien ihres braven

Eselvaters nachzuahmen. Ihre Stärke aber liegt in einem ganz merkwürdigen Schluchzen, so überwältigend traurig, so aus allertiefster Seele kommend, daß einem ganz angst und bange werden kann, wenn man diese sonderbarsten aller tierischen Laute zum ersten Male hört. Es ist wie das wortlose Schluchzen eines Kindes, das sich seine kleine Seele ausweinen will und nun am Ende seiner Tränenvorräte und seiner Heulkräfte angekommen ist und nur noch mit Seufzen einstimmen kann. Dann lösen sich schließlich seine letzten Anstrengungen auf in krampfhafte Erschütterungen des Zwerchfells, und die überraschendsten und unglaublichsten Töne kommen dabei zum Vorschein, die, außerhalb des Zusammenhangs betrachtet, ebensogut Äußerungen höchster Freude und tollster Ausgelassenheit wie hoffnungslosesten Weltschmerzes sein könnten. So schreien, stöhnen, wiehern, schluchzen mit herzbrechender Leidenschaft die armen Maultiere, die tagsüber auf der Landstraße jedem Christenmenschen ein leuchtendes Beispiel geben könnten von Geduld und Demut und schweigendem Ertragen unverschuldeter Widerwärtigkeiten. Ihnen gab nur nachts ein Gott zu sagen, was sie leiden, und nachts holen sie es mit verdoppeltem Klageeifer nach.

Entsteht einmal eine bald vorübergehende Pause in diesem nervenzerrüttenden Jammerwettstreit zwischen Hunden und Maultieren, dann tönt einem ganz dicht das „Kwiet, kwiet" eines geräuschlos vorüberfliegenden Käuzchens ins Ohr, und aus den nächsten Zelten klingt dann leise wie aus weiter, traumhafter Ferne der dünne Ton des Gimbris herüber, der rührenden zweisaitigen Zwerggitarre, auf der der Maure seinen näselnden Singsang begleitet. Auch meine Leute höre ich singen und die Saiten zupfen. Schon will ich von meinem Lager auf-

springen und Ruhe gebieten, um endlich Schlaf zu finden. Da merke ich, daß sie Lieder singen zum Preise von Fes, von Faß el Mahrussia, der einzigen Stadt, die die Engel beschützen. Die armen Teufel von Maultiertreibern tun ja ganz recht daran, wenn sie nicht schlafen und sich die Nacht um die Ohren schlagen. Für sie ist es schließlich doch auch kein kleines Ereignis, wenn sie nach wochenlanger Wanderung endlich das große Ziel erreichen, Fes, die stolze Hochburg ihres Glaubens, das hochgepriesene Paradies ihres geliebten Maurenlandes. Und so bin auch ich's ganz zufrieden, diese letzte Reisenacht der Vorfreude auf das Ende meines langen Rittes zu opfern und in meinem Zelt meinen Gedanken nachzuhängen. Viel bleibt von der angebrochenen Nacht doch nicht mehr übrig, denn kaum läßt das erste Morgengrauen draußen die ersten Umrisse von Hütten, Zelten und Tieren unterscheiden, da erhebt sich zu dem Bellen der Hunde und dem Schluchzen der Maultiere noch ein neuer Lärm, furchtbarer und unheimlicher als alles, was ich bis dahin in dieser geruhsamen Nacht zu hören bekommen habe. Natürlich sind meine Freunde, die Kamele, wieder die Störenfriede.

Beim allerersten Dämmerschein des neuen Tages haben sich ihre Peiniger, die Packknechte und Treiber, schon erhoben, um ihnen die verhaßten Lasten wieder aufzuladen. Und dagegen suchen sich die in ihrer Nachtruhe so arg beschnittenen Tiere voller Entrüstung zu wehren. Sie stoßen ein ganz entsetzliches, kurzes, tolles, ächzendes Gestöhn aus, aus dem Zorn und ohnmächtige Wut widertönen. Im Arabischen gibt es für diesen halb fauchenden, halb brummenden Ton der Kamele ein besonderes Wort, wie ja das arabische Wörterbuch hunderterlei Bezeichnungen aufweist für alle nur irgend denkbaren Begriffe,

die auf das Kamel Bezug haben. Ich erinnerte mich, dieses Wort Ghetit einmal in einem ganz andern, aber höchst bezeichnenden Zusammenhang gesehen zu haben. In einem Gedicht des alten Beduinenfürsten Amrulkais wird es einmal von einem Menschen gebraucht, der der Unehre seiner eigenen Gattin zusehen muß und ihr doch nicht wehren kann. Da singt denn der freche Verführer und Dichter, „ohnmächtig vor röchelnder Wut ächzt der betrogene Gatte wie ein Kamel, dem man beim Aufladen den Hals zuschnürt", und wirklich, da ist das Wort Ghetit am Platz, es klingt, als wenn dem Tiere die Stimme versagt im Übermaß seiner Wut, und anstatt entrüsteten Aufschreis nichts aus der Kehle komme als ein tonloses unheimliches Röcheln. Und Amrulkais, der wilde Krieger, fahrende Schüler, Weiberjäger und Königssohn scheint in seinem tollen Leben das „Ghetit" bei den Reisekamelen seiner Karawane wie bei den Opfern seiner Verführungskünste kennen gelernt zu haben. Er ist unter den vorislamischen Dichtern des heidnischen Arabiens die fesselndste Erscheinung, und abenteuerlich und toll, unbändig und hochgemut wie seine Gedichte ist ihm sein Leben verlaufen. Von seinem Vater, dem Könige Hudschr el Kindi, wegen seines ausschweifenden Lebenswandels verstoßen, tobt er in der Welt umher, Ruhm und Erregung, Gefahren und Genuß suchend. Der Ruf seiner unerschrockenen Tapferkeit dringt bis zum damaligen Herrn der Welt, dem oströmischen Kaiser Justinian von Byzanz. Der lädt ihn an seinen Hof, überschüttet ihn mit Ehren und Reichtümern und vertraut ihm schließlich den Oberbefehl über Palästina an. Aber nach der Abreise seines Günstlings auf den Schauplatz seiner neuen Tätigkeit zeigt sich, welch eine Schlange er an seinem vertrauenden

Kaiserbusen genährt hatte. Amrulkais hatte ein Liebesverhältnis mit Justinians eigener Tochter angebändelt, das, um in der Sprache unsrer stereotypen Vermischten und Polizeinachrichten zu reden, „nicht ohne Folgen“ blieb. Wutentbrannt schickt der beleidigte Kaiser, selber trotz Christentums ein echter Orientale, seinem neuen Befehlshaber von Palästina ein prachtvolles Ehrenkleid mit huldvollem Handschreiben. „Nimm als geringes Zeichen meiner kaiserlichen Dankbarkeit für deine Dienste und Taten dies Gewand aus kostbarstem persischen Goldbrokat, lege es sofort an und schreibe mir Tag für Tag, wie es dir darin behagt.“ Stolz und eitel wie ein Kind auf diese nachträgliche Ehrung, legt Amrulkais nichtsahnend das Danaergeschenk an. Es war vergiftet, wie noch heute in dunkeln Händeln an Höfen indischer Fürsten vergiftete Ehrenkleider eine große Rolle spielen. Der allzu vertrauensselige Araber merkt zu spät, was ihm geschehen. Tausend ekle Geschwüre brechen an seinem Leibe aus und vernichten seine strahlende Schönheit. Elend, wie ein verstoßener, räudiger Hund stirbt er in Angora. Des Kaisers verlassenes Töchterlein aber weint sich nach dem schönen stolzen Fremdling die Äuglein wund.

Nur das unheimliche, haßerfüllte Ächzen der gequälten Kamele hatte die Erinnerung an den Beduinenfürsten und Sänger arabischer Bohème geweckt. Sonst war an diesem Tagesanbruch im maurischen Karawanenhof nichts, was an die sonnendurchleuchteten Lieder des arabischen Königssohnes erinnert hätte. Anstatt glühender greller Sonne in dünner trockner Wüstenluft, hatten wir schweres graues Gewölk tief auf uns herabhängend. Wallender Nebel hing an den üppig grünen Hängen des heiligen Berges Serhun, auf dessen Nordosthang unser Lager stand.

Mein Höhenaneroid zeigte noch eine Meereshöhe von 440 m, aber reichlich 200 m höher ragte zu unserer Rechten das malerische Felsennest der Beni Aamar mit seinen weißschimmernden Häuserblöcken aus den Ölwäldern hervor, eines der von eingewanderten Rifberbern gegründeten Bergheiligtümer, wo heute an Stelle alter heidnisch berberischer Waldgötter der Prophet verehrt wird oder irgend ein örtlicher Schutzheiliger, über dessen Andenken die trotzige Bevölkerung noch eifersüchtiger wacht als über Allah und Mohammed selbst. Der ganze Gebirgsstock des Serhuns wimmelt von solchen heiligen Stätten, unter denen natürlich die allerheiligste ist das Grab von Mulai Idriß dem ältern, dem Ururenkel Fatimas, der Lieblingstochter des Propheten, dem Ahnherrn und Schutzheiligen des Scherifenreiches und seiner Sultane. Keinem Europäer ist es noch gelungen, dies ängstlich vor Christenbesudlung gehütete Kleinod der maurischen Muselmänner zu besuchen. Selbst dem sonst in der Erforschung unzugänglicher Berberlandschaften so erfolgreichen Marquis de Segonzac ist sein Versuch vom 12. Mai 1901 mißlungen. Nur als waschechter Moslim könnte man es wagen, sich hier einzuschmuggeln und am Grabe des größten Heiligen Marokkos heuchlerische Gebete zu verrichten.

Wie Ausstrahlungen aufgespeicherter, geheimnisvoller Kraft ziehen sich lange Reihen von geweihten Stätten von Serhun hinunter ins flachere Land, die ganze Gegend zwischen dem scharf abgegrenzten Bergstock und der Hauptstadt mit Gräbern und Schreinen bedeckend. Ich zählte an der Nordostseite, an der ich auf halber Höhe entlanggezogen war, nicht weniger als elf tiefeingeschnittene, kurz verlaufende Täler, von denen jedes einzelne seine be-

sondere geweihte Bedeutung zu haben schien. Kurz ehe ich, nach meinem Aufbruch aus der Nsala Mkeß, die große von Meknaß (Mekines) nach Fes führende Straße erreichte, kam ich am Austritt eines von Serhun kommenden Bachs an die Kubba der heiligen Frau Aischa, deren Andenken heute noch hoch in Ehren steht als das einer wundermilden frommen Frau. Zwar hat sie den Ruf der Heiligkeit erlangt durch einen Lebenswandel, der nicht immer und überall zum Heiligenschein verhilft: jedem Reisenden, der ihres Weges kam und an ihrer Hütte vorbeizog nach Fes, bot sie ihre Liebe und erwarb sich damit in den Augen der Schriftgelehrten zunächst den Ruf einer Stillverrückten, der in mohammedanischen Ländern schon die sicherste Vorstufe zur Heiligsprechung ist. In ganz Nordafrika finden sich von den Syrten bis zum Atlantischen Ozean die Überlieferungen solcher Heiligen, die mit dem Pfunde ihrer Körperschönheit gewuchert haben zur größern Ehre Gottes und nach dem Grundsatz „Seid umschlungen, Millionen!" Nächstenliebe auf ihre Art geübt haben. Heute aber geht kein Gläubiger auf seiner Pilgerfahrt am Grabe der Lalla Aischa vorüber, ohne nicht einen Stein vom Wege aufzuheben und zu ihrem Gedächtnis vor ihrem Schreine niederzulegen. An vielen Dutzenden solcher Stätten mohammedanisch verbrämter Fetischverehrung führte uns der Weg vorbei. Es waren die einzigen Merkzeichen der Straße, die immer breiter und öder wurde, je mehr wir uns Fes näherten.

Mit den blumenbedeckten Halden, die unsern Weg durch die Landschaften Gharb und Dschebala wie einen Siegeszug durch das Reich des Frühlings gestaltet hatten, mit den Wäldern von Ölbäumen und Feigen, den Hainen von Orangen und den von rauher Opuntienhecke einge-

faßten Weingärten, die den Serhun zu einem so hübschen Eckpfeiler des maurischen Kernlandes gemacht hatten, war es nun vorbei. Kahl, rotbraun und einförmig lag das Land vor uns, in schwachen Wellen und Stufen gemächlich abfallend zu der tiefen, fruchtbaren Ebene, in deren Falten sich die Hauptstadt versteckt hat. Wie zu einer breiten wirklichen Straße haben sich hier die zahlreichen, schmalen Saumpfade und Karawanenspuren vereint, und in breitem ununterbrochenen Zuge ziehen die nun von allen Seiten zu uns stoßenden Reisenden ihres Weges, auf Pferden, Eseln, Maultieren, begleitet von langen Reihen schwerbeladener Kamele oder bescheiden ihre Habe auf einem einzigen geduldigen Grautierchen mitführend. Es herrscht ein solches Getümmel auf dem Wege, ein so prächtiges Durcheinander von Menschen und Tieren, eine solche Fülle von malerischen Gestalten und Aufzügen, daß man den Eindruck nicht los wird, es müsse etwas Besonderes im Gange sein, ein großes Fest oder sonst ein außergewöhnliches Ereignis, als ob etwa der Herr des Landes eine allgemeine Volkszählung ausgeschrieben hätte und alles zur Hauptstadt zöge, auf daß sie sich schätzen ließen. Und doch ist diese Völkerwanderung, die sich so plötzlich durch den Zusammenschluß aller zur Hauptstadt führenden Straßenrichtungen entwickelt hat, wohl nur das gewöhnliche Bild des Alltags. Die Leichen und Gerippe gefallener Tiere, die in allen Stufen der Auflösung den Weg zu beiden Seiten einsäumen, sprechen deutlich genug für den Umfang des Verkehrs, der hier allerzeiten herrscht. Wie manches armselige Packtier mag hier, kurz vor dem rettenden Port, seiner Bürde erlegen sein, wie mancher dreiste Überfall frecher, wohlberittener und bewaffneter Straßenräuber mag den Hoffnungen des heimkehrenden

Händlers noch in letzter Stunde ein jähes Ende bereitet haben. An einer Stelle zählte ich nicht weniger als zehn Kamelgerippe, dicht nebeneinanderliegend, als ob sie mit einer einzigen Salve niedergestreckt worden wären.

Aber trotz verwesender Tierleichen und bleichender Gerippe, die in immer zunehmenden Mengen die Straße bedecken, ist die Stimmung frei und fröhlich. Selbst die Tiere scheinen lebhafter und leichter dem aufmunternden Zuruf zu gehorchen, auch sie wittern das Ende der Reise und auch in ihren dumpfen Hirnen mag die eine und einzige Vorstellung walten, die uns alle beseelt: Fes! Erwartung und Ungeduld wachsen, und die letzten Meilen werden zur Qual. Man galoppiert voraus, um zu sehen, ob noch immer nichts sichtbar wird von der schimmernden Märchenstadt, kehrt wieder zurück zu seinen Packtieren, ihren gleichmäßigen braven Reiseschritt zu beflügeln durch ungeduldigen Befehl, und dann wieder weit voraus allen andern in zappeliger Unrast. Endlich, endlich, in der letzten Vormittagsstunde: dicke, braungraue, niedrige Stadtmauern mit breiten, niedern Toren, weiße Häuserblöcke in langer, einförmiger Ausdehnung, und darüber emporragend einige Minarette und ein paar Pappeln und Dattelpalmen. Aber alles flach und gedrückt, wenig aus der Ebene aufsteigend, nichts Beherrschendes, Königliches, Hauptstädtisches. Der Dolmetscher sucht meine Enttäuschung zu trösten: es ist nur der neue, unbedeutendere Teil von Fes, der uns von Westen Kommenden allein sichtbar wird, die wirkliche Stadt, die Medina, mit dem altberühmten Heiligtum von Mulai Idriß und der mächtigen Kairwin-Moschee, liegt tief dahinter verborgen und ist von hier aus nicht zu sehen. Das trübe, regenschwere Wetter tut mit seiner sonnenlosen Farblosigkeit und seinem



Ansich



Lagerplatz des



Fes.



ansheeres in Fes.

nüchternen Grau das übrige, mir das bewegtere buntere Traumbild zu zerstören, das mir unterwegs in den langen Stunden der Einsamkeit vorgeschwebt hatte. Und so ist es doch ein recht deutliches Gefühl der Enttäuschung, womit ich am Mittage meines zweiundzwanzigsten Reisetages durch das westlichste Stadttor, Bab es Ssegma, in die heilige Hauptstadt des Scherifen von Marokko einreite.

In der heiligen Stadt Wasan.

Vom Scherifentum und der Heiligenverehrung in Marokko.

I.

Heldeneigenschaften nach Carlyle und maurische Heilige. — Spuren uralter Vielgötterei und Fetischanbetung im maurischen Islam. — Wie in Marokko Stammbäume gemacht werden. — Ursprung des heutigen Herrscherhauses. — Mulai Idriß, der volkstümlichste Name im Land, seit einem Jahrtausend.

Thomas Carlyle sagt in seinen berühmten Vorlesungen On Heroes, Hero Worship and the Heroic in History, die Grundbedingung für jede Menschengröße sei die Ehrlichkeit, nur ein Mensch, der mit dem großen Kinderherzen des Genies, mit dem hellen Auge des Sehers auch die unbedingte Ehrlichkeit des Willens verbinde, könne aus seiner Umgebung herausleuchten als Führer, als Erzieher, könne seinem Volke und darüber hinaus der ganzen Welt das werden, was er kurz einen Helden nennt. Nur solchem Manne, der es mit dem Leben und seiner eigenen Lebensaufgabe im besondern bitter ernst nehme, könne ein Volk folgen und nacheifern und treu bleiben. Deshalb meint er auch, dem Propheten Mohammed eine Ehrenrettung angedeihen lassen zu müssen, den man damals

noch gern als den frechen gewissenlosen Betrüger hinzustellen liebte. Ein Mann, der nicht im tiefsten Grunde seines Herzens von seiner Sendung überzeugt gewesen, hätte nicht ein Haus aufrichten können, das heute nach tausendjährigem Bestande noch 240 Millionen Menschen ein sicheres Obdach gewähre. Und überzeugt, die große Ehrlichkeit, die den Helden macht, auch bei Mohammed zu finden, hat er dem arabischen Religionsstifter einen Platz angewiesen zwischen seinen Helden, zwischen Cromwell und Napoleon, Luther und Knox, Burns und Goethe.

Wenn Carlyle die Art von Hero worship gekannt hätte, die in Marokko geübt wird, hätte er wohl seinen Satz von der Ehrlichkeit etwas umformen müssen. Denn in Marokko sehen wir, daß ein ganzes Volk blind und ergeben Führern folgt, denen die Carlyleschen Heldeneigenschaften gänzlich abgehen, Männern, die nicht nur falsche Propheten im volkstümlichen Sinne, sondern geradezu bewußte Schwindler sind. Man braucht sich ja weder zeitlich noch örtlich allzuweit von unserer europäischen Geschichte zu entfernen, um Beispiele dafür zu finden, daß die Menge mit Vorliebe sich leiten läßt von Führern, die weder vor dem Forum des prüfenden Verstandes noch vor ihrem eigenen Gewissen ihre Prophetenrolle rechtfertigen können. Daß aber ein ganzes Land nicht nur zeitweilig, sondern, soweit uns bekannt, im Laufe seiner ganzen Geschichte am Gängelbande geführt wird von einer Schar von Männern, die keinerlei persönliche Eigenschaften zu ihrer Führerrolle mitbringen, wird immer eine geschichtliche Absonderlichkeit bleiben, die einen Ehrenplatz verdient im Raritätenkabinett der Geschichte menschlicher Verirrungen. Als Musterbeispiel eines solchen Landes stellt sich Marokko dar, das Land der Heiligen

und der Scherifen. Wie ein Zerrbild unserer christlich monarchischen Überlieferungen erscheinen uns die Zustände, die sich im kirchlichen und staatlichen Leben dieses überlebten Länderfossils entwickelt haben. Nicht Herrschertugenden noch Manneseigenschaften sichern hier den Vorrang, nicht geistige oder sittliche Überlegenheit sucht hier das Volk in seinen Führern. Herrschaft und Verehrung sind vielmehr gegründet auf zwei ausschließliche Bedingungen: Abstammung vom Propheten Mohammed oder berufsmäßiges Heiligentum. Das eine, bei den Scherifen ein Verdienst des Zufalls, das andere, bei den Marabuten eine Würde ohne Verdienst. Mag der Prophetensprößling körperlich und geistig verkommen sein, mag der Marabut ein Luderleben führen ohne Scham und Reue, sie sind dem Volke heilig und selbst der staatlichen Rechtspflege unantastbar. Und all das in einem Lande des Islams, einer durch und durch demokratischen Religion, und noch dazu in dem Lande, das für den treuesten Hort dieser Religion gelten will!

Schon bei andern Gelegenheiten ist hier bemerkt worden, daß zur Erklärung der auffälligen Widersprüche, die Marokko als völkerkundliches wie als religionswissenschaftliches Rätsel bietet, die Berbern zu Hilfe gerufen werden müssen. So auch wohl in diesem Falle der grenzenlosesten Heiligenverehrung, des blödesten Personenkults, der diesen westlichsten Vorposten der mohammedanischen Welt von allen andern koranbeherrschten Gebieten auszeichnet. Wirklich scheint hier der Islam mehr als irgend anderswo sich auf das vorgefundene Vorhandene gestützt zu haben, um sich den Weg zum Herzen der neu zu bekehrenden Völker zu bahnen. Weder Karthager noch Römer, von spätern schwächern Eroberern gar nicht zu

reden, haben es vermocht, den Trotz der freiheitsliebenden berberischen Naturburschen dauernd zu brechen. Aber die mohammedanischen Araber haben es doch fertiggebracht, ihnen ihre Religion aufzuzwingen und damit wenigstens äußerlich dem ganzen Lande einen Stempel der Gleichartigkeit aufzudrücken, ohne den auch das staatliche Gebilde des Scherifenreiches unmöglich gewesen wäre. Und daß ihnen diese große äußere Umformung gelungen ist, wird nicht zum geringsten Teil an dem gleichgültigen Wohlwollen gelegen haben, das sie dem wunderbaren Gemisch von Vielgötterei und Fetischdienst entgegenbrachten, worin sie die Berbern befangen fanden. Zwar hat ja Mohammed selbst schon im allerersten Anfang seines Prophetentums eine ähnliche berechnende Weitherzigkeit gezeigt, indem er das altheidnische Heiligtum der Araber, die von seinen Stammesgenossen, den Koreisch, behütete Kaaba zwar von den hölzernen und wächsernen Götzenbildern säuberte, sie aber doch zum äußerlichen Mittel- und Ausgangspunkt seiner neuen Religion machte, zur Kibla, wohin jeder Gläubige einmal im Leben eine Pilgerfahrt versuchen soll, wohin er täglich fünfmal bei den vorgeschriebenen Gebeten sich mit Antlitz und Gedanken wenden muß. Und auch sonst lassen sich mancherlei Spuren in der islamischen Welt aufstöbern, wo der sonst geübten starren Unbeugsamkeit die denkbar lässigste Nachsicht gegenübersteht. So berichtet Graf Landberg in seinen arabischen Studien, daß man selbst im alten Ursprungsland des Islams die ungebildeten Stämme ruhig in ihrem unwissenden und gottlosen Aberglauben gewähren lasse, der zuweilen, trotz der Nähe von Mekka und Medina, die albernsten Formen annehme wie bei den Ba Kassim in Hadhramaut, die glauben, Allah sei mit Mirjam (Maria)

verheiratet und Mohammed sei der Sprößling dieser göttlich-menschlichen Ehe.

Noch weit mehr Nachsicht aber hat man den Berbern gegenüber walten lassen, die sozusagen mit dem ganzen Sack und Pack ihrer altheidnischen Vielgötterei und Naturanbetung in das neue Haus des Islams umgezogen sind, ohne sich so bald und völlig in die neue Umgebung einleben zu können. Schon Procopius von Cäsarea, der gegen Ende des fünften Jahrhunderts sein Buch De Bello Vandalico auf Grund der Erfahrungen schrieb, die er als Leibchronist Belisars an Ort und Stelle im Felde gesammelt hatte, berichtet von dem Fetischdienst der Berbern und der Heiligenverehrung, die diese damals noch fast rein germanischen Völker einzelnen Männern und selbst Frauen zuteil werden ließen. Und heute wie damals ist das Berbernland übersät mit Heiligtümern, mit Grabdenkmälern, Schreinen und geweihten Stätten aller Art, die von prächtigen Kuppelgebäuden bis zum einfachsten Steinhaufen unter einem alten Ölbaume die ganze Stufenleiter durchlaufen von den Uranfängen der Waldgötterverehrung bis zu reich ausgestatteten Kirchenschulen und Priesterstiften. Jede Landschaft, jeder Stamm, jedes Dorf, alles hat seinen eigenen besondern Schutzheiligen, dessen Namen jeder zu jeder Zeit im Munde führt, dessen Grab das einzige Bauwerk zu sein pflegt, auf dessen sorgfältige Erhaltung Wert gelegt und Mittel verwendet werden. Jedem Reisenden sind die stets frisch getünchten Kuppeldächer der Heiligengräber, die zu Tausenden über Marokko verstreut sind, hochwillkommene Landmarken, die einzigen zuverlässigen Stützpunkte für seine Wegaufnahme in diesem straßenlosen, denkmalarmen Lande.

Daß bei einer so ins Unübersehbare gesteigerten

Heiligenwirtschaft auch der wirkliche Herrscher des Landes ein Heiliger sein muß, versteht sich von selbst. Und wirklich sind zu allen Zeiten diejenigen maurischen Fürstenhäuser die volkstümlichsten und mächtigsten gewesen, die sich neben der kriegerischen Macht auch auf kirchliche Weihe stützen konnten, die entweder enge Beziehungen zu schon vorhandenen Landesheiligen aufweisen oder ihren eignen Ruf als Heilige durch besondere Frömmigkeit und Wundertätigkeit begründen konnten. So die Almorawiden (el Murâbtin) und die Almohaden (el Muwahhaidn), die beiden großen Sultanshäuser, unter deren Herrschaft das Land im Mittelalter seine größte Machtentfaltung erreichte. So auch das heute herrschende Haus der Filali (seit 1649), das sich unmittelbarer Verwandtschaft mit dem Propheten rühmt. Der Ursprung ihres Anspruchs auf den Thron von Marokko ist so bezeichnend für die Auffassung, die die Mauren von der Bedeutung ihrer Heiligen haben, daß er kurz wiederholt zu werden verdient. Etwa zu Anfang des 14. Jahrhunderts hatten fromme Pilger aus der dattelberühmten Oase Tafilelt, am Südabhange des Atlas, am Rande der großen Wüste gelegen, den Gedanken, nach dem Grundsatz „Schmücke dein Heim!" sich einen echten arabischen Heiligen von der Quelle mitzubringen, damit seine mit den Töchtern ihres Landes zu zeugende Nachkommenschaft ihren Ruhm vermehre. Sie fanden in Jambu en Nachl, dem Hafen für Medina, einen braven Mann namens Hassen bin Kassim, der zu den Nachkommen von Abu Taleb gehörte, denen Mohammed jenen Bezirk am Roten Meer als Lehnsgut überwiesen hatte. Abu Taleb war zwar bloß der Vater von des Propheten Schwiegersohn Ali gewesen, aber doch immerhin beinahe verwandt mit dem Abgesandten Allahs.

Für den äußersten Westen Afrikas war diese Beziehung völlig ausreichend als Ruhmestitel, Hassen wurde in Tafilelt mit großen Ehren aufgenommen, die Töchter des Landes scharten sich um ihn, und seine Nachkommenschaft mehrte sich wie der Sand am Meere, so daß heute, wie Walter Harris, der letzte europäische Besucher der Oase erzählt, so ziemlich jeder Filali (Bewohner von Tafilelt) heiliger Abstammung ist. Schon im 17. Jahrhundert war ihr Ruhm so weit verbreitet, daß die nördlichen Mauren eines schönen Tages, als unter den Sultanen und Erbprinzen der Ssaadi, ihres seit 1524 herrschenden Königshauses, die üblichen Bruderfehden mit Mord und Totschlag und Vergiftung kein Ende nehmen wollten, kurz entschlossen einen dieser Filaliheiligen aus der Wüste baten, zu ihnen zu kommen und ihr Herr zu werden. So erzählt der Verfasser der alten arabischen Chronik „Gaumenkitzelnde Ergetzung", die vor einigen Jahren von der Pariser École des langues orientales vivantes ausgegraben worden ist. Der fromme Filali kam auf diese Weise sehr leicht zu einem Königtum. Er kam nach Fes, sah und siegte, und als sein vierzehnter Nachfolger sitzt heute Mulai Abd ul Asis auf dem noch immer etwas wackligen Thron der maurischen Scherifen, weil sein Urahne beinahe mit dem Propheten verwandt gewesen wäre.

Wenn schon so fadenscheinige Stammbaumherrlichkeit wie die der Filali im Lande der Scherifen königliche und göttliche Ehren einbringt, wird es nicht wundernehmen, daß wirkliche Verwandtschaft mit dem Propheten eine über alles Maß hinausgehende Verherrlichung sichert. Und auch an solchen echten Nachkommen Mohammeds ist hier kein Mangel. Bekanntlich ist ja die Begründung

Marokkos als eines selbständigen mohammedanischen Reiches das Werk eines wirklichen Prophetensprößlings gewesen, der aber, wie eben jeder richtige Prophet, in seinem Vaterlande nichts galt und deshalb sich ans Ende der Welt flüchtete, wo er noch unverdorbene Menschen zu finden hoffen konnte, die an sein Übermenschentum glauben würden. Dieser Mann war Idriß, der zu Zeiten Karls des Großen ein mächtiges Reich im äußersten Westen (el Maghreb el Aksa) gründete, der Marokkos größter Herrscher und größter Heiliger wurde, dessen Name noch heute wohl das am häufigsten ausgesprochene Wort im Lande ist. Wir haben in unserer europäischen Geschichte keinen Namen, der den Vergleich aushielte mit der Volkstümlichkeit, dessen sich Mulai Idriß seit einem Jahrtausend in Marokko erfreut. Bei uns sind die Namen unserer größten Helden doch nur in andrer Weise lebendig. Hermann der Cherusker, Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Luther, Friedrich der Große, Goethe, Bismarck, sie leben ja auch unauslöschlich im Volksbewußtsein und werden selbst das Leben unseres Volks überdauern. Aber keiner unter ihnen beherrscht so ausschließlich Gedanken und Rede des Volks wie Idriß bei den Marokkanern. Selbst die unzähligen „Ei Herrchäses“, womit der Sachse, die „Jessas, Maria und Joseph“, womit der süddeutsche Katholik unbedacht und unbewußt die Gottheit bei den gleichgültigsten Dingen anzurufen pflegt, müssen weichen vor den unendlichen „ja mulai Idrîs“, womit der Marokkaner und der Feser im besondern den Heiligen anruft, der ihm höher steht als alle übrigen seiner Schutzherren, ja höher sogar als Allah und der Prophet. Nichts beweist diese Ungeheuerlichkeit schlagender als die Tatsache, daß nicht die Moscheen, die einfach Gott geweiht, wohl

aber die Gräber der beiden Idriß, Vater und Sohn, Zufluchtsstätten geworden sind, die auch den schwersten Verbrecher vor Verfolgung und Bestrafung schützen. Da vermag eben der Name Idriß mehr als Allah selbst und sein Prophet. Er ist das Allerheiligste des Landes, ein Kleinod, das im Volksbewußtsein weit über den Wert seines Ursprungs hinaus gewachsen ist.

Wenn wir unser eigenes heutiges Christentum ein wenig bis auf die Nieren prüfen, wenn wir an Lourdes und seine Quelle, an Trier und seinen heiligen Rock denken, dann schaudert es uns, auszumalen, was für Schauspiele wir zu sehen bekämen, wenn etwa wirkliche leibliche Nachkommen unseres Religionsstifters unter uns lebten. Die Beobachtung der Scherifenverehrung in Marokko gibt dafür merkwürdige Fingerzeige. Und gar die des Großscherifen, des unmittelbarsten Nachkommen Mohammeds, den die Welt des Islams kennt! Ihn in seiner Umgebung zu sehen versprach ein kulturgeschichtliches Erlebnis zu werden, das mir vom Anbeginn meiner Reise in Marokko als eine unendlich wertvolle Ausbeute vorgeschwebt hatte, die zu ermöglichen schon den Aufwand von etwas Mühe und Geduld wert schien.

II.

Wie die Nachkommen Mohammeds nach Marokko kamen und ein Königreich fanden. — Geschichte von Idriß und seinen Söhnen. — Frühere ausländische Besucher Wasans. — Gerhard Rohlfs. — Meine Ankunft vor der heiligen Stadt.

Idriß, der Stammvater des maurischen Scherifenreichs, konnte in Wirklichkeit einen ganz anders begründeten Anspruch auf Prophetenverwandtschaft erheben, als

es die heute herrschenden Filali tun können. Sein voller Name Idriß bin Abdullah bin El Hussein bin El Hussein bin Ali bin Abi Taleb läßt erkennen, daß er der Ururenkel Alis und Fatimas, der Lieblingstochter Mohammeds, war, in gerader Linie also nur durch fünf Geschlechter vom Propheten selbst getrennt war. Selbst als die Nachkommen des Stifters, mit Ausnahme Alis selbst, vom Kalifentum ausgeschlossen wurden, blieb die Familie für die Mohammedaner doch immer heilig. Indessen scheinen die Kalifen nicht immer die vorschriftsmäßige Gesinnung gegenüber diesen Prophetensprößlingen besessen zu haben, deren Selbstüberhebung damals schwerlich geringer als heute gewesen sein mag. Wie die alten arabischen Geschichtsschreiber erzählen, ließ der Kalif Abu Dschaafer el Manssur eines Tages einige Angehörige der heiligen Familie, die sich sträflich betrunken hatten, verhaften und wie ganz gewöhnliche andere Sterbliche, die sich straffällig gemacht, gefesselt durch die Straßen Medinas führen. Das war tödliche Schmach für die Nachkommen des Abgesandten Allahs. Sie erhoben sich, sammelten ihren ganzen Anhang im Lande und wollten den Schimpf rächen durch Vertreibung des gotteslästerlichen Kalifen. Ihr Führer Mohammed bin Abdullah schickte seine Brüder aus nach Persien, Syrien, Ägypten, Tunesien, um überall den Abfall predigen zu lassen von dem Statthalter in Medina, der es gewagt hatte, Mohammeds eigene Nachkommen wie gewöhnliche Menschen zu behandeln. Der Kalif Abu Dschaafar starb und vererbte seinem Nachfolger El Mehdi den Krieg gegen die empörte heilige Familie. Schließlich aber entschied eine blutige Schlacht endgültig zugunsten der Kalifen, für Arabien und die regelrechte Nachfolge waren damit die Aussichten der Pro-

phetensöhne für immer vernichtet. Die ins Ausland abgesandten Verwandten kamen um, zum Teil unter Mitwirkung des von Medina aus gesandten Giftbechers. Nur der jüngste Bruder des Rädelsführers entkam.

Das war Idriß. Ihm half der Oberpostmeister von Ägypten weiter, indem er ihm Pferdewechsel, Packtiere und sichere Geleitsmänner stellte. Das kostete dem Beamten zwar das Leben, Idriß aber gelangte sicher und unerkannt bis an die äußersten Grenzen des Erdteils. Im Jahre 788 kommt er in Tanger an, das schon seit achtzig Jahren den Kalifen untertan war. Aber hier, wo die harte, geldgierige Herrschaft der Abassidenstatthalter den arabischen Namen verhaßt gemacht hat, winken ihm keine Aussichten. Er zieht weiter, ins Innere, wo er erwartet, daß die wackern Berbern in ihren Bergen einen leibhaftigen Nachkommen des Propheten wie ein Wundertier anstaunen werden. Auf dem Serhun findet er in der Tat solche ehrliche Seelen. Dort in den Tälern dieses merkwürdigen kleinen Gebirges, das von alters her eine Stätte der Verehrung für größere und kleinere Götter und Helden gewesen zu sein scheint, bildet er sich seine Gemeinde. Dort läßt er sich von den Berbern zum Stammesführer, dann zum Gesamtoberhaupt wählen. Die Nachbarvölker bekriegt und bezwingt er, und nach und nach dehnt sich seine Herrschaft aus über die Gebiete, die noch heute das Kernland der Scherifenländer bilden.

Das ist der Anfang Marokkos als eigenen mohammedanischen Königreichs, zugleich der Anfang der Scherifen von Wasan. Schon im vierten Jahre nach seiner Ankunft unter den Berbern stirbt Idriß. Beunruhigt durch die raschen Erfolge des Flüchtlings und in ihm einen etwaigen Nebenbuhler fürchtend, läßt ihn Harun er Reschid, der

märchenberühmte Kalif von Bagdad, vergiften durch einen Abgesandten, der sich unter der Maske der Freundschaft am Hofe des neuen Fürsten einschleichen und erst, als niemand mehr den Fremdling beargwöhnt, das Gift reichen muß, das noch heute seine Rolle am Hofe der Scherifen nicht ausgespielt hat. Ein nachgeborner Sohn, von einer Berberin, wird Erbe: Idriß II., der als 14-jähriger, frühreifer Wunderknabe Fes gründet, in dessen schönster, wenn auch nicht ältester Moschee er begraben liegt. Aber schon unter dem dritten Nachfolger geht das unterdessen gewaltig vermehrte Reich in die Brüche. Der Enkel des ersten Idriß begeht den Fehler, seinen sieben Söhnen gleiche Erbansprüche zu gewähren. Das Land wird aufgeteilt und in diesem Zustand alsbald eine Beute der stets kampflustigen Berbern, die zwar den Namen Idriß als den ihres größten Heiligen bewahren und weiter verehren, als politischen Herrn aber doch einen aus eignem Stamme vorziehen. So verschwindet schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts die Nachkommenschaft des Propheten von der politischen Schaubühne Marokkos. Kleinere berberische Herrscherhäuser teilen sich unter fortwährenden Kriegen in den Besitz des Landes, bis im 11. Jahrhundert mit den Almorawiden die Reihe der großen Berberkönige beginnt, die in Marokko und Spanien die Blütezeit der maurischen Geschichte heraufführen.

Erst im 17. Jahrhundert machen die seitdem nur als fromme Kirchenfürsten lebenden Nachkommen von Idriß wieder von sich reden. Mulai Abdullah, im Volke als der „Scherif" an sich verehrt, taucht im Lande der berberischen Kabyle Beni Messara auf und gründet dort eine gelehrte Schule, eine hierzulande Sauija genannte Anstalt, die Schule und Priesterstift, Pilgerrasthaus und

Wallfahrtsheiligtum zugleich ist. Es ist sehr merkwürdig, wie wenig sich in den bisher zugänglichen Quellenwerken marokkanischer Geschichte über die Anfänge dieser heute für das Land außerordentlich wichtigen Stiftung finden läßt. Ein Gesandter König Georgs I. von England, der an den Hof des Sultans Ismail geschickt ward, um in die berüchtigte maurische Sklavenschaft geratene englische Seeleute loszukaufen, besuchte diesen ersten Scherif von Wasan. Von seinem Bericht gibt es auch eine gleichzeitige deutsche Übersetzung, die 1730 in Hamburg erschien unter dem Titel: „Allerneueste marokkanische Staatsveränderungen". Es geht daraus hervor, daß die heutige heilige Stadt Wasan damals noch nicht gegründet, jedenfalls nicht Sitz der Scherifen war.

Seit jenem ersten fremden Besuch sind nur wenige Europäer in Wasan gewesen. Uns Deutschen ist die Stadt und die Bedeutung ihres Kirchenfürsten zuerst eingehender bekannt geworden durch die merkwürdigen Erlebnisse unseres Landsmanns Gerhard Rohlfs, der als mittelloser Abenteurer und Unterhalt suchender angehender Arzt 1861 ins Land kam und ein ganzes Jahr lang als Leibarzt des Scherifen in Wasan gelebt hat. Später, als der Scherif Mulai Abd es Slam, eben jener Gönner von Rohlfs, eine Engländerin heiratete, die im Hause eines reichen Levantiners als Erzieherin in Tanger lebte, sind manche Landsleute der princesse de Ouazzan, wie sich alsbald das Kinderfräulein außer Dienst nannte, nach Wasan gekommen. So ein Arzt Watson, der über seinen Besuch ein eigenes Buch veröffentlicht hat, so Harris, der später Vertreter der „Times" in Fes und Tanger wurde. Auch ein Kölner, Frhr. Max v. Oppenheim, ist, wenn ich nicht irre, in Wasan gewesen. Der letzte Besucher und

Gast des Großscherifen war der Marquis de Segonzac, der seine große Reise in den mittlern Atlas im Sommer 1901 im Gefolge eines Mitgliedes der heiligen Familie unternahm und nur unter diesem Schutze mit Erfolg zu Ende führen konnte.

Ich hatte von meiner eigenen Absicht, die Stadt zu besuchen und womöglich den Großscherif zu sehen, an der Küste wohlweislich nichts verlauten lassen. Man würde mir doch nur abgeraten haben. Die Bevölkerung, im Schatten der heiligen Sauija großgeworden, gilt für besonders fremdenfeindlich. Christen dürfen nicht mehr in der Stadt wohnen, seit die englische princesse d'Ouazzan ihren Witwensitz dauernd in Tanger aufgeschlagen hat. Überdies ist das ganze Wasaner Land nicht dem Sultan untertan. Aller Grund und Boden befindet sich als Kirchengut (hier Habuß, im östlichen Islam Wakuf genannt) im erblichen Besitz der Scherifen, die auch von allen Abgaben an den Staat befreit und infolgedessen ohne Mühe die reichsten Leute Marokkos geworden sind und wohl auch die einzigen, denen noch kein habgieriger Sultan oder Statthalter das wohlgefüllte Schatzhaus erleichtert hat. Unter solchen Umständen ist das Verhältnis zwischen Sultan und Großscherifen meist nicht sehr freundschaftlich. Zwar kann der politische Herrscher des Landes, wenn er auch selbst als angeblicher Prophetensprößling zugleich geistiges Oberhaupt ist, nicht der Unterstützung der wirklichen Nachkommen Mohammeds entbehren. Aber der Großscherif von Wasan als heimlicher Papst des Landes und unermeßlich reicher Großgrundbesitzer braucht sich nicht einen Deut um den Sultan zu kümmern. Das erklärt alles. Infolgedessen sind die Mokhasni und die unter ihrem Schutze reisenden Fremdlinge, als zur Sippe

des Sultans gehörig, keine besonders willkommenen Gäste in Wasan. Da mir aber der englische Vertreter in El Ksar el Kbir, der seit langem mit der Scherifenfamilie befreundet ist, ein sehr freundschaftlich gehaltenes Empfehlungsschreiben an das Haupt des Hauses mitgegeben hatte, richtete ich von Ksar aus meinen Weg ohne weiteres nach Wasan, schickte meinen Schutzsoldaten mit dem Brief an den Großscherif voraus und kam schon am Nachmittage früh, wenige Stunden nach meinem Ausreiten von den Maßmuda, vor der heiligen Stadt an.

Mulai Abdullah esch Scherif, der Gründer der Sauija, hat offenbar denselben glücklichen Blick gehabt für landschaftliche Schönheit und wirtschaftliche Brauchbarkeit von Grundstücken, der so oft und in so manchen Ländern die geistlichen Herren unterstützt hat bei der Gründung ihrer Stifte und Klöster. Auf der Höhe eines äußerst üppig bewaldeten Gebirgszuges gelegen, der hier in einem halbmondförmigen Bogen (daher Pu Hallal — Vater des Halbmonds genannt) sich nach Norden zu gegen die Küstenlandschaft senkt, hat Wasan eine Lage, wie sie malerischer wenige Binnenstädte Marokkos aufweisen können. Die sanftgerundeten Höhenrücken sind bis zum Kamm bestanden mit Ölbäumen, die Hänge bedeckt mit Obstpflanzungen und dichtem Strauchwerk, und in den Talebenen dehnen sich weite Felder von Gerste und Weizen. Und von unten aus dem Tal, das auch noch eine Meereshöhe von etwa 300 m hat, klettert die Stadt, sich der halbkreisförmigen Ausbuchtung der Berge anschmiegend, empor und bedeckt bis zur halben Höhe die Hänge, die gerade nach Norden, der Stadtseite zu, ihren Steilabfall haben. So entsteht ein Bild, das die kleinen Bergnester in unsern oberdeutschen Voralpen ins Gedächtnis ruft,

die mit ihren Kirchlein und Kapellen an den Felsen kleben. Das Weiß der flachen, nach außen kahlen und verschlossenen Häuser, die glitzernden Kacheln der Moscheendächer und die ehrwürdig verwitterten Mosaiken der alten Sauija geben ein buntes Bild, das sich höchst reizvoll abhebt von dem gleichmäßig graugrünen Hintergrund der Ölwaldungen.









Erste Tage in Wasan.

I.

Lagerplatz auf dem Markte. — Ein kleiner Prophetensprößling. — Alter Adel von 35 Geschlechtern. — Was aus Mohammeds Nachkommen geworden ist. — Unheilvoller Einfluß des Negerbluts. — Wie Frankreich für seinen Schützling eintritt.

Nicht ganz so friedlich, wie dies Bergidyll im Waldesschatten an Bergeshöhen sich von außen anließ, schien es drinnen zuzugehen. Kaum war ich in die äußere Stadt eingezogen und mit meinen Tieren und Leuten auf dem großen freien Marktplatz am Nordrande der Stadt angekommen, als ich von dichten Menschenmengen umgeben war, die laut durcheinander redend und schreiend ihre Meinung über den seltenen Gast austauschten und erst wie vom bösen Gewissen getrieben auseinanderstoben, als mein Soldat in Begleitung eines Dieners vom Scherifen zurückkam, um mir einen Lagerplatz zu zeigen.

Die erste Enttäuschung, die mir mein Besuch in Wasan brachte, war die Verweigerung der Erlaubnis, die Stadt zu betreten. Der Großscherif war gerade nicht anwesend, mein Brief konnte also seine Wirkung nicht tun, und so mußte ich mich einstweilen den Weisungen eines stellvertretenden Beamten fügen und meine Zelte draußen vor der Stadt aufschlagen. Da es wiederum sehr heftig regnete, war mir die weitere Mitteilung, erst in zwei

Tagen würde seine Heiligkeit zurück und für mich zu sprechen sein, nicht weiter unangenehm, da das Leben auf der Straße bei dem herrschenden Regenwetter keineswegs ein großer Genuß war. Der Aufenthalt in der Stadt aber und die Bekanntschaft des Großscherifen schienen mir einen weitern Verzug von ein paar Tagen durchaus zu rechtfertigen.

Der Lagerplatz, der mir angewiesen wurde, lag im Norden vor der Stadt, am Rande des freien Wochenmarktes, der, wie in den meisten marokkanischen Städten, wegen des großen Andrangs der Landbevölkerung vor den Toren abgehalten zu werden pflegt. Eine Gerberei und eine Ziegelei taten ihr Möglichstes, den Platz, dessen Rand sie ausfüllten, mit ihren Düften und Schmutzereien zu verschönern. Dazu kam, daß meine Zelte auf dem weiten Platz offen und weithin sichtbar dastanden, so daß binnen wenigen Minuten, nachdem der letzte Zeltpflock eingeschlagen war, eine förmliche Völkerwanderung sich hinaus auf den Markt zu ergießen begann, die um mein Lager seßhaft wurde in mehreren konzentrischen Kreisen, wie die liebe Dorfjugend vor der Tierbude des Jahrmarkts. Den Wasanern schien der Nazarener und Römer auch nichts anderes zu sein als ein wildes Tier, das man durchaus gesehen haben muß, wenn man im Stadtklatsch mit Ehren bestehen will. Mit einer Geduld, die einer bessern Sache würdig war, spielten die Bürger der heiligen Stadt die Rolle des in stummes Entzücken versunkenen Zuschauers. Sie hatten sich auf den Boden niedergelassen und hielten dort stundenlang aus, trotz Feuchtigkeit und Gerbereigerüchen, und betrachteten in wortloser Neugier den Fremdling und sein rätselhaftes Gebaren. Meine Verrichtungen mit der Bussole, womit ich eine vorläufige



Stadtteil von Wasan, typische Berbern-Siedelung.

topographische Aufnahme machte, erregte allgemeines Schütteln des Kopfes, und auch das Ablesen von Thermometern und Aneroid schien als eitel Blendwerk der Hölle angesehen zu werden, womit der Christenhund am Ende die heilige Stadt verhexen wolle. Aber es blieb bei dieser schweigenden Neugier, nur dann und wann ging ein Zischeln und Tuscheln durch den Kreis, das sich aber jedesmal in laute Hohnrufe und spöttisches Gelächter verwandelte, sobald mein alter lahmer Schutzsoldat den Versuch machte, die Gaffer zu verscheuchen. Der wackere alte Krieger genoß eben in dieser Stadt der Scherifen ebensowenig Ansehen wie sein Herr, der Sultan, dessen Steuereinzieher hier mit ähnlichem Hallo verhöhnt und verjagt werden mögen. Gegen Abend wurden mir dann vom Hofe des Scherifen einige Wächter geschickt, die mit den üblichen alten Flinten und Stangen zur Bewachung meines Lagers kamen. Die machten mit den Neugierigen wenig Federlesens. Rechts und links schlugen sie mit ihren Knütteln hinein, alles stob kreischend auseinander, nur die Jüngsten und Schwächsten, die nicht rasch genug davonkamen, mußten in ihrer Unschuld für die Sünden der andern büßen.

Nur einer unter den Neugierigen wurde mit Höflichkeit behandelt. Das war ein junger, sehr schön in farbige Seide gehüllter Herr, der auf prächtigem Rappen über nicht weniger als acht buntseidenen Schabracken, die zu einem dicken Polster übereinandergelegt waren, thronte wie ein kleiner Infant auf den Gemälden von Velasquez. Läufer umgaben ihn von allen Seiten und hielten sich an Schweif und Saumzeug seines Pferdes mittrabend fest, während er in verlangsamtem Zockeltrab mein Zelt umkreiste und mehrmals mit schlecht verhehlter Neugier

wie zufällig gerade vorm Eingang hielt, um etwas hineinsehen zu können. Er hatte ein kluges, feines Gesicht mit den großen dunkeln Augen, die man so oft bei blutarmen Kindern trifft. Was ich nach der ehrfürchtigen Haltung der Leute schon vermutet hatte, bestätigten mir meine Erkundigungen: es war ein Mitglied der Scherifenfamilie, ein Neffe des jetzigen Oberhauptes. Ich hatte mir meine Notizen, die ich aus allen nur irgend denkbaren Quellen über die Nachkommen des Propheten in Marokko zusammengetragen hatte, zurechtgelegt und wieder durchgesehen, und nach den Mitteilungen, die ich mit Hilfe des Dolmetschers von den Wasanern erhielt, nach Möglichkeit ergänzt. Von dem Bilde, das ich mir danach von der heiligen Familie von Wasan hatte machen müssen, stach dieser jugendliche Vertreter augenscheinlich recht vorteilhaft ab. Denn seine Verwandten waren mir fast ausnahmslos als körperlich und geistig ziemlich verlotterte Menschen geschildert worden. Genauer kennt man zwar in Europa die Wasaner Nachkommen Mohammeds erst seit einem halben Jahrhundert, aber in der Zeit hat der Stammbaum mehr verdorrte als lebenskräftige Schößlinge getrieben.

Das heutige Oberhaupt des Hauses stellt das 35. Geschlecht nach Mohammed dar. Lückenlos kann er die lange Reihe seiner Vorfahren zurückverfolgen bis auf Idriß und Fatima es Sohra, die Tochter des Propheten. Und selbst wenn ein weniger großer Name an der Wurzel des alten Stammbaums stünde, die Wasaner Familie würde allein ihres Alters wegen Anspruch auf Bedeutung haben. Denn unter den regierenden und besitzenden alten Geschlechtern der Erde gibt es wohl außer etwa der japanischen Kaiserfamilie und den alten Dynasten von

Radschputana kaum welche, die auf eine mehr als tausendjährige verbürgte Geschichte zurückblicken können. Was allerdings im Laufe der Jahrhunderte aus der Prophetenfamilie geworden, ist weniger ein Ruhmestitel für die Nachkommen des größten Arabers. Zwar mag herzlich wenig Arabisches noch bei ihnen zu finden sein. Denn in Ländern, wo die Vielehe unumschränkt herrscht, wo beliebige, auf dem Markt gekaufte Sklavinnen in den Schoß der Familie aufgenommen und, wenn sie glücklich Mutter geworden, gleichberechtigte oder gar bevorzugte Ehegenossinnen werden, kann keine Rasse rein bestehen. Wie die Mauren überhaupt ein noch unerklärtes Gemisch aus arabischem, berberischem, jüdischem, spanischem und Negerblut darstellen, so auch die Scherifen von Wasan, die im Laufe der Geschlechter wohl auch alle Elemente in sich aufgenommen haben, die heute die buntgescheckte Bevölkerung ihres Landes zusammensetzen helfen. Wie in der Sultansfamilie selbst, überwiegt bei ihnen das Negerblut, das immer wieder durch Verbindung mit Sklavinnen aus dem Sudan aufgefrischt wird. Die ersten ehelichen Nachkommen pflegen zwar meist reiner Abstammung zu sein. Bei der gänzlichen Willkür des Erbrechts aber hat das keinen Einfluß auf die Entwicklung des Hauses. Denn nicht der älteste Sohn erbt die Würde als Familienoberhaupt der Prophetensöhne, sondern irgend ein Lieblingskind, dem der Vater die Gabe der Heiligung vermacht. Die maurischen Mohammedaner stellen sich nämlich vor, daß ihres Propheten Heiligkeit und Wunderkraft sich auf seine Nachkommen vererbe und wie ein Fluidum von ihnen segenbringend ausstrahle oder eigens von ihnen übertragen werden könne. Wer diese Gabe der Baraka, der Austeilung des Prophetensegens, besitzt, wird

als eigentlicher Träger des erlauchten Namens, als Großscherif von Marokko angesehen. Das ist der Mann, den schon Rohlfs den Papst der Mauren nannte, der gottähnliche Heilige, der unter allen Bekennern des Islams für den vornehmsten gelten will. Auch in Mekka gibt es zwar eine Scherifenfamilie, die sich der Abstammung von Mohammed rühmt. Aber obwohl ihrem jeweiligen Ältesten — der jetzige heißt Aun er Rafik — die Würde eines Emir el Hedschas, eines Fürsten des heiligen Landes von Mekka und Medina, beigelegt wird, und ihm allein der Ehrentitel Ssaijidina (unser Herr) zusteht nebst einem Einkommen von 1500 türkischen Pfunden den Monat (etwa 3 Millionen Mark jährlich), so scheint der Einfluß dieser heiligen Mekkaer Nebenbuhler auf den Osten beschränkt zu sein, wenn sie auch höchst wahrscheinlich viel echtere Araber sind als die vernegerten Prophetensprößlinge im äußersten Westen.

Das Negerblut scheint der Verderb der Wasaner Scherifen geworden zu sein, wie es das Unglück der Filali-Sultane ist, und auch in andern Ländern, wie Liberia, Haiti und San Domingo die Schuld trägt an dem unheilbaren Zwiespalt zwischen kindischer Großmannssucht und politischer Unfähigkeit. Die sittliche Haltlosigkeit, die kurzsichtige Genußsucht, die neben harmloser Dauerheiterkeit und göttlicher Faulheit die Kerneigenschaften des Negers sind, haben aus den Scherifen von Wasan eine Horde steuerloser Wüstlinge gemacht, die den ungeheuern Einfluß, den ihnen das dumme abergläubische Volk noch immer willig einräumt, noch nie zielbewußt in den Dienst einer großen Sache gestellt haben. Der Urgroßvater des jetzigen Großscherifen, der 1848 verstorbene Mulai el Arbi, war ein wüster Schlemmer vor dem Herrn, der

zu guter Letzt so unförmlich dick wurde, daß er sich weder zu Fuß noch im Sattel von der Stelle bewegen konnte. Er mußte sich stets einer ungeheuren Sänfte bedienen, die zwischen vier starken Maultieren schwebte. In diesem Gestühl hat er, stets von zwei kleinen Geschützen begleitet, ganz Nordafrika bereist vom Atlantischen Ozean zum Roten Meer. Er übertrug die Baraka einem jüngern Sohne, Abd es Sslâm, der zu großen Dingen berufen schien. Er war der Gönner von Gerhard Rohlfs, und wie er sich nicht scheute, diesen Fremden in seinem doch sehr durchsichtigen Renegatentum zum Leibarzt zu bestellen und ein ganzes Jahr lang bei sich in seinem engern Gefolge zu halten, so hatte er auch andere Ungläubige in seinen Diensten, wie unter andern den Spanier Joaquin Gatell, der später ein sehr wertvolles Buch über seine Beobachtungen in Südmarokko herausgab. Seine Vertrauten waren, wie Rohlfs erzählt, zwei Juden. Vor allem aber hatte er seine Freunde unter den Franzosen, die schon damals jene Politik begannen, die in diesen Tagen ihre Früchte zeitigen soll, die Gewinnung des stärksten Machtfaktors im Lande für französische Pläne! Frankreich ist die einzige europäische Macht, die eine zielbewußte Politik in Marokko eingeschlagen hat, und die einzige, die verstanden hat, wie das Land zu gewinnen und sicher zu beherrschen sei. Während die Engländer mit menschenfreundlichen Besserungsplänen an den Sultan herantraten, Steuerreformen und ähnlichen Umwälzungen, die nur ein außergewöhnlich starker Herrscher hätte durchführen können, während andere den hohen Herrn durch europäische Spielereien bei Laune zu halten suchten, haben die Franzosen seit einem halben Jahrhundert die Freundschaft der hohen Geistlichkeit gepflegt, sich der unbedingten

Ergebenheit der Wasaner Großscherifen versichert, durch Geld, Orden, Titel, Schutzverleihung und tausenderlei unablässige Gefälligkeiten sich diesen maurischen Papst verpflichtet und damit einen Vorsprung erreicht vor allen andern Nationen, den weder die diplomatischen Künste des einen, noch die kaufmännischen Anstrengungen des andern Nebenbuhlers einholen können.

Wenn Präsident Loubet bei seinem pomphaften Besuch in Algerien nach der prunkvollen Truppenschau von El Kreider vor versammelten französischen und algerischen Würdenträgern dem Scherifen von Wasan, dessen Gegenwart durch die französische Gesandtschaft in Tanger vermittelt war, das Kreuz der Ehrenlegion verleiht (10. April 1903), so ist das nur ein Zeichen dafür, daß die Politik, die Jules Ferry schon von Algerien aus einleitete, heute in eben dem Sinne fortgesetzt wird: die Ausdehnung erst des moralischen, dann des politischen Einflusses Frankreichs über ganz Nordafrika, wobei es für Marokko auf den Scherifen von Wasan ankommt, den eigentlichen Machthaber, dessen Einfluß weit über die politischen Grenzen Marokkos hinausreicht, und dem nichts am Sultan liegt, der nicht einmal in dem kleinen Streifen des Blâd el Machsen sein eigner Herr ist. Mit welcher Zähigkeit Frankreich für seinen Wasaner Freund eintritt, sei an dem Zwischenfall von 1884 gezeigt, der um ein Haar zu einem Kriege geführt hätte.

Ein marokkanischer Beamter hatte den Sohn des Scherifen wegen der Freundschaft der Familie mit den Franzosen einen Ungläubigen geschimpft. Der junge Mann, in seiner Prophetenabstammungswürde beleidigt, ließ den Spötter durch seine Leute ergreifen, ihm zweihundert Peitschenhiebe aufzählen und dann den Blutig-

geschlagenen so lange mit kochendem Wasser begießen, bis er tot war. Der französische Gesandte war mit dieser Rache seines beleidigten Freundes noch nicht zufrieden, er forderte weitere Strafen und Genugtuung von der marokkanischen Regierung. Ein Legationssekretär wurde nach Wasan geschickt zur gerichtlichen Untersuchung des Sachverhalts, und diesem jungen Diplomaten bewies der Scherif durch gedungene Zeugen, daß sein Opfer nicht an den Folgen der Prügel und des kochenden Wassers, sondern an Gift gestorben sei, das ihm seine eigenen Angehörigen beigebracht hätten. Der Sultan weigerte sich, weitere Genugtuung zu geben, da ja der Übeltäter tot sei. Die Franzosen drängten, beriefen ihren Gesandten ab, ließen die Flagge einziehen und sandten acht Kriegsschiffe an die Küste. Zum Überfluß wurde öffentlich bekannt gegeben, daß der Scherif von Wasan mit seiner ganzen Familie die Rechte eines Schutzgenossen der Republik genieße. Kurz, alles geschah, um der Welt zu zeigen, daß es Frankreich auch auf einen Krieg nicht ankäme, wenn es galt, den Nachkommen des Propheten zu schützen, der die Franzosen seiner Freundschaft würdigte. Und nach allem, was ich in Wasan über die persönlichen Beziehungen zwischen der Scherifenfamilie und den französischen und algerischen Machthabern erfahren habe, würde Frankreich heute ebenso für seinen Schützling eintreten.

II.

Das schwarze Schaf der heiligen Familie. — Eine Engländerin Gattin des Großscherifs. — Welke Blätter am Stammbaum. — Besichtigung der Stadt. — Die Juden in ihrem Ghetto. — Wahnsinnige Auswüchse der Heiligenanbetung.

Für gewöhnliche Sterbliche scheint nichts leichter, als einen mühsam begründeten guten Ruf durch ein paar

Dummheiten oder den Klatsch wohlwollender Mitmenschen wieder einzubüßen. Auch darin sind die marokkanischen Nachkommen des Propheten Ausnahmemenschen. Es scheint, als ob die Wunderkraft des göttlichen Funkens, der in Gestalt der Baraka von den Scherifen von Wasan ausstrahlt, unzerstörbar ist und selbst durch die gewaltsamsten und mutwilligsten Angriffe eher gestärkt als geschwächt wird in seinen Zauberwirkungen. Der letzte große Inhaber des Prophetensegens, Mulai Abd es Sslam, wenigstens schien es geradezu darauf angelegt zu haben, durch einen Lebenswandel, der allen altmodischen Gläubigen ein Greuel sein mußte, den Heiligenschein, der seinen runden Negerschädel in den Augen seiner maurischen Verehrer umstrahlte, zum Verblassen oder Erlöschen zu bringen. Aber es gelang ihm nicht, der Heiligenschein hielt alle Kraftproben aus, und unversehrt ging der große Sünder aus all seinen unmohammedanischen Betätigungen hervor.

Mehr und mehr lebte er in Tanger, der Stadt der Hunde (womit der Marokkaner natürlich die Christenhunde meint), einer in den Augen der Rechtgläubigen schon gar nicht mehr marokkanischen Stadt, und ließ sich sogar in europäischer Kleidung photographieren, ein doppeltes Verbrechen nach hiesigen Anschauungen, da der Koran bekanntlich die bildliche Darstellung lebender Wesen verbietet und nach maurischen Begriffen auch die Kleidung eine Art Glaubensartikel ist, an dem nicht gerüttelt werden darf. Ganz dreist trug er öffentlich die Pracht seiner französischen Generalsuniform zur Schau, brüstete sich mit Stern und Großkordon der Ehrenlegion und einer langen goldenen Trobbel am roten Tarbusch, den selbst der Sultan nur mit dem gewöhnlichen Seidenbüschel verziert, ging auf

die Wildschweinjagd wie ein Europäer, füllte seine Zimmer mit allerhand kostspieligem und überflüssigem Firlefanz aus christlichen Läden und Werkstätten, umgab sich mit Ungläubigen aller Länder und heiratete schließlich, um das Maß seiner Schreckenstaten voll zu machen, eine Ungläubige, eben jene schon erwähnte englische Erzieherin aus dem Hause des reichen amerikanischen Bürgers levantinischer Abstammung. Die Verwandten im Rate der heiligen Familie sahen zwar diese Ehe mit einer Christin nicht als gültig an, wie ja selbst in zivilisierten Ländern die Ehen zwischen Verschiedengläubigen von gewissen Leuten nur als Konkubinat angesehen werden. Der Scherif aber hatte es ehrlich gemeint und sich sogar verpflichtet, seiner christlichen Frau ein Schmerzensgeld von 20 000 Dollar zu zahlen, wenn er sich nach mohammedanischer Weise noch mit einer Nebenfrau verbinden sollte. Wie es heißt, hat Ihre Hoheit die Scherifa, Princesse d'Ouazzan, zweimal diese Entschädigung ausbezahlt bekommen. Dann aber mehrte sich die Zahl der Nebenfrauen so, daß diese Bedingung des Ehevertrags nicht mehr erfüllt und die alternde Frau mehr und mehr vernachlässigt und vergessen wurde. Aber selbst daß er die beiden Söhne, die er aus seiner englischen Ehe hatte, als echte Nachkommen und Scherifen anerkannte, vermochte ihn nicht in den Augen seiner getreuen Anbeter herabzusetzen. Was ein Scherif tut, ist eben immer wohlgetan. Und so erhob sich, als dieser sonderbare Heilige mit dem unheiligen Lebenswandel 1892 starb, im ganzen Lande und zumal in seiner getreuen Stadt Wasan ein solches Wehklagen, als ob ein ungeheures Unglück über das Land hereingebrochen wäre. Tagelang lagen die Männer weinend in den Straßen, tagelang wurden die

Dächer nicht leer von laut jammernden, händeringenden und sich selbst mißhandelnden Frauen.

An den Kindern aber wurden die Sünden dieses Vaters heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied. Fünf Söhne waren aus den verschiedenen Ehen Mulai Abd es Sslams hervorgegangen. Auf den Ältesten ging die Baraka über. Aber dieser Prophetensprößling, Mulai el Arbi, jetzt dem Namen nach das Haupt der Familie, ist halb irrsinnig infolge unmäßigen Genusses von Opium und Haschisch. Stumpfsinnig und schweigsam, ohne jede Teilnahme an seiner Umgebung, verbringt er seine Tage mit dem Ableiern seines Rosenkranzes. Eine Besonderheit seines wirren Krankenlebens ist seine Vorliebe für eine Leibwache aus vier Frauen, die ihn keinen Augenblick aus den Augen lassen. Bei seinen Ausritten müssen sie ihn zu Pferde begleiten und obwohl sie ganz maurisch und dicht verschleiert gekleidet sind, müssen sie auf englischen Herrensätteln reiten, als ob man in Wasan etwas von Amazonen hätte läuten hören, wie ja auch der vor einigen Jahren von den Engländern um seinen Thron gebrachte Häuptling von Benin sich eine starke Leibwache von berittenen Mädchen gehalten hatte.

Der zweite Sohn Abd es Sslams ist im Wahnsinn gestorben, der dritte lebt noch in einer Irrenanstalt bei Marseille. Der vierte und fünfte sind die Söhne der Engländerin. Sie haben eine ganz europäische Erziehung genossen, zum Teil auf französischen Gymnasien in Algerien, und leben ausschließlich in Tanger, dem Stammhause von Wasan schon ziemlich entfremdet. Als echte und noch voll anerkannte Prophetensprößlinge bleiben nur drei ganz junge Männer übrig, ein Sohn des Opium-

rauchers, Mulai Tajjeb, der voraussichtlich die förmliche Erbfolge in der Baraka antreten wird, und zwei Söhne des in völliger Umnachtung gestorbenen Mulai Mohammed bin Abd es Slam. Der ältere von beiden wird vom Marquis de Segonzac, der zweimal von ihm empfangen worden ist, als ein ziemlich unbedeutender dicker Junge geschildert. Der jüngere, Mulai Ali, gilt für die Seele des Hauses und die Triebfeder alles dessen, was heute noch im Namen der Scherifen von Wasan geschieht. Er gilt für den begabtesten unter den heute lebenden Heiligen und den einzigen, an dem die große Seuche (in Marokko bezeichnenderweise el merd el kbir, die große Krankheit genannt), die in der Scherifenfamilie heimisch ist, noch nicht ihr Zerstörungswerk begonnen hat. Er war derjenige, an den mein Empfehlungsbrief gerichtet war und in dessen Namen alle Verfügungen über meinen Aufenthalt getroffen wurden.

Hatte ich mich den Tag meiner Ankunft wie ein Gefangener in meinem Zelt oder davor auf dem Marktplatz aufhalten müssen, so wurde ich am folgenden Morgen von einem Boten überrascht, der sich mir im Namen des Scherifen als Führer durch die Stadt zur Verfügung stellte. Das war schon ein Erfolg, dessen ich mich freuen durfte. Denn nicht jedem der wenigen Fremden, die Wasan zu besuchen versucht haben, ist eine Besichtigung der Stadt gelungen. Der Professor Mouliéras, der im Auftrage des französischen Unterrichtsministers vor drei Jahren eine Studienreise nach Marokko unternahm, mußte auf Befehl seiner Gesandtschaft die heilige Stadt zu seinem großen Schmerz überhaupt von seinem Reiseweg streichen, da bei der Erbitterung der beschränkt frommen Bevölkerung gegen alle Gläubigen die Gefahr zu groß sei. Und

selbst der Marquis de Segonzac, der in Verkleidung reiste und viel Förderung von den Scherifen erfahren hat, mußte draußen vor der Stadt bleiben, wo ihm im Sommersitz der heiligen Familie allerdings eine sehr schöne und bequeme Unterkunft bereitet wurde.

So zog ich denn, mein Lager einer Wache anvertrauend, mit Dolmetscher und Diener hinter dem Boten des Scherifen her, der einen ganz vornehmen Eindruck machte und in seiner dunkelblauen, augenscheinlich ganz neuen Kleidung recht würdig aussah. Mein Dolmetscher war indessen der Ansicht, er würde wie überhaupt alle, die irgendwie mit den Santos de Uazan, wie er die Scherifen nannte, zusammenhingen, dem silbernen Händedruck nicht widerstehen und für ein oder zwei Duro sein Herz den Wünschen des Ungläubigen geneigt machen. Ich befolgte diese Andeutung und ließ dem geistlichen Würdenträger zunächst einmal einen spanischen Taler beibringen mit dem Bedeuten, es wären noch mehr von der Sorte vorhanden, wenn ich mit seiner Führung zufrieden sein würde. Der Erfolg zeigte die Richtigkeit der Diagnose meines Dolmetschers. Ich konnte nun ganz frei und ungehindert mich bewegen, und selbst die Moscheen, allerdings nur von außen, besichtigen und sogar photographische Aufnahmen machen. Ich hatte bei den ersten Bildern dem Führer, der natürlich auch Scherif war und von meinen Leuten stets ehrfürchtig mit Ja mulai! angeredet wurde, meine Apparate gezeigt und ihn dabei durch den Sucher sehen lassen, dessen Linse in starker Verkleinerung, aber haarscharf, die Bilder wie aus weiter Ferne gesehen erkennen ließ. Das machte ihm großen Spaß, und überall, wo ich hielt, um Aufnahmen zu machen, erklärte er der rasch zusammenströmenden Menge mit der Miene eines



Straße in Wasan.

alten Kenners die Geheimnisse der christlichen Bildmacherkünste.

Durch das auf den großen Marktplatz sich öffnende Nordtor waren wir in die innere Stadt eingetreten, zunächst in einen ganz winklig gebauten Stadtteil, dessen enge Gäßchen so steil am Bergeshang emporstiegen, daß ich auf einer ganz kurzen Strecke von kaum 200 m Länge eine Steigung von 80 m auf der Straße messen konnte, und dabei war die Straße sogar gepflastert, wenigstens mit ganz roh behauenen Kalksteinblöcken ausreichend belegt, um bei heftigen Regengüssen das gänzliche Hinabschwemmen des Erdreichs zu verhindern. Dieser Stadtteil trägt den Namen Beni Manssûra, nach den einzigen Berbern, die sich in der heiligen Stadt häuslich niedergelassen haben. Denn obwohl ohne Zweifel die im Berberntum noch lebendigen Anklänge an heidnische Vielgötterei und Heldenverehrung erst die beherrschende Stellung der Prophetensprößlinge im öffentlichen Leben Marokkos ermöglicht haben, so sind, mit Ausnahme der zum Stamme der Beni Waghain gehörigen Manssûra, die Berbern der unmittelbaren Nachbarschaft Wasans immer Todfeinde der Scherifenfamilie gewesen. Noch jetzt machen die benachbarten Beni Messara alljährlich von ihren Bergen herunter räuberische Einfälle in die reiche Stadt. Da indessen die Scherifen über große Vorräte an guten Flinten und Schießbedarf verfügen, enden diese freundnachbarlichen Scharmützel fast immer mit dem Abzug der Gäste aus den Bergen, die sich dann durch gelegentliche nächtliche Rachetaten entschädigen. An Markttagen werden sie, weniger aus Nächstenliebe als aus Geschäftsrücksichten, in die Stadt eingelassen, nachdem sie ihre Waffen abgelegt und bei den Soldaten des Scherifen zur Aufbewahrung gegeben haben.

Mitten in diesem alten Berberviertel der Stadt erhebt sich die Moschee Dschenân Aâli, von der man hinuntersieht auf das Gewimmel der flachen weißen Dächer und über sie hinaus in die Berge, die fast von allen Seiten den Rundblick abschließen. Unmittelbar unter sich hat man das kleine Judenviertel, worin die unglücklichen schmachtlockigen Hebräer in sieben unsäglich engen, schmutzigen, überfüllten Karawansereien zusammengepfercht leben müssen. Nur widerwillig, weil man ihre Dienste und Künste nicht gänzlich entbehren kann, hat man die verachteten Ungläubigen in Wasan zugelassen: ihr Begräbnisplatz aber liegt weit draußen in den Bergen, damit ihre Knochen nicht die Dâr ed Demâna, die Stätte der geheiligten Zuflucht, verunreinigen. Denn diesen stolzen Namen trägt ganz Wasan. Nur die Gräber der beiden Idriß auf dem Serhun und in der Moschee zu Fes haben denselben oder womöglich einen noch höhern Grad von Heiligkeit; sie sind horm, verboten, verschlossen für jeden Ungläubigen, für den Moslem aber ein Ort der Zuflucht, der ihn entsündigt selbst nach den schwersten Missetaten.

In dieser Heiligsprechung ganzer Gebäude oder gar Ortschaften hat die Heiligenverehrung Marokkos ihren Gipfel erreicht. Es war schon stark, was ich unterwegs durch meine Begleiter und den Dolmetscher zu hören bekam über die unsinnige Anbetung, die man dem Scherifen zuteil werden läßt. Nicht nur sichert dem Pilger jede Berührung des Heiligen, ja sogar seiner Kleider oder irgendwelcher von ihm benutzten und berührten Dinge, Freisprechung von allen Sünden: der ganze Mensch selbst ist heilig, sein Körper, sein ganzes Leben. Ja auch vor den letzten Schlußfolgerungen scheut der fromme Wahn-

sinn nicht zurück: auch die natürlichen Ausscheidungen des Großscherifen, in beiderlei Gestalt, sind heilig und werden aufbewahrt und zu wunderwirkenden Schutzmitteln verarbeitet. Ähnliches erzählt schon 1725 der englische Reisende John Windus in seinem höchst lesenswerten Buch A Journey to Mequinez vom Sultan Jssmaïl, der unter seinen vielen Frauen auch eine Engländerin hatte, die ihrem Landsmann dies scheußliche Toilettengeheimnis anvertraute. Schließlich lassen sich diese grauenhaften Verirrungen menschlichen Anbetungsbedürfnisses noch verstehen, sie sind ja nur die logische Weiterführung eines unlogischen Anfanges. Man denke nur daran, daß es in unserm eigenen mittelalterlichen Deutschland war, wo sich die gelehrten Nonnen von Gandersheim den Kopf darüber zerbrachen, was wohl aus dem praeputium Christi geworden sei. Daß aber in Erweiterung dieser menschenunwürdigen Voraussetzungen der Umkreis der Heiligung immer weiter gezogen, vom Menschen auf seine Kleidung, auf seine Häuslichkeit und engere Umgebung und schließlich gar auf eine ganze Ortschaft ausgedehnt wird, das hat wohl allein jene hirnverbrannte Irrlehre zuwege gebracht, die sich maurischer Islam nennt.

III.

Vom Rauchen der Marokkaner. — Listiges Treiben der frommen Pilger. — Im Lustgarten des Großscherifen.

Von der Höhe des Berges Bu Hallal gesehen, an dessen steiler Wand der Ort emporklettert, bietet Wasan einen ganz entzückenden Anblick, bei weitem das schönste Landschaftsbild, das einem auf dem Wege von Tanger nach Fes begegnet. Hinter dem Beschauer steigen die öl-

baumbedeckten Höhen zu dem bedeutenden Gebirgsstock des Dschebbel Ssarssar auf, vorn liegt die vielgestaltige leuchtend weiße Masse des langgestreckten Häusermeers der heiligen Stadt, deren schlauchartige schmale Form sich wohl anderthalb Kilometer weit auf halber Höhe der steilen Hänge hinzieht. Die Minarette und die kachelgedeckten grünen Dächer der Sanija ragen daraus hervor wie Leuchttürme aus weißer Kreideküste, und auf der andern Seite, jenseits einer schmalen, üppig fruchtbaren Ebene, erheben sich wiederum langgestreckte Bergrücken, deren äußerste Grate schon zum Rif gehören. Starr und schneebedeckt grenzen sie das prächtige Berglandschaftsbild ab, das sich in unendliche Fernen zu verlieren scheint, denn immer neue Kulissenreihen von Höhenzügen scheinen aufzutauchen. Im Vordergrunde verliert sich die Stadt in ihre Vororte, die ebenfalls ihre eignen kleinen Heiligtümer haben. Das Dorf Kascharija hat deren allein drei, darunter die meilenweit ins Land leuchtende Kubba von Ssidi Tsuhami, einem Enkel des Begründers von Wasan, der der Hauptheilige des einflußreichen Ordens der Tajjebin, nach ihm auch Tsuhamijin genannt, gewesen ist. Heute lebt in diesem geweihten Vorort der Großscherif Mulai el Arbi seine Tage dahin in Haschischrausch und Opiumdämmerung.

Erst wenn man aus dieser Höhe der Stadt sozusagen auf den Kopf schaut, bekommt man einen richtigen Begriff von ihrer Ausdehnung. In manchen Reisebeschreibungen wird Wasan ein Dorf genannt, in andern eine unbedeutende Kleinstadt ohne Leben. Aus der Vogelschau betrachtet läßt sie ihre Länge erkennen, die gut 1600 m betragen mag, und die außergewöhnliche Gedrängtheit ihrer Bauart. In seiner schon erwähnten gediegenen

Arbeit Estudio general sobre el bajalato de Larache gibt der spanische Konsul Teodoro de Cuevas eine ganz ausführliche Bevölkerungsliste der Stadt, woraus sich ergibt, daß Weber und Gerber die wichtigsten Gewerbe des Ortes bilden, und daß die Kopfzahl der Bewohner über elftausend betragen muß. Zuzeiten der großen Pilgerfahrten aber verzehnfacht sich zuweilen die zeitweilige Bewohnerschaft, die sich dann in ausgelassenem Festjubel hier zusammendrängt. Denn die bequeme Zugabe des Scherifentums, daß erlaubt ist, was gefällt, hat Wasan zu einer recht lustigen Stadt gemacht. Nicht weniger als 27 Haschischrauchstuben gibt es hier, die offen ihren Kunden das verderbliche Kraut anbieten, das dem strenggläubigen Muselmann zuwider ist wie der Wein und das Schweinefleisch. Die Mauren, die ja der strengen Richtung von Malik bin Anas angehören, verpönen sogar den Tabak, ohne den man sich andere mohammedanische Länder, wie die Türkei und Ägypten oder Persien, gar nicht vorstellen könnte. In der Tat wird nur in den durch europäische Einflüsse schon mehr oder weniger verderbten Hafenstädten allgemein geraucht. Im Innern hat die spanische Zigarette, die an der Küste unumschränkt herrscht, noch keinen Eingang gefunden. Nur die Müßiggänger, wie die Soldaten und kleinern Angestellten des Machsens, gestatten sich auf Kosten ihres Frömmigkeitsrufes eine gewohnheitsmäßige Gesetzübertretung und frönen offen, bei hellichtem Tage, zum Ärger der Rechtgläubigen der Hanfpfeife oder der Zigarette. Das Hanfrauchen gilt nun noch viel mehr als ein Verstoß gegen Glauben und Sitte, da man die bösen Folgen gewohnheitsmäßiger Haschischbetäubung nur zu gut kennt. Malik, der unerbittliche Verfasser des Sittengesetzes für die mau-

rischen Muselmänner, meinte vom Tabakrauchen, es sei eine barbarische Geschmacklosigkeit, höchstens der Gewohnheit der Christen zu vergleichen, das Fleisch gefallener Tiere zu essen. (Das ist hier die allgemeine Anschauung, daß wir auch Leichen verendeter Tiere für koscher halten.) Vom Hanf, der hier übrigens seltener Haschisch als Kif genannt wird, versteht sich für den Mohammedaner wie von allen betäubenden Mitteln von selbst, daß er sie vermeiden muß. Indessen wird wohl in Marokko keine andere Bestimmung über Erlaubtes und Verbotenes so oft übertreten wie das Verbot des Hanfrauchens. Aber so offen wie in Wasan werden sich nicht leicht im Innern des Landes die Freunde des grünen Krauts der verbotenen Pfeife hinzugeben wagen. Nebenbei sei hier bemerkt, daß die Wirkungen des Hanfs meist genau ebenso übertrieben geschildert werden wie die Verheerungen des Opiums oder des Alkohols von deren Gegnern. Es kommt dabei, wie bei allen derartigen Genußmitteln, lediglich auf das Maß und die Art der Gewöhnung an.

Daß es übrigens auch sonst in der heiligen Stadt trotz aller überspannten Frömmigkeit durchaus nicht duckmäuserisch zugeht, konnte ich schon bei diesem ersten Rundgang durch den Ort beobachten. Es war Markttag, in den Straßen wogte eine vielköpfige Menge, Araber und Berbern der verschiedensten Stämme, stolze Mauren in peinlich sauberer, städtisch vornehmer Kleidung, ärmliche Landbewohner, für die der Marktbesuch in der Großstadt ein Hauptfest zu sein schien, Karawanentreiber, schmutzig und sonnenverbrannt, und dazwischen überall die Soldaten, Wächter und Gefolgsleute der Scherifenfamilie, an ihrem selbstbewußten Auftreten leicht zu erkennen. Auf dem Innenmarkt in der Stadt und draußen vor dem Nordtor

wimmelte es von weißverhüllten Gestalten, die sich in dichten Schwärmen durch die engen Reihen der am Boden hinter ihren Waren sitzenden Verkäufer schoben. An etwas freieren Stellen hatten sich die Märchenerzähler, die Schlangenbeschwörer, Gaukler und Tänzer aufgetan, und überall erscholl der dünne klagende Ton der kleinen zweisaitigen Gimbri und zum dumpfen abgebrochenen Schlage der tönernen Handtrommeln das wehklagende Miauen der oboenartigen Ghaita. Die ganze Nacht hindurch hielt dieser vielstimmige Lärm an, kräftig und oft unterbrochen durch Flintenschüsse und Schwärmer, die schließlich doch für den Mauren das höchste der Gefühle darstellen, wenn er so recht von Herzen lustig sein will.

Auch an stillern, feinern Genüssen fehlt es nicht. Ein Besuch im Landhause des Großscherifen ließ erkennen, daß die Freude der Natur, die einen der liebenswürdigsten Züge im Charakterbilde der Marokkaner bildet, auch bei den frommen oder frommscheinenden Prophetensöhnen noch lebendig ist. Ein besonderer Bote stellte sich des Nachmittags bei mir ein, um mir im Auftrage des Großscherifen den Schlüssel zu seinem zurzeit unbewohnten Sommersitze zu überbringen. Schon oben von der Höhe aus hatte ich die stattliche Ausdehnung dieses Besitztums übersehen können, dessen Eingang unweit vom Lagerplatz im Norden der Vorstadt lag. Schon von außen ließen die blühenden Sträucher und schattigen Bäume, die drinnen ein paar kleine gutgehaltene Häuschen umgaben, einen hübschen Garten vermuten. Was sich aber drinnen darbot, übertraf doch meine bisherigen Vorstellungen von maurischen Gärten bei weitem. Das war wirklich ein mit Geschmack angelegtes und mit Sorgfalt gehaltenes Grundstück, das ich nach allen sonstigen Mitteilungen über die

Absonderlichkeiten der Scherifenfamilie nicht hier vermutet hätte. An der Tür empfing mich der Gärtner, ein blasser, klug aussehender Mann mit feingeschnittenen Zügen, der mehr wie ein Herbarienbotaniker als wie ein Pfleger lebender Pflanzen aussah. Mit einem höflichen marhabá bik fi gharsset es Ssultân (sei willkommen im Garten des Königs!) überreichte er mir einen großen Strauß prächtiger, frisch abgeschnittener Rosen, von denen es hier in Hülle und Fülle zu geben schien. Der Name Gharsset es Ssultân, worunter dies Besitztum seit alters bekannt ist, geht wohl darauf zurück, daß es die Schenkung eines frühern Herrschers an die Scherifenfamilie ist. Auch zur Zeit des Besuchs von Rohlfs war nur diese Bezeichnung in Gebrauch. Es ist in der Tat eines Königs würdig, dieses riesige Grundstück, das sich mit seinen Ölbäumen und Wiesen bis an die Berge hinzieht und allein als Nutzland schon einen stattlichen Wert darstellen mag. Der Stadt zunächst hat man einen Teil abgetrennt und mit einer Umfassungsmauer umgeben und darin einen kleinern Park und einen noch kleinern Ziergarten angelegt, der wirklich zierlich ist wie eine der bei Chinesen und Japanern beliebten Gartenspielereien und doch nicht kindisch wirkt, weil er überall den freien weiten Ausblick bietet auf die herrliche Lage von Wasan und seine Berge.

Den Mittelpunkt der Anlage bildet ein geräumiges Wasserbecken von etwa 25 m Länge, sehr sauber mit Kalksteinfliesen ummauert. In der Mitte plätschert ein Springbrunnen; die eine Seite wird durch einen hübschen Laubgang von Rosensträuchern, Geranien und Kresse gebildet. Die schmale Südseite faßt eine offene Säulenhalle ein, die wie geschaffen ist für fröhliche Gartenfeste, ein richtiger Ort zum Schwärmen und zum Trinken. Das

fließende Wasser, mit dem die nahen Berge den ganzen Park versorgen, ist bis hinein in diesen Raum geleitet worden, wo es einen kleinen Springbrunnen speist, dessen munter steigende Säule mit ihrem Plätschern und Murmeln die Halle erfüllt. Der Boden ist bedeckt mit jenen zierlichen kleinen Glanzziegeln, deren Herstellung die Mauren noch heute verstehen, wo sie längst von der Höhe ihrer frühern Kunstfertigkeit und Gewerbtüchtigkeit hinabgesunken sind zu unbedeutender Mittelmäßigkeit. Sieben hufeisenförmige Bogen stützen in einer Länge von 17 m mit untersetzten kleinen Doppelsäulen das Deckengewölbe, das äußerst bunt und sinnverwirrend mit dem merkwürdigen Bienenstockmuster verziert ist, das uns schon aus der Alhambra bekannt ist. Die Anordnung der Bogen und Säulen ist genau wie die im berühmten Löwenhof, nur daß alle Einzelheiten fehlen und die Kapitäle der Säulen zum Beispiel aussehen, als ob man ihnen die Akanthusblätter abgeschlagen hätte. Überdies sind sie recht plump mit dicker grüner und gelber Farbe überpinselt. Die Rückwand ist alkovenartig tief eingelassen und hat noch drei weitere, tief zurückreichende Nischen, über und über mit dem Zellenmuster barbarisch bunter Honigwabenformen ausgefüllt. Teppiche bedecken hier den Boden, an langen Ketten hängen altertümliche Ampeln von der Decke herab, und der wunderschöne Blick durch die Bogen und Säulen der Vorhalle auf die Blütenpracht des Gartens und die ruhigern Farben des weiten Hintergrundes von Park und Bergen lassen uns den glücklichen Besitzer beneiden, der hier von des Alltags Einerlei und Mühe ausruhen darf.

Außer dieser unmittelbar am Wasser gelegenen Halle stehen noch zwei kleine Häuser im Garten. Beide sind

ganz gewöhnliche würfelförmige Bauten, mit gänzlich kahlen, weißgetünchten Außenseiten und flachen Dächern. Nur die grüngestrichenen Fensterläden im ersten Stockwerk können es gewesen sein, die Rohlfs dazu begeisterten, hier von einem Hause „halb im neuitalienischen, halb im maurischen Stile“ zu sprechen. In dem ersten dieser Häuser hatte er vor 42 Jahren seinen ersten Empfang bei Mulai Abd es Sslam, der sich hier ziemlich europäisch eingerichtet hatte, wie das ja auch zu der französischen Uniform, in der er sich gefiel, besser paßte. Von den Spielereien, kleinen Eisenbahnen und Zwergdampfschiffen, womit er das schöne Wasserbecken und die Fliesenwege ringsum zu verunstalten pflegte, fand ich keine Spur mehr. Jetzt war alles unverkünstelt gelassen, und schöner hätte es auch gar nicht sein können, als in dieser Fülle bunter Blüten und schönen Laubwerks, das sich mit den Wolken in dem klaren Wasser des hübschen Beckens spiegelte. Rosen, Nelken, Geranien, Stiefmütterchen und Oleander standen in voller Blüte, die Rosen und Nelken zumal waren in üppiger Fülle in langen, kalksteingefaßten Beeten angepflanzt, und Gebüsche von Lorbeer, Myrten und stattlichen Feigen- und Apfelsinenbäumen sorgten für Schatten, nach dem man allerdings in diesen trüben, regnerischen Tagen kein Verlangen verspürte. Auf dem zweiten Hause war im Oberstock einer jener halboffnen vielfenstrigen Aussichtstürme errichtet, die man in Persien und Indien Balachane nennt, woher nach heutiger mundartlicher Aussprache „Bollochôn“ unser von den Italienern übernommenes Wort Balkon stammt. Auch die Mauren haben dafür eine große Vorliebe; auf den flachen Dächern ihrer Stadthäuser und in den Gärten oft auf eigens dazu errichteten Türmen bauen sie sich solche kleinen Freiluft-

gemächer, um an kühlen Nachmittagen oder in lauen Mondnächten hier bei Saitenspiel und Gesang mit Freunden und Mädchen zu schwärmen.

Ein schöneres Belvedere, als es hier der Großscherif von Wasan sich erbaut hat, wird für solche Gelegenheiten heitern Lebensgenusses nicht leicht einer im Lande aufweisen können. Der Papst lebt herrlich in der Welt, diese Weisheit des alten Studentenliedes gilt vielleicht weniger für den dreifach gekrönten Papst der Christenheit als den ungekrönten des maurischen Islams, den allmächtigen, unermeßlich reichen, vergötterten Nachkommen des Propheten, den überdies weltliche Sorgen wohl weit weniger drücken als den Christenpapst. Bei dem Besuch wenigstens, den ich endlich am dritten Tage meines Aufenthalts in Wasan dem großen Machthaber abstatten konnte, gewann ich den Eindruck, daß es an seinem Hofe sich eher nach Art des lieben Gottes in Frankreich leben läßt als nach dem Vorbilde des asketischen Gefangenen im Vatikan.

Begegnung mit dem Großscherifen.

I.

Abholung zur Audienz. — Im Allerheiligsten der heiligen Stadt. — Mustafa, der preußische Arzt. — Empfangssaal des Großscherifen. — Von den Mohammedanern Chinas.

Von dem Boten des Großscherifen abgeholt und begleitet von meinem Schutzsoldaten und dem Dolmetscher, stieg ich am Nachmittag meines dritten Tages in Wasan durch die engen, menschengefüllten Gassen hinauf zur Sauija, dem Allerheiligsten der heiligen Stadt, wo inmitten von Moscheen und Schreinen, Pilgerunterkunftshallen und den Grabstätten seiner Vorfahren der Nachkomme Mohammeds seinen Sitz hat. Je näher wir dem ausgedehnten Verbande von Andachtsstätten, Wohnhäusern und Stallungen kamen, die im nördlichsten Teile der Stadt ein eigenes, mächtiges ummauertes Viertel von etwa 20 000 qm bilden, desto dichter wurde das Gedränge. An der Eingangspforte staute sich eine buntscheckige Menge von Pilgern, Bettlern und Müßiggängern. Viele schienen eigens gekommen zu sein, um den Nazarener und Römer zu begaffen, der in die heilige Gegenwart des Scherifen zugelassen werden sollte. Für diese Neugier mußten sie indes bitter büßen, denn die Diener des Hauses schlugen mit ihren langen Knüppeln, die das einzige Abzeichen ihrer Würde waren, erbarmungslos

zwischen sie, und inmitten ihres darob plötzlich erhobenen Wehklagens und Fluchens trat ich in den Vorhof der Sauija ein.

Ursprünglich heißt im Arabischen Sauija nichts anders als Winkel. Dann bezeichnete man im besondern damit jene Winkel in den Moscheen, wo sich die lernbegierigen Tolba (die Suchenden), die der Gottesgelahrtheit beflissenen Studenten, um ihre Lehrer zu hocken pflegen, um den Koran und seine Auslegungen, Ssunna und Hadith, die kanonischen Überlieferungen Satz für Satz, Wort für Wort mit ihnen durchzugehen. So wurde Sauija schließlich zur Bezeichnung für die Schulen, die Schriftgelehrte oder im Geruch der Heiligkeit stehende Männer gründeten. Und da nach uralter morgenländischer Sitte die Schüler oft aus weiter Ferne angereist kamen, um auf eines berühmten Meisters Worte schwören zu lernen und durch die sichere Pforte zum Tempel der Gewißheit einzugehen, so errichtete man alsbald neben dem Hörsaal Wohnräume für die eifrigsten unter den Suchenden, enge, bescheidene kleine Zellen, worin gar mancher schon seine ganze Jugend, ja, sein Leben vertrauert hat. So finden sich heute in den Hauptstädten des Landes, vor allem aber in Orten, die durch Ordensstifter oder kleinere örtliche Heilige berühmt geworden sind, wie Serhun, Scheschauen, Wasan, solche Sauija, die Wallfahrtsheiligtum und Gelehrtenschule zugleich sind.

In Wasan wird es wohl das ganze Jahr hindurch nicht leer von Pilgern, die den Bürgschaften ihres ewigen Seelenheils etwas aufhelfen wollen durch den stärkenden Anblick des heiligen Mannes, der ihrer Frömmigkeit mehr bedeutet als irgend ein anderer Sterblicher unter der Sonne. Es ist ja auch so bequem, sich Sündenvergebung

und ein großes Mehrgewicht in der Wagschale des jüngsten Gerichts zu sichern durch eine Pilgerfahrt an den Hof des Großscherifen. Das ist weniger mühsam und weniger kostspielig als der Hadsch, die große Reise nach Mekka und Medina, mit seinen Gefahren und Entbehrungen und strengen Enthaltungsvorschriften. Auch braucht man nicht auf den Knien hinzurutschen oder sonst irgendwie besondere Leistungen an Glaubenseifer oder Demut zu vollbringen. In fröhlicher Gesellschaft, mit Singen und Springen kann man durch ein schönes, fruchtbares Land ziehen, ohne daß man je in so traurige Lage käme wie der Mekkapilger, den die Gefahren der Wüste nicht weniger schrecken als die Qual der Seekrankheit. Und nun gar am Ziel selbst! Was das Herz eines frommen Muselmanns sich nur wünschen kann, ist da zu finden, Lärm und Lustbarkeit aller Art, Taschenspieler, Märchenerzähler, Kuchenbäcker, Hanfverkäufer und Weiber sonder Zahl. Und hat man dann einen Händedruck des heiligen Mannes erwischt oder ihn selbst berührt, so ist man der Baraka, des Prophetensegens teilhaftig geworden und kann nun ruhig sterben oder weiter leben und weiter drauflos sündigen, solange der Vorrat an Prophetengnade reicht. Treibt man's gar zu schlimm, so kann man sich auf einer zweiten Pilgerfahrt etwas stärker heiligen lassen, etwa in der Art, wie Heinrich von Maltzan im vierten Bande seiner nordwestafrikanischen Reisen erzählt: der Heilige spuckt seinen heiligen, prophetenentstammten Speichel auf eine Schale Kuskussu oder sonst eine Speise, und die also Gebenedeiten verzehren dann mit Andacht unter Schauern der Ehrfurcht die entsühnende Mahlzeit. Und damit noch nicht genug. Wer reich ist und von dem Seinen abgeben kann, wird natürlich dem frommen Gottesmanne

in Wasan sein Scherflein mitbringen. Wer aber nichts hat, wird in der Sauija immer Obdach, Nahrung und Kleidung finden. Hunderttausende frommer Heilssucher werden hier jahraus jahrein auf Kosten der Scherifenfamilie gespeist, oft sogar mit neuen Kleidern und einem Zehrgeld für die Heimreise versehen, so daß es schließlich kein Wunder ist, wenn man zuweilen auch von vorübergehenden Geldverlegenheiten des Wasaner Hofes hört.

Ich fand den ganzen Vorhof der Sauija erfüllt von Neuankömmlingen, die noch neben ihren Reittieren und Packeseln standen und auf die Anweisung ihrer Unterkunft warteten. In einer Ecke hielten Reitknechte das Leibpferd des Großscherifen, einen prächtigen, nur etwas überfütterten Schimmelhengst von vollkommener Milchweiße, nur am Maule zeigte sich ein ganz zarter rosiger Ton. Sonst sah es recht wüst hier drinnen aus. Ein gutes Fünftel des von hohen Gebäuden und von der großen Hauptmoschee eingerahmten und überragten Hofes war ausgefüllt durch einen riesigen Kehrichthaufen, von verfaulenden Küchenüberresten und Futterabfällen gebildet. Sklaven gingen an und ab und schütteten aus großen offnen Henkelkörben den Maultieren und Eseln der Pilger auf diesen Düngerhaufen ihr Grünzeug zur Abendfütterung hin. Die Pilger selbst standen in Gruppen herum oder hockten am Boden, müßig und schweigsam. Nur zwei, die sich in die Haare geraten sind, erörtern mit schrecklichem Stimmenaufwand ihre Meinungsverschiedenheiten und schreien nur desto lauter, sobald sie merken, daß unter den Umsitzenden, die zu müde zu eigner Unterhaltung sind, ihnen ein paar Zuhörer entstehen. Zahlreiche Diener, an der bessern Kleidung kenntlich, stehen überall umher und füllen die Türen und Durchgänge. Auf-

fällig viele, noch ganz junge Neger sind darunter. Ich beauftrage meinen Dolmetscher, er soll sich bei den ältern Dienern erkundigen, ob man sich noch an Rohlfs erinnere, Mustafa, et tebib el brussi, (den preußischen Arzt), der unter diesem Namen hier in diesem Hofhalt ein ganzes Jahr gelebt hat. Man fragt hin und her, überall erstauntes Kopfschütteln. Ein Preuße, ein Christ hier als Arzt? Nie und nimmer. Endlich bringt man einen uralten Neger. Seine Haut ist schon so spröde und rissig wie die eines alten Dickhäuters, der sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum im zoologischen Garten feiern könnte, und seinen kurzgeschornen Schädel ziert schneeweiße Wolle, so kraus und dicht wie die eines richtigen Lämmchens. Dieser würdige schwarzweiße Jubelgreis erklärt, er könne sich noch ganz gut auf den römischen Arzt besinnen, der aber ein guter Muselmann geworden sei. Obwohl es ja weiter kein überwältigendes Verdienst des Mannes ist, daß er alt genug geworden, um sich noch auf einen Ausländer zu besinnen, der vor vierzig Jahren hier eine sehr bekannte Erscheinung gewesen sein muß, wird er doch fürstlich belohnt zur Erinnerung an den deutschen Reisenden, der uns zuerst ausführliche Schilderungen aus Wasan gebracht hat.

In die Gruppe, die sich um uns während dieser Nachforschungen gebildet hatte, trat nun ein würdiger alter, sehr sorgfältig gekleideter Weißbart und winkte mir höflich, ihm zu folgen. An der Moschee, deren Turm ganz mit malerisch verwitterten grünen Kacheln ausgekleidet ist, geht es vorbei durch enge winklige Gänge, bergauf bergab, durch ein verwirrendes Durcheinander von kleinen Höfen und schmalen Durchgängen, schließlich einen kurzen, ganz steil hinabführenden gepflasterten Weg hin-

unter, noch eine letzte Biegung, und durch ein enges Schlupfloch treten wir auf einen freundlichen Hof, mit Wasserbecken und Springbrunnen und Säulenhallen an den Seiten. Bei näherm Zusehen erkenne ich, daß die zierlichen weißleuchtenden Bogengänge, die ich erst für Marmor gehalten hatte, wie denn die ganze Sauija überhaupt aus Marmor sein soll, nur aus Lehm und Konglomerat hergestellt und dann recht geschickt übertüncht waren. Hinter und über den einfassenden Säulenhallen, bei denen wiederum wie in der Gharsset es Ssultân siebenmal die Hufeisenform mit der sogenannten sarazenischen wechselt, erheben sich einstöckige Häuser, die auch hier wieder von dem alten grünen Minarett überragt werden, als ob die Moschee unsere Wanderung durch das Wirrsal der Gänge mitgemacht hätte. In dem ihr nächsten Hause werden nun von einigen vorausgeeilten jungen Sklaven im Oberstock die Fenster aufgerissen, über eine dunkle enge und halsbrecherische Treppe folgen wir ihnen und finden uns oben zu unserm Erstaunen wiederum in einem Hof, der wie eine verkleinerte Nachbildung des untern aussieht. Wasserbecken, Springbrunnen, Säulenhallen, alles ganz wie unten, nur zierlicher und anscheinend aus besserm Stoff hergestellt. Die Wandelgänge, die das merkwürdige Wasserbecken im ersten Stock umgeben, sind mit bunten Glanzziegeln belegt. Neun große Hängelampen in viereckigen Glaskästen hängen herunter, alle für Ölbeleuchtung eingerichtet wie die in Marokko üblichen Moscheenlampen, nur eine trägt in dem Glaskasten eine europäische Petroleumlampe.

Die europäischen Anklänge häuften sich in dem Empfangssaal, in den wir jetzt geführt wurden. Es war ein säulengetragener Raum, mit schönen dicken Rabater Tep-

pichen belegt, längs der Wände eingefaßt von niedrigen langen Sitzpolstern. An den Wänden hingen, ganz wie bei uns im Zimmer eines vielgereisten Jägers und Waffenfreundes, in hübscher Anordnung die verschiedensten Gewehre und Gewaffen. Besonders fiel mir ein mächtiger Säbel auf, der in schwerer Scheide aus getriebenem Silber stak und stolz über acht europäischen Gewehren verschiedener Herkunft thronte, worunter ich in der Eile nur einen Winchester und einen Chassepot erkannte. Gegenüber diesen kriegerischen Ausschmückungen hingen unter Glas und Rahmen ein paar Meisterleistungen arabischer Schönschrift. Die altertümliche kufische Schrift war dabei so eckig und geradlinig geschrieben, daß ich auf den ersten Blick an die archaische chinesische Siegelschrift dachte, womit sich schriftgelehrte Mandarinen weise Sprüche aus uralten Dichtern auf ihre schmalen Seidenrollen schreiben, die ihren Hauptzimmerschmuck bilden. An und für sich wäre hier solch ein Gruß aus dem fernen Osten nicht unmöglich gewesen. Denn bekanntlich gibt es auch in China einige Millionen von Mohammedanern, unendlich viel mehr, als man gemeiniglich glaubt. Wir fanden selbst in der Provinz Tschili, also im äußersten Osten, ganze Ortschaften fast ausschließlich von Chwi Chwi, wie der Chinese den Mohammedaner nennt, bewohnt. Und von diesen östlichsten Glaubensbrüdern gelangen zuweilen Briefe und Huldigungen an den Großscherifen. In Tanger und Wasan, wo natürlich weder ein Gläubiger noch Christ noch Jude die chinesischen Pinseleien entziffern kann, nimmt man wenigstens an, daß diese Briefe auf dem weichen Seidenpapier, die dank ihrer englischen Aufschrift zuweilen ihren Weg bis nach Wasan gefunden haben, Huldigungen für den Großscherifen enthalten. Und

das ist nicht unwahrscheinlich, da die chinesischen Mohammedaner, von Persien und Turkestan aus bekehrt, zu den Schia, den Anhängern Alis, gehören und daher auch in dem maurischen Scherifen eher ihr Oberhaupt sehen würden als im unrechtmäßigen Kalifen von Stambul.

Während ich mich noch mit der Entzifferung dieser Geheimzeichen plagte, die sich schließlich als nichts andres herausstellten als das ganz in rechten Winkeln geschriebene Glaubensbekenntnis La ilahin illâ llahu Muhammedu rassûlu llahi, zupfte mich plötzlich mein Dolmetscher am Rock; als ich mich umsah, erblickte ich zu meinem größten Erstaunen einen großgewachsenen, schneeweiß gekleideten Mann hinter mir, der mich lächelnd betrachtet und schon längere Zeit heimlich beobachtet haben mußte. Es ist der Scherif, der barfuß, und auf den dicken Teppichen unhörbar, ins Zimmer getreten ist.

II.

Tee und Kaffee bei den Mauren. — Persönlichkeit des Großscherifen Mulai Ali bin Muhammed. — Der 16jährige Vater eines 4jährigen Kindes. — Von den Scherifen des östlichen Morgenlandes.

Für einen gläubigen Muselmann wäre es ja ein großer Augenblick gewesen, zum erstenmal dem Urarenkel des Propheten gegenüberzustehen, dem Manne, zu dem Millionen von Menschen in blinder Ergebenheit und Zuversicht aufblicken wie zu einem Gott. Ich gestehe, daß ich keineswegs von dem Strahlenglanze seines Heiligenscheines geblendet zu Boden sank, als ich diesen Jüngling vor mir stehen sah, der in gerader Linie, im 35. Geschlecht, von

Mohammed abstammt. Weniger ruhig blieb schon mein wackrer Dolmetscher, der trotz seiner Eigenschaft als verderbter Küstenstädter, Hanfraucher und durch langjährigen Verkehr mit Christenhunden etwas unsicher gewordener Moslem gänzlich aus dem Häuschen geriet, als mit einemmal der Großscherif, wie aus der Tiefe aufgetaucht, vor uns stand. Wie gelähmt starrte er den Heiligen an, ohne sich zu rühren. Plötzlich aber schien er sich auf die Wirklichkeit zu besinnen, er sank rasch in ein Knie, um Fuß und Hand des Angebeteten zu berühren; seine Lippen spitzten sich schon zum Kuß, aber der Scherif hatte sich schon gewandt, um auf den niedrigen Bodenpolstern Platz zu nehmen. Während der Mann von Tanger noch immer mit vorgestreckten Lippen, traumverloren seinem entgleisten Kusse nachzusehen schien, hatte sich der Scherif bereits auf dem Boden niedergelassen und seine bloßen Füße untergeschlagen, mir selbst einen Sessel angeboten und einigen ehrwürdigen, weißbärtigen Herren, die mit ihm das Zimmer betreten hatten, gewinkt, sich im Halbkreise um ihn herum zu setzen. Noch ehe er das Wort an mich richtete, gab er mit lustiger Krähstimme, wie ein befehlsfroher Fähnrich, den Dienern eine Weisung, und mit Windeseile stoben die kleinen schwarzen Sklavenjungen, die in den Türen und draußen auf dem Gang gestanden hatten, auseinander, um alsbald im Geschwindschritt wieder zur Stelle zu kommen. Die einen brachten mit geschäftigem Eifer eine ganze Zahl schwerer silberner Leuchter, auf denen Riesenkerzen entzündet wurden, die in ihrer gedrehten Form und goldgesprenkelten grünen Farbe von einem christlichen Altar hätten stammen können. Die andern trugen mit vereinten Kräften eine ungeheure Silberplatte herein, die gut ihre 60 cm Durchmesser

hatte, und dann folgte noch eine Gruppe im Gänsemarsch, wovon jeder eine einzelne kleine Tasse in der Hand trug. Schließlich erschien ein ältrer Diener, der geradeswegs aus der Küche zu kommen schien, und schenkte siedendheißen Kaffee ein, der nach Landessitte dickflüssig und übermäßig gesüßt war.

Es verdient übrigens hervorgehoben zu werden, daß auch in Marokko, ebensowenig wie etwa in China, nicht alles unveränderlich ist. Früher war der Kaffee das ausschließliche Getränk der Mauren. Erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts soll der Tee eingeführt worden sein, wie auch nach Meinung des einheimischen Geschichtsschreibers El Ufrani der Tabak erst 1591 vom Sultan Ahmed ed Dahabi aus Timbuktu mitgebracht wurde. Wahrscheinlich haben erst die Handelsbeziehungen mit Engländern den Mauren die Kenntnis des Tees gebracht, denn es wird ausschließlich indischer grüner Tee getrunken, hier Atsai genannt, woraus man schon die südasiatische Herkunft des Krauts ableiten könnte, denn alle Völker, die ihren Tee durch Vermittlung der Nordchinesen, Mongolen, Turkmenen und Perser aus dem Yangtsetal beziehen, nennen ihn nicht Tai, Atai oder Tee, sondern wie die Russen und Perser Tschai, was der nordchinesischen Aussprache entspricht. In den beiden Jahrhunderten nach seiner Einführung hat sich der Tee einen so festen Platz im Herzen und den Gewohnheiten der Mauren erworben, daß es einem schwer fällt, an seinen jungen Ursprung zu glauben. Es herrscht im ganzen Volke, wenigstens bei allen Städtern, eine förmliche Leidenschaft für Tee, und zwar für eine Art seiner Zubereitung, die wohl auf Marokko allein beschränkt ist. Die ganze Kanne wird voll Zucker geschüttet und dann, sobald die Blätter angefangen

haben zu ziehen, noch eine ordentliche Handvoll von starkduftenden Krauseminzblättern hinzugefügt (arabisch Naanaa genannt), wodurch ein Getränk entsteht, das zwar wenig mehr mit dem eigentlichen Teegeschmack zu tun hat, aber angenehm anregt und so wohlschmeckend und bekömmlich ist, daß sich auch die Fremden hier leicht und gern daran gewöhnen. Es ist Sitte, daß drei Tassen von jedem Gast getrunken werden, und das wiederholt sich für den Gast bei jedem neuen Besuch, den er macht, und für den Wirt bei jedem neuen Besucher, der ihm ins Haus kommt. So kann es schließlich der Maure, das heißt also im engern Sinne der Städtebewohner arabischer Abkunft, im Teetrinken mit dem Chinesen ganz gut aufnehmen. Ich finde in den Listen der deutschen Handelsexpedition von 1886, daß damals die Gesamteinfuhr von Tee in sämtlichen marokkanischen Vertragshäfen, die Binnenstadt Tetuan eingeschlossen, einen Wert von 1 056 459 Mk. darstellte, während Kaffee nur für 223 403 Mk. ins Land kam. Nach den neuesten mir zugänglichen Zahlen, denen des britischen Generalkonsulats, sind aber im letzten Rechnungsjahr allein in Tanger, El Araisch und Tetuan von den Mauren 24 368 Pf. St., also über eine halbe Million Mk., für Tee ausgegeben worden, während auch hier der Kaffee mit einer etwa sechsmal niedrigern Ziffer auftritt. Es scheint, als ob der rechtgläubige maurische Mohammedaner sich für sonstige Entbehrungen schadlos halten und an dem einzigen Narkotikum, das ihm Religion und Sitte erlauben, nachholen wolle, was er an Alkohol und Tabak entbehren muß. Das alte Nationalgetränk der Araber, der Kaffee, ist in Marokko sehr teuer und daher mehr ein Luxus der Vornehmen geblieben als ein Volksgetränk geworden.

Während der Vorbereitungen zum Kaffee und der langsam würdevollen Einleitung zum ersten Austausch der nichtssagenden Höflichkeiten hatte ich Zeit genug, mich noch weiter im Zimmer umzusehen. Das Hauptausstattungsstück war ein Klavier, und wohl wirklich mehr ein leeres unbenutztes Prunkstück als ein Marterkasten für die Nerven von Mohammeds Enkeln. Seit Rohlfs dem dicken Mulai Abd es Islam darauf hat vorklimpern müssen, wird schwerlich wieder ein Tastenkundiger sich mit diesem big fellow bokkus white man he fight him he cry, wie die Papua unserer Salomonsinseln das Klavier nennen, eingelassen haben, wenn nicht etwa die Söhne der princesse d'Ouazzan, die es zu Englisch- und Französischsprechen und andern Kulturerrungenschaften gebracht haben sollen, die Neuerer sein sollten, die mit unsern neuesten europäischen Gassenhauern die heilige Andachtsruhe der Sauija stören. Auf dem Klavier standen ein paar Standuhren französischer Herkunft, die sich aber schon soweit in die Landesbräuche eingelebt hatten, daß jede ihre besondere Zeit zeigte. Darunter, wo eigentlich der Drehsessel hätte stehen sollen, war eine Reihe messingner Gefäße aufgestellt, wie sie in andern Ländern ganz nüchtern und ruhmlos zu Spucknäpfen gebraucht wurden. Nur in der City Hall von New York erinnere ich mich, dieselben nützlichen Schalen, die man dort allerdings sehr großartig mit dem stolzen spanischen Namen Escuspidores getauft hat, zu Verschönerungszwecken verwendet gesehen zu haben; dort bildet nämlich den einzigen Schmuck der hübschen Kuppelhalle ein Kreis solcher Messingschalen, die Zwillingsschwestern derer im Empfangssaal des Großscherifen von Wasan sein könnten.

Er selber hatte unterdessen sehr lebhaft auf meinen

Dolmetscher eingesprochen und sich wohl rasch bei ihm etwas über mich erkundigt, ehe er selbst die Unterhaltung mit mir beginnen mochte. Die Lebendigkeit, die aus dem lauten Ton seiner Stimme, den raschen Bewegungen seines Kopfes und dem Glanz seiner beweglichen dunkeln Augen sprach, setzte mich immer mehr in Erstaunen. Das war weder das unmündige Kind, wovon man mir erzählt hatte, noch der zu unheilbarem Siechtum verurteilte letzte Sproß eines entarteten Hauses. Mulai Ali bin Muhammed bin Abd es Islam esch Scherif war, wie er da vor mir saß, ein blühender, kräftiger junger Mann, den ich für einen mustergültigen Vertreter des besten Maurentums gehalten hätte. Er schien etwa 1,70 m groß zu sein, war sehr gut gewachsen und von regelmäßigen scharfgeschnittenen Zügen, mit gebogener Nase und geschweiften Augenbrauen und von so heller Gesichtsfarbe, daß von der Negerverwandtschaft, die seinen Großvater wie seinen Vetter, den eigentlichen „regierenden" Großscherifen Mulai et Tajjeb entstellt hat, kaum noch eine Spur zu sehen ist. Ich würde ihn auf etwa 25 Jahre geschätzt haben, hörte aber später, daß er in Wirklichkeit erst sechzehn ist, wenn auch schon verheiratet und glücklicher Vater. Während unserer Unterhaltung kam denn auch ein sehr niedliches, etwa vierjähriges Mädchen ins Zimmer, ganz in zartrosenfarbene Seide gekleidet, und fragte schüchtern an, ob sie dem Vater Gute Nacht sagen dürfte. Sie bekommt von ihrem jugendlichen Erzeuger einen tüchtigen väterlichen Kuß, wirft dann einen halb scheuen, halb zutraulichen Blick auf den fremden Gast und stürzt plötzlich wie von der Tarantel gestochen hinaus.

Sobald die wie immer sehr ausführliche Begrüßung mit furchtbar gehäuften Höflichkeiten und Schmeicheleien

glücklich überwunden war, stürzte sich Mulai Ali gleich mutig ins Getümmel der Fragen und horchte mich gründlich aus über meine Erfahrungen in andern islamischen Ländern. Ich benutzte natürlich die dankbare Gelegenheit zu einer von Weisheit triefenden Moralpredigt, worin ich ihm, immer auf dem langweiligen Umweg über den spanischen Dolmetscher, klar zu machen suchte, daß heutzutage kein Land der Welt mehr sich abschließen könne gegen die Außenwelt, daß heute Menschen und Völker und Länder, wie unser Kaiser sagt, im Zeichen des Verkehrs stehen, und des Verkehrs im allerweitesten und übertragenen Sinne. Auch für den Islam gelte das. Mehr und mehr würden die bisher in trotziger Abgeschlossenheit lebenden Reiche mohammedanischer Fürsten gezwungen, in Beziehungen zu den Nachbarländern zu treten, und schon aus Selbsterhaltungstrieb müßten sie sich möglichst rasch und gründlich die technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften der herrschenden weißen Rasse aneignen. Ägypten, die Türkei, Chiwa, Buchara, Afghanistan und Indien, ja vor allen das näherliegende ganze Nordafrika seien Beweise dafür. Selbst ins heilige Land, in die Hedschas, dringe jetzt die Eisenbahn vor, und er selbst werde am Ende noch seine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina im bequemen Eisenbahnzug machen, wie sein Großvater schon zum Entsetzen manches Rechtgläubigen auf christlichem Dampfer auf den Hadsch gezogen sei. Besonders ausführlich erzählte ich ihm dann von Indien, wo auch anfangs die Mohammedaner in ihrem Stolz als Nachkommen der letzten Eroberer sich mürrisch abgeschlossen hätten gegen alles, was die Engländer ihnen gebracht hätten, gegen Schulen und Eisenbahnen, Postämter und Krankenhäuser, wie sie jetzt aber doch mit Eifer sich

bemühten, das Versäumte nachzuholen, und mit den praktischern Hindu um die Wette sich auf den englischen Schulen das Rüstzeug zum Kampf ums Dasein holten. Ich erzählte ihm, wie ich in der größten Moschee der Welt, der Dschamma Müßdschid zu Delhi, nicht nur ungehindert habe umhergehen können (allerdings auf Strümpfen), auf das Dach klettern und die Minarette habe besteigen können, sondern wie mir Imam und Mokaddem selbst die hochverehrte kufische Handschrift des Korans in die Hand gegeben hätten, die eine der ältesten Überlieferungen des Buches ist, die man kennt; wie im Königreich Audh der Ssajjid Ahmed Chan von Aligarh, ein Prophetensprößling, den ich auch besucht, seine ganze Arbeitskraft und sein ganzes Geld nur der einen Aufgabe widme, unter den Mohammedanern Aufklärung und Bildung und Fortschritt nach europäischem Sinne zu verbreiten.

Bei der Erwähnung eines Ssajjids, wie im Osten die Nachkommen Mohammeds genannt werden, während in Marokko dieser Ehrentitel — in der hiesigen verderbten Aussprache Ssid — jedem Maultiertreiber gegeben wird, mischte sich Mulai Ali wieder ein und fragte ganz begierig nach der Stellung, die in jenen östlichen Ländern des Islams die Scherifen einnähmen. Nun stellte es sich heraus, daß er auf diesem Gebiet der Familiengeschichte recht gut beschlagen war, während sonst seine geschichtlichen Kenntnisse, auch wo sie den Islam angingen, recht unzulänglich, und Begriffe von Erdkunde bei ihm überhaupt nicht vorhanden waren. Dagegen wußte er nun von den herrschenden Häusern in Arabien zu erzählen, von den Sultanen von Oman und von ihrem Zusammenhang mit denen von Sansibar, von dem mächtigen Nisam von Haidarabad — kurz, man merkte, er betrachtete die

in fernen Ländern anderer Rasse und anderer Zunge herrschenden Scherifen doch als mehr oder weniger zur Familie gehörig und deshalb seiner Kenntnis würdig. Und ein anderer Gedanke drängte sich auf, von dem innern Zusammenhang, der doch den ganzen Islam durchzieht und ihn verbindet gegen alle fremden Einwirkungen, von dem geheimnisvollen Wirken jener mohammedanischen Sekten und Orden, von denen wir so wenig erfahren und die doch eine große Rolle spielen und vielleicht gerade in solchen Ländern des Übergangs wie Marokko eine ungeahnte Bedeutung haben.

III.

Kirchliche und politische Bedeutung der Scherifen von Wasan. — Herrschaft des Aberglaubens. — Marabuten und andere sonderbare Heilige.

Es war ein Auftritt von eigenem Reiz, den ich da auf den üppigen Teppichen im Empfangszimmer der Sauija zu Wasan erlebte. Von dem Springbrunnen des den Oberstock ausfüllenden Wasserbeckens, wo zwischen blühenden Kallas hindurch das Wasser mit großer Kraft emporstrudelte, drang lautes Plätschern und Gurgeln herüber, regungslos und schweigsam saßen im Halbkreis die weißbärtigen, weißgekleideten Männer auf dem Boden, und vor mir entwickelten sich Gedankenreihen von weltgeschichtlichen Weiten und Ausblicken aus der Rede eines jungen Mannes, dessen Name, Stellung, Persönlichkeit wohl nur ganz wenigen bei uns bekannt ist, und der doch eine Macht ist, die weit über seine Stadt und Heimat, ja über sein ganzes Land hinaus sich fühlbar machen kann.

Von einigen neuern Schriftstellern ist der Versuch gemacht worden, die Scherifen von Wasan als gänzlich harmlose, unbedeutende Mönche hinzustellen, die man früher aus irgendwelchen törichten Gründen maßlos verkannt und überschätzt hätte. An der Spitze dieser Verkleinerer Wasans steht Auguste Mouliéras, dessen weitschweifige Veröffentlichungen leider noch niemand als das an den Pranger gestellt hat, als was gründliche Prüfung sie erkennen muß: eines seichten Schwätzers höchst unzuverlässige Nachrichten aus zweiter Hand. Da Mouliéras mit den 1487 Druckseiten, die er bisher allein in Buchform über Marokko veröffentlicht hat, dem Umfang seiner Arbeit nach noch immer an der Spitze aller Schriftsteller steht, die sich die Erforschung des Scherifenreichs zur Aufgabe gemacht haben, so kann man ihn nicht gut übersehen. Aber es muß doch immer wieder daran erinnert werden, daß der brave Mann seine dicken Bände zusammengeschrieben hat, ehe er auch nur einen Schritt auf marokkanischem Boden getan, ja, ehe er nur einen Blick in die ungeheure fremdsprachige Literatur über Marokko geworfen hatte. All seine Mitteilungen beruhen auf den Erinnerungen eines Berbers, der als Bettelmönch und Landstreicher 22 Jahre lang in Marokko umhergezogen ist, nie auch nur eine einzige Zeile von all seinen Eindrücken, Erfahrungen, Beobachtungen niedergeschrieben und am Schluß dieses langen Wanderlumplebens nach dem Gedächtnis (!) über jedes Dorf, jeden Hügel, jeden Bach, woran er vorbeigekommen, lächerlich genaue Einzelheiten mitgeteilt hat. Und da man ihn seinerzeit in Wasan schlecht behandelt und später auch seinen Freund, den Professor, an einem Besuch der heiligen Stadt verhindert hat, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn im Maroc

inconnu die Scherifen hingestellt werden als unbedeutende Pfäfflein (prestolets) ohne politische oder kirchliche Macht.

Die beiden erfolgreichsten Reisenden aber, die bisher am meisten von allen zur wirklichen Kenntnis des Landes beigetragen haben, Foucauld und Segonzac, urteilen anders. Beide haben vom Rif im Nordosten bis zum Ssuß im Südwesten das ganze Reich durchzogen, und beide stellen die Scherifen von Wasan an die erste Stelle aller kirchlichen Machthaber, und nicht nur der kirchlichen. Noch im Jahre 1880 erhob sich das ganze Land um Wasan gegen das Makhsen, und Mulai el Hassan, der unter den 21 Jahren seiner Regierung kaum eines ohne Kampf gegen Aufständische verbracht hat, mußte die Erhebung des Scherifenbezirks für eine der bedenklichsten Erschütterungen seiner Herrschaft halten. Später wiederum, als die Franzosen infolge ihrer Niederlagen im deutschen Kriege Gefahr liefen, Algerien zu verlieren, als die großen Erhebungen des Basch-Aghas Mokrani von Medschana 1871 und zehn Jahre später die noch viel bedrohlichere unter Bu Amama die mächtigsten Kabylen von Arabern und Berbern gegen die Republik zu den Waffen riefen, hat sich der Schiedsspruch des Großscherifen wirksamer erwiesen, als die tapfern kriegerischen Leistungen der Generale Saussier und Négrier. So wiederum bei der Besetzung der weit im Süden, schon mitten in der Sahara gelegenen Oasen In Ssalah und Igli 1899 und 1900, wo die drohende Erhebung von keinem Sultan von Marokko, von keinem französischen Generalgouverneur von Algerien hätte hintangehalten werden können, wenn nicht von Wasan aus die hohe Geistlichkeit ihren Einfluß zugunsten Frankreichs aufgeboten hätte.

Außerhalb Marokkos ist man ja viel besser unter-

richtet über die ungeheure Tragweite, die in mohammedanischen Ländern die Stellungnahme der großen Orden besitzt. Wenn z. B. in der Oase Faredgha,*) im südlichen Barka, das Haupt des Ordens der Senussi die Losung und das Feldgeschrei ausgibt: die Herrschaft der Franzosen in Algerien und Tunesien ist uns nicht angenehm! dann verbreitet sich dieser Machtspruch mit einer Geschwindigkeit über den ganzen nördlichen Erdteil, die nur der versteht, der auf der großen Heerstraße und in den Karawansereien es mit angesehen hat, wie rasch dort alle Nachrichten aus allen Himmelsrichtungen zusammenströmen und ebenso wieder in alle Winde weitergetragen werden. Ein großer Orden wie die von Schech Ahmed es Senussi begründete Brüderschaft oder die Gemeinde der Suchenden (el Tajjebin) von Wasan besitzt so weitverzweigte Verbindungen, kann auf den großen Heerstraßen ganz Nordafrikas, vor allem aber während des langen Zusammenseins von Tausenden von Pilgern aus allen Ländern des Islams während der großen Reise nach Mekka so unendlich ins Weite wirken durch seine Sendboten, wie in unsern Ländern das nur eine einzige Macht kann, die Presse. Alljährlich unternehmen diese Orden überdies besondere Wanderzüge, wirkliche kriegerische Streifen, ghasia genannt (woher unser Fremdwort Razzia), auf denen gepredigt und gesammelt wird. In den beiden vortrefflichen Büchern Reconnaissance au Maroc von Foucauld und Voyages au Maroc von Segonzac finden sich manche höchst anschauliche Schilderungen, wie es auf solchen Wanderfahrten der Ordens-

*) Der Sitz des Oberhauptes des Senussi-Ordens ist schon seit Jahren von Djarabab erst in den Oasen-Archipel von Kufra, dann nach dem Sudan verlegt worden. Anm. v. Th. Fischer.

brüder zugeht. Ganz wunderbar ist, welche Fülle von Gaben das arme Volk für seine Geistlichkeit übrig hat. Foucauld erzählt, der große heilige Sidi bin Daoud, der in der Landschaft Tadla wegen seiner Abstammung vom Kalifen Omar sehr verehrt wird, empfinge an den Markttagen, wenn aus der ganzen Umgegend die gläubige Landbevölkerung zusammenströme, zweihundert, ja vierhundert Kamelladungen allein an Getreidegaben, von andern Geschenken an Lebensmitteln oder barem Gelde ganz abgesehen. Und das wiederholt sich Tag für Tag und Woche für Woche. Und Segonzac hat seine hervorragenden Reisen im Gefolge eines Wasaner Scherifen gemacht, der mit 12 Zelten, 30 Mann und 30 Reittieren durchs Land zog und auf Kosten der Dörfer lebte, die er mit seiner Gegenwart und der Baraka beglückte. Und ich selbst habe nicht nur das ungeheure Gewimmel von Pilgern in Stadt und Sauija von Wasan gesehen, sondern auch später noch einen der Scherifen auf Reisen unterwegs getroffen, der nicht weniger als 38 Zelte mitführte. Solchen Aufwand kann nur jemand treiben, der ein Tischlein deck dich und ein Eselein streck dich besitzt in der Baraka, der segenspendenden, Gold und Ehren einbringenden Wunderkraft der Prophetenabstammung. Man braucht kein tiefgründiger Kenner des maurischen Islams zu sein, um einzusehen, daß diese Kraft in einem Lande wie Marokko, in einer so von altheidnischen Vorstellungen und kindischem Aberglauben befangenen Bevölkerung, wie die aus Arabern, Berbern und Negern gemischten Marokkaner sind, niemals erlöschen kann, solange Land und Leute sich nur einigermaßen gleichbleiben.

Und diese Gleichheit ist wohl noch auf unabsehbare Zeit hinaus gesichert. Selbst wenn wir voraussehen, daß

über kurz oder lang Eisenbahnen und Schulen, diese stärksten aller Vorkämpfer für Freiheit und Bildung, ihren Einzug ins Scherifenreich halten müssen, ganz einerlei ob das unter der französischen Trikolore geschieht oder ob der Sultan als Puppe sein Leben fristen wird wie der Bey von Tunis — der maurische Islam wird deshalb nicht zugrunde gehen. Keine andere Religion, vielleicht die jüdische in außereuropäischen Ländern ausgenommen, hat mit solcher Zähigkeit allen Angriffen widerstanden wie die Mohammeds. Und nichts wurzelt fester in der Seele eines Volkes als Aberglauben und Ammenmärchen, die es in der Jugend gelernt hat. Solange aber der Marokkaner sich so bequem und ausgiebig seinen Harem auf den Sklavenmärkten seiner Hauptstädte ergänzen kann, wo immer frische Ware aus dem Sudan und dem Senegallande zu Kauf steht, solange seine Kinder bis zur Mannbarkeit inmitten dieser Weiberwirtschaft von unwissenden, abergläubischen Nebenfrauen und Sklavinnen aufwachsen, solange wird auch der Boden fruchtbar und empfänglich bleiben für die merkwürdigen Schößlinge, die der Islam hier im äußersten Westen seines Herrschaftsgebiets getrieben hat, für Heiligenverehrung und Wunderglauben, vermummte Vielgötterei und Fetischdienst.

Schon der einzelne Heilige, der Marabut, hat es hier so leicht, sich über die Menge emporzuschwingen und sich als kleinen Halbgott aufzutun. Mag er in seinem von langen Entbehrungen oder vielem Hanf überreizten Hirn wirklich etwas wie ein Gesicht oder eine Offenbarung erlebt haben, oder mag er in kalt berechnendem Betrug Heiligkeit und Wahnsinn und Übermenschentum spielen, er wird Bewunderung und Anbetung ernten, sobald ihm nur irgend ein sichtbarer Erfolg gelingt, eine Kranken-



Marabut vor Fes.

heilung, eine erfüllte Wahrsagung oder ein leibhaftiges Wunder. Aber in ihrer kindischen Frömmigkeit sind die guten Leute hier recht anspruchslos in ihrer Forderung des Wunderbaren, das hier nicht wie bei Ibsens auf das Wunderbare vergeblich lauernden Dämmermenschen eine ideale Forderung zu sein braucht, die erfüllt werden soll und muß. Hier ist eben das Wunder nicht nur des Glaubens liebstes Kind, sondern auch sein häufigstes, am leichtesten großzuziehendes. Ein plumper, für jeden unbefangenen Außenstehenden durchsichtiger Schwindel tut's auch, ja selbst ein Wunder, das keines ist, leistet denselben Dienst. Die alten Chroniken, wie „Der Garten der Urkunden" oder „Die gaumenkitzelnde Ergetzung", die ich schon angeführt habe, sind voll von Märchen und Wundersagen. Besonders die Ernten spielen dabei eine große Rolle. Steht der Weizen einmal besonders dicht mit schweren Ähren, oder beugen sich die Palmenkronen unter der Last ungewöhnlich besetzter Dattelstränge, dann muß ein Wunder herhalten zur Erklärung des unerwarteten Segens. In einem Falle, der überliefert wird, wurde das Wunder einer gesegneten Dattelernte sogar einem christlichen Überläufer zugeschrieben, der dadurch ganz ohne sein Zutun in den Geruch der Heiligkeit kam. Und selbst wenn der irdische Geruch, der solchen heiligen Männern anhaftet, nicht gerade der allerschönste sein sollte, heilig sind und bleiben sie.

Meist suchen diese Marabuten, die man wirklich als sonderbare Heilige bezeichnen kann, etwas in der Vernachlässigung ihres Äußern. Sie lassen in ihrer Verachtung alles Irdischen Haar und Bart wachsen, sichern ihre Haut gegen Witterungseinflüsse durch eine sorgfältig geschonte Schmutzkruste und beweisen der Menschheit ihr

Heiligtum zunächst durch die Frechheit, womit sie Gaben heischen. Dreckig und abstoßend, wie sie in ihrer unsaubern Vernachlässigung sind, wimmelnd von Ungeziefer, oft sogar völlig nackt und nur mit einem dickbeerigen Rosenkranz bewaffnet, stellen sie sich einem entgegen, und der Ton ihrer Bitte, gegen eine Fürsprache bei Allah oder ihrem Sonderschutzheiligen ihnen eine milde Gabe in die ausgestreckte Hand zu legen, hat mehr vom Straßenräuber an sich als von einem in der Furcht des Herrn sanft und fromm dahinlebenden Sucher der ewigen Wahrheit. Niemand aber wagt, sich gegen sie aufzulehnen. Wer nicht geben will oder kann, sucht sich, so gut es geht, an ihnen vorbeizudrücken; jeder andere blutet unter der Erpressung. Denn ehe man sich einen Fluch zuzieht, der immer seine bösen Folgen haben kann, da er, auf offnem Markt ausgestoßen, von Hunderten gehört und ausgenutzt werden kann, gibt man schon lieber sein Scherflein, und zwar nicht herablassend oder widerwillig, sondern demütig, dem Heiligen entgegengehend und ihn um seinen Segen bittend, hält man ihm auf dem Rücken der rechten Hand seine Münze entgegen. So verlangt es das Herkommen.

Der Einfluß solcher einzelnen Heiligen ist natürlich örtlich beschränkt, oft auf ein einzelnes Dorf oder in der Stadt auf einen bestimmten Marktplatz oder eine Straßenecke, wo der fromme Schmutzerjahn am Boden zu hocken pflegt und unter Anrufung Allahs oder seines eigenen Schutzherrn laut und dreist um Gaben bettelt. Aber auch unter diesen Einzelheiligen hat es welche gegeben, die zu großen Ehren emporgestiegen und zu Macht und Einfluß auf Sultan und Volk gelangt sind. Denn seit Mohammed im sechsten Abschnitt des Korans, der Sure der Herden, eine Andeutung gemacht hat, daß nach

ihm noch ein letzter Prophet kommen werde, dem auch die letzten Ungläubigen sich unterwerfen würden, glaubt jeder Eckensteher und Marabut auf diese Würde des verheißnen Sendboten Anspruch zu haben wie Napoleons Soldaten mit ihrem Marschallstab im Tornister auf Feldherrnrang. Dieser letzte Prophet, über den im Koran selbst weiter nichts zu lesen steht, ist der Imam Mehedi, der durch Offenbarung geleitete Priester, der Maula es Ssaa (Herr der Stunde), auf den die ganze mohammedanische Welt wartet, wie die Juden auf den Messias. Von solchen Anwärtern hat Marokko schon mehrere geliefert, und wenn auch keiner von ihnen solchen Erfolg gehabt hat wie der Mahdi im ägyptischen Sudan und sein Khalifa, so sterben doch die Zuversichtlichen nicht aus, die ihre Heiligenlaufbahn mit ihrer Anerkennung als el Imam el Mehedi zu krönen hoffen. So lebt auch heute ein solcher Prophet im Lande, der auch am Hof des Sultans außerordentliche Ehrung gefunden hat und vielleicht noch einmal zu großen Dingen berufen ist.

IV.

Eine Abschweifung in den Südwesten. — Die Spanier können ihre Kolonien nicht wiederfinden. — Vom Könige von Patagonien zum Kaiser der Sahara. — Marokkanische Orden und Geheimbünde. — Abschied vom Großscherifen. — Abendgebet in der Moschee der Sauija.

Der zurzeit persönlich angesehenste Heilige im Lande, der nicht seiner Abstammung oder Zugehörigkeit zu einem mächtigen Orden, sondern lediglich seinen eigenen Verdiensten Ansehen und Einfluß verdankt, ist Ssi Ma el Ainin bin Todl bin el Mamin, ein hochbetagter Herr, der sich durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit einen

solchen Namen gemacht hat, daß sein Rat bei wichtigen Angelegenheiten selbst vom Sultan eingeholt wird. Schon Mulai el Hassan und sein allmächtiger Großwesir Bo Achmed behandelten den alten Herrn mit ungewöhnlicher Auszeichnung, und der jetzige Sultan hat ihn gelegentlich mit königlichen Ehren empfangen. Seine Heimat ist der Oasenbezirk Schingeti, im Lande At Abrar in der westlichsten Sahara gelegen, etwa 600 km landeinwärts von Kap Blanco, also in den äußersten Grenzländern des berberischen Nordwestafrikas, wo der politische Einfluß des Sultans von Marokko wohl nur durch die Vermittlung solcher frommen Männer aufrechterhalten werden kann. Denn mit Heeresmacht ist von den Herrschern des jetzigen Hauses noch keiner so weit nach Süden vorgedrungen. Auch der kriegsgewohnte Mulai el Hassan hat auf seinen beiden großen Kriegszügen, die er 1882 und 1886 nach dem Ssuß unternahm, den 30. Breitengrad kaum überschritten, und sein Oheim Mulai el Amin, der das rote Kriegsbanner seines Neffen und Herrn am weitesten ins Land getragen hat, ist nicht über das Vorgebirge Nun hinausgekommen. Alles, was weiter davon nach Süden liegt, ist infolgedessen nicht nur unabhängiges, sondern auch völlig unbekanntes Land. Und es ist nicht nur den Mauren unbekannt, sondern den Ausländern ebenso, was schon mehrmals zu den lustigsten Irrtümern geführt hat.

So hatten sich die Spanier nach ihrem Kriege von 1860 nicht nur hundert Millionen Peseten Kriegsentschädigung und eine gehörige Abrundung ihres Presidios von Ceuta ausbedungen, sondern auch das Recht gefordert, an der atlantischen Küste zwischen den Vorgebirgen Nun und Ghir dauernd das Gebiet von Santa Cruz de Mar Pequeña zu besetzen, das Spanien von alters dort zur

Ausbeutung der Fischerei benutzt habe. So steht es im achten Paragraphen des Vertrages von Tetuan, und demgemäß erschien dann eines schönen Tages im Jahre 1877 eine hochgelehrte spanische Gesellschaft von Seeoffizieren, Geographen, Rechtsgelehrten und Vermessungsbeamten, die im Bunde mit einigen Vertretern des Sultans die Lage und Grenzen dieses Gebietes bestimmen und dort feierlich die spanische Flagge hissen sollten. Man suchte die ganze Küste auf und nieder und fand keine Spur von diesem Ort mit dem stolzen und frommen Namen. Über hundert Kilometer wurden längs der Küste zu Lande abgeschritten, aber keine Santa Cruz ließ sich erblicken. Dann brütete man noch fünf Monate lang in Mogador über alten Karten und Scharteken und entdeckte schließlich, daß gegen das Ende des 15. Jahrhunderts der spanische Herzog Didaco von Herrera hier eine kleine Seefeste errichtet hatte, um für sein Königreich auf den Kanarischen Inseln einen Stützpunkt auf dem Festlande zu haben. Herrera war der Nachfolger des merkwürdigen Abenteurers Jean de Bethencourt geworden, der mit dem kühnen Unternehmungsgeist seiner normannischen Vorfahren sich auf den Inseln der Seligen ein Königreich gegründet hatte, das er wie ein alter Wikinger sich erobert und mit seinen aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Mannen besiedelt hatte. Seit den romantischen Zeiten dieser letzten normannischen Seehelden großen Stils aber war Santa Cruz de Mar Pequeña verschollen, und bis heute haben es die Spanier noch nicht wiedergefunden.

Kein Wunder daher, daß diese Küste, der Schrecken gewissenhafter Kartographen, das Paradies jener unverfrorenen Wagehälse geworden ist, die uns in unsern Tagen wie leibhaftige Nachkommen jener großen Seeräuber an-

muten. Da erschien anfangs der achtziger Jahre ein dreister und gottesfürchtiger Engländer namens Mackenzie und setzte sich im Namen einer North West African Company, von der man bis dahin nichts gehört hatte, kaltlächelnd an der Küste fest, die er Kap Dschuby taufte, gründete einen Hafen, der natürlich Port Victoria heißen mußte, ließ sich's wohl sein, baute seine Hütten, kaufte den Eingebornen ihren Gummi ab und wurde ein steinreicher Mann. Endlich aber erinnerte sich der Sultan Mulai el Hassan, daß dieses reiche Küstenland ja auch im äußersten Westen läge, also von Rechts wegen ihm untertan und seiner Herrschaft durch den Engländer meuchlings entzogen sei. Es kam zu langjährigen Verhandlungen, die englische Regierung mußte eingreifen, und schließlich kaufte Marokko für eine Million Mark der westafrikanischen Gesellschaft ihre Besitzrechte ab. Das war im Jahre 1895. Die Handelsgesellschaft ist verschwunden, als einziges Andenken ihrer Tätigkeit den Namen Kap Dschuby hinterlassend an der Stelle, die bis dahin Raß Tarfaija hieß. Damit wird die Verwirrung auf unsern Karten nur vermehrt, wie schon durch den Namen Wad Nun auf Karten und selbst in ganz ernsthaften Büchern Unfug genug angestiftet worden ist. Denn einen Wad (Fluß) dieses Namens gibt es gar nicht. Der Name ist nur einer von den unglücklichen geographischen Begriffen, die aus mißverständlicher Auslegung von Auskünften der Eingebornen hervorgehen. Obwohl damals bei Abfindung der englischen Gesellschaft Marokko seine Ansprüche auf die ganze Küste bis Kap Bojador hinunter betonte und von England wenigstens anerkannt fand, hat es seitdem nicht an weitern Land- und Seeräubern gefehlt. Das Geschick, das einen andern naseweisen Engländer betraf, der ganz

mutterseelenallein sich hier ein kleines Königreich einrichten wollte, dabei aber in Gefangenschaft und Sklaverei geriet und erst nach langen Jahren von seiner Regierung für 135 000 Peseten losgekauft wurde, hatte nicht genug abschreckende Kraft, um die Küste vor weitern Besuchen landgieriger Beutejäger zu sichern.

Zunächst erschien ein Österreicher, Geyling mit Namen, der ähnlich seinem verdrehten Landsmann, dem verrückten Mollah im Somalilande, an jener Abart des Größenwahns litt, die bald als maßlose Geldgier, bald als kindische Titelsucht oder gar als ausgesprochener Cäsarenwahnsinn auftritt. Dieser junge Mann war schon vor längerer Zeit einmal in Mogador erschienen und hatte sich den dortigen Konsuln vorgestellt als Amtsgenosse und außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Seiner Majestät Achilles II. von Patagonien. Indessen glaubten die Kollegen nicht so recht an das feuerländische Königreich, und Herr Geyling mußte seine Flagge von Patagonien wieder einziehen und selber verduften, wie er es schon nach dem ersten Akt seines Auftretens in Marokko gemußt hatte, als er Privatsekretär von Abdullah bin Ali, Kaiser von Marokko, war, wie sich ein frecher französischer Schwindler nannte, der 1878 als Thronbewerber aufgetreten war, bis er entlarvt, als fahnenflüchtiger Unteroffizier aus Algerien erkannt wurde und elend und verlassen im Gefängnis von Tanger starb, beweint nur von der Princesse d'Ouazzan, die bis zuletzt an seinen Stern geglaubt hatte. Nach wenigen Jahren warb Geyling in Paris für eine Anleihe zugunsten der unabhängigen Stämme im Ssuß, die ihn zum König ausgerufen und mit der Bildung eines Staates beauftragt hätten. Nach ihm tauchten noch ein paarmal Engländer

auf, mit der menschenfreundlichen Absicht, das herrenlose Küstenland unter ihren schützenden Fittich zu nehmen, und ganz kürzlich haben ja alle diese nach einer afrikanischen Krone lüsternen Abenteurer einen würdigen Nachfolger gefunden in dem Kaiser der Sahara, Jacques Lebaudy, der die Millionen, die sein Vater in seinen Zuckersiedereien erworben hat, nirgends besser als im Sande dieser südwestlichsten Berbernküste anzulegen weiß.

Alle diese sich nach Zepter und Krone verzehrenden Conquistadoren hätten vielleicht wirklichen Erfolg gehabt, wenn sie, anstatt Anerkennung und Unterstützung bei zweifelhaften Elementen der Küstenstädte zu suchen, bei den wirklichen Machthabern ihres zukünftigen Königreichs geschickt vorgearbeitet hätten, bei der Geistlichkeit, die eben auch im allerfernsten Süden, wo kein Sultan und kein Makhsen mehr gilt, Gehorsam erzwingen und Steuern erheben kann. So soll eben jetzt der Mann, der dort wirklich allein ein Machtwort sprechen kann, jener Ma el Ainin aus Schingeti sein, dessen Heimatname diese Abschweifung in das Gebiet offner Fragen der Geographie Marokkos und der jüngsten Abenteurergeschichte veranlaßt hat. Es heißt, er habe kürzlich auch einen Orden gegründet, der sich nach seinem Ursprungsort Esch Schingiatin (die aus Schingeti) nenne und zu seinen Mitgliedern die höchsten Würdenträger des Landes und des Hofes zähle. Indessen umgibt noch ein dichter Schleier des Geheimnisvollen Tätigkeit und Zweck dieser Brüderschaft, und es ist mir nicht möglich gewesen, glaubwürdige Nachrichten darüber zusammenzubringen.

Ähnlich geheimnisvoll gebärdet sich der Orden der Derkaua, dessen Gründer Mulai el Arbi bin Ahmed esch Scherif esch Schedili ed Derkaui aus dem Lande der Beni Serwal

bei Fes stammte und zu Anfang des 19. Jahrhunderts in der Hauptstadt gestorben ist. Sein Lehrer hatte noch Milde und Nächstenliebe gepredigt und besonders auf gute Nachbarschaft mit Juden und Christen hinzuwirken gesucht. Er selbst aber schöpfte aus seiner Beschäftigung mit den heiligen Schriften und alten Auslegern nur die Anregung zu neuer Unversöhnlichkeit und lehrte Haß und Verachtung aller Ungläubigen. Weniger fremdenfeindlich ist der Orden der Kadirijin, der wohl die meisten Anhänger von allen kirchlichen Genossenschaften in Marokko hat. Er blickt auf eine ruhmreiche Geschichte von acht Jahrhunderten zurück, während der er von Nordpersien aus, wo sein Gründer, Abd ul Kadir el Gilani, herstammte, die ganze mohammedanische Welt erobert hat. Man sagt, auch der türkische Sultan bekenne sich zu diesem Schutzheiligen, der allein von allen islamischen Marabuten eine der christlichen ähnliche Lehre der Sündenvergebung durch den Glauben entwickelt hat. In Bagdad erhebt sich über dem Grabe Abd ul Kadirs ein mächtiger, mit buntschillernden Glanzziegeln gedeckter Kuppelbau, in dessen Pilgerräumen Budgett Meakin, der Verfasser des verdienstvollen dreibändigen Sammelwerks über das Maurenreich und die Mauren, auch zahlreiche Marokkaner fand, die im Anschluß an den Hadsch nach Mekka zu ihrem Heiligen gepilgert waren. Das ist ein deutliches Zeichen für die weltumspannende Bedeutung dieser Orden, die durch ihre weitverzweigten Verbindungen und die Möglichkeit, in jeder Moschee lehrend und werbend aufzutreten, zu einer lebendigen Kraft werden, der keine politische Macht innerhalb des mohammedanischen Staatsgetriebes gleichkommt.

Mächtiger aber als alle einzelnen Heiligen, mächtiger an Ansehen als der fromme Schech Ma el Ainin oder so

weitverbreitete Brüderschaften wie die Derkaua und Kadirijin, steht der Orden der Tajjebin von Wasan da (in Marokko selbst meist et Tsuhamijin genannt), weil er eben nicht nur irgend eine besondere Lehre predigt, sondern allein von allen anknüpfen kann an die Person des Propheten, die allen mohammedanischen Zweiglehren und allen Völkern, die den Koran angenommen haben, gleich heilig ist. Wenn Mohammed auch selbst an zahlreichen Stellen seiner Suren betont, er sei nur ein Mensch wie jeder andre auch, weder göttlicher Herkunft noch ein Engel an Tugend oder Weisheit, sondern nur ein auserkornes Werkzeug in der Hand des Höchsten, so haben sich weder seine Anhänger noch seine eignen Nachkommen damit begnügt und ihn und alles, was näher oder ferner mit ihm zusammenhängt, durch abgöttische Verehrung über alles Menschentum hinausgerückt. Und so thronen die Scherifen von Wasan, als die unzweifelhaften leiblichen Nachkommen, auf der obersten Stufe des Heiligenhimmels, den sich die maurisch-berberischen Bekenner des Islams bevölkert haben mit zahllosen Gestalten, die ihnen die alte heidnische Vielgötterei und Heldenverehrung lebendig erhalten sollen. Sie leben in einem Dunstkreise von Weihrauch und unbedingter Unterwürfigkeit wie der Dalailama der tibetischen Buddhisten oder der unfehlbare Papst der römischen Christenheit, Halbgötter eher denn Menschen, heilig auch in all ihren irdischen Schwächen und Verirrungen, und selbst dann ein Gegenstand gläubigster Anbetung, wenn vererbtes Siechtum und eignes Lasterleben ihnen das geraubt hat, was allein sie zu Menschen macht, den gesunden Verstand.

Als man mir geschildert hatte, in welch jammervoller Verkommenheit die Häupter des Scherifenhauses in Wahn-

sinn oder stumpfsinniger Hanfbetäubung dahinlebten, wie der einzige gesunde Sproß noch ein halbwüchsiger Junge sei, hatte ich mich darauf gefaßt gemacht, entweder einen jener blöden verschmutzten Fakire zu sehen, wie sie in Benares Tempel und Straßen bevölkern, oder ein von blendendem Glanz erdrücktes Kind, wie uns Thomas Manning eines bei seinem Empfang beim Dalailama zu Lhassa geschildert hat. Und nun hatte ich eine Stunde verplaudert mit diesem jungen, kräftigen gesunden Menschen, der sich vornehm gab wie der echte Sproß eines uralten Hauses und klug sprach und klug fragte wie einer, der auch über seine vier Wände hinaus zu sehen und hinaus zu denken vermag. Gern hätte ich den Besuch noch länger ausgedehnt, da es hierzulande keine Zeitgrenzen gibt, die man bei einem Anstandsbesuch ängstlich wahren müßte. Aber vom hohen grünen Minarett der nahen Moschee der Sauija klang jetzt in unsere Unterhaltung und in das Rauschen des sprudelnden Wassers hinein der langgedehnte Ruf des Mueddhins: „Allahu akbaru, haia ala es ssalâhi!“, (Gott ist am größten, kommt zum Gebet). Es war der Ruf zum Moghreb, dem Abendgebet, das kein frommer Moslem versäumen darf. Mulai Ali stand auf und schüttelte mir die Hand wie einem alten Bekannten und verhehlte nicht, daß ihm die Unterhaltung über den Islam und die Orden und Genossenschaften im Morgenlande und im äußersten Westen sehr gefallen habe. Mein Dolmetscher holte nun mit Andacht und Gründlichkeit seinen anfangs verunglückten Kuß nach und empfing dafür einen langen Segen, und auch der Mokhasni, der während des gelehrten Gesprächs wie ein treuer Hund vor der Tür Wache gehalten hatte, wurde hereingerufen, um der Baraka teilhaftig zu werden.

Durch das Gewirr von Gängen und Höfen, in denen überall Sklaven mit Fackeln und Laternen bereitstanden, ging es wieder hinaus ins Freie. Wieder führte der Weg an der großen Moschee vorbei. Ich verlangsamte meinen Schritt, um unauffällig einen langen Blick hineinzuwerfen. Von den Decken hingen die trübe brennenden Öllampen in viereckigen Glaskästen und ließen ihr ungewisses Licht hinhuschen über den großen Binnenhof und die umschließenden Bogenhallen. In der Mitte plätscherte ein Springbrunnen. Die Ränder seines Beckens, wo die Gläubigen vor dem Gebet ihre Waschungen vollzogen hatten, waren naß gespritzt und funkelten im Lampenlicht wie Spiegelglas. In den dämmerigen Hallen aber lagen, auf wunderschön purpurroten Gebetteppichen in langen Reihen, ausgerichtet und in gleichem Abstand voneinander wie bei turnerischen Freiübungen, die Andächtigen auf den Knien. Ihre vermummten Gestalten wogten im Gleichmaß hin und her, auf und nieder, wie es die mannigfachen Drehungen und Beugungen erfordern, die das Gebet vorschreibt. Vielstimmiger Gesang, voll und weich aus kräftigen Männerkehlen kommend, füllte den Raum und folgte mir noch lange, als ich längst aus dem Bereich der innern Umfriedigung der Sauija heraus war und über dieses selten dem Christen vergönnte Schauspiel nachsann, das wie der Empfang beim Großscherifen in seiner Art auch etwas Großzügiges und Ergreifendes hatte. Überall in der alten Welt, in dem ganzen Riesengürtel der mittlern Zone, wo der Islam herrscht, von den Gestaden des Atlantischen Ozeans bis weit über den Kern Hochasiens hinaus, folgen die Gläubigen, sobald der Sonnenball aus dem Gesichtskreis sinkt, dem Rufe des Mueddhins und vereinigen Gebet und Gesang wie hier

in der Moschee der Nachkommen Mohammeds zum Preise ihres Propheten. Sie singen in derselben altertümlichen Sprache dieselben Worte, die vor dreizehnhundert Jahren zuerst in den heiligen Städten Arabiens geformt wurden, die seitdem in langen blutigen Kriegen begeisterter Glaubenseifer in alle Lande trug und dort zu unbeugsam starren Einrichtungen des öffentlichen Lebens machte und die bis jetzt kein Wandel der Zeiten hat erschüttern können. Das ist eine Zähigkeit der Lebenskraft, die keine andre Glaubenslehre je erreicht hat. Und darin liegt eine Größe, die uns Bewunderung abzwingt, wie wir uns auch sonst zum Islam und seinen Leistungen für die Menschheit stellen mögen.

Am Hofe des Sultans.

Die Filali-Sultane in Geschichte und Literatur.

I.

Schlechter Leumund der Sultane von Marokko. — Quellen über die neuere Geschichte des Landes. — Seeräuberei und Sklavenfang vermitteln Berichte aus der Barbarei. — Schmachvoller, persönlicher Anteil des jetzt regierenden Herrscherhauses an Greueln und Bluttaten.

Wenn in früheren Jahrhunderten dem wackern kannegießernden Bürger abends an der Bierbank der Sinn nach Außerordentlichem stand, nach Erzählungen von unerhörten Verbrechen und teuflischen Grausamkeiten, dann erkundigte er sich nach den neuesten Berichten aus der „Barbarei“, dem geheimnisvollen Lande der Schrecken, wo in blutiger Majestät der „König von Fessa und Tafiletta“ thronte, gegen dessen haarsträubende Greueltaten selbst der Chinesenkaiser und der Großmogul als die reinen Waisenknaben erschienen, obwohl in ihren Regierungshandlungen Foltern und Massenhinrichtungen häufig genug sein mochten. Nicht gerade oft gelangte zwar glaubhafte Kunde aus dem fernen Berberlande nach Europa in die Christenheit. Aber wenn einmal ein unglücklicher Seefahrer, der an der marokkanischen Küste

Schiffbruch gelitten und nach seiner Gefangennahme jahrelang in Sklaverei geschmachtet hatte, nach tausend Abenteuern und Fährlichkeiten wieder in seinem Heimatshafen auftauchte, dann fand die wundersame Mär von seinen Erlebnissen auch alsbald ihren Weg durch die ganze gebildete Welt. In jenen erregten Zeiten, wo auf die gewaltige geistige Erweckung der Reformation der tatenfrohe Drang des Reisens und der Entdeckungen gefolgt war, muß die Teilnahme des Volkes an überseeischen Geschehnissen auch bei uns ganz außerordentlich lebendig gewesen sein.

Vor allen waren es die Engländer, Spanier und Portugiesen, die von Abenteuern in der Barbarei zu erzählen hatten, aber auch die Niederländer haben manches hundert wackerer Seeleute dort unten sich wegfangen lassen, und gerade ihre Berichte fanden am leichtesten und raschesten ihre Übersetzer in Deutschland. In der Flugblattliteratur jener Tage kann man oft genug „wonderlicke ende vreemde tijdinghe van de Zeeroovers in Barbarijen" finden, die später als „curieuse historie" in deutschem Gewande den neuigkeitsgierigen Bürgern des deutschen Binnenlandes einen Gesprächsstoff brachten, der doch ein weit stärker beizender Tabak sein mußte, als das Kriegsgeschrei von den Völkern „hinten weit in der Türkei". Schon aus dem Jahre 1558 kennt man eine „Newe Zeitung aus dem Königreich Fessa in Mauritanien gen Nürnberg geschrieben", und seitdem sind wohl alle ausländischen Berichte aus Marokko ins Deutsche übersetzt und in Flugblättern oder Büchern verbreitet worden. Immer wieder aber waren es die Nachrichten von den am Hofe des Sultans Frondienst leistenden Christensklaven, die Teilnahme erweckten, jedenfalls in noch viel höherm Grade als in unsern Tagen etwa die Rückkehr eines

Slatin Pascha oder eines Karl Neufeld aus der Gefangenschaft beim Mahdi. Denn im Laufe der Zeit war diese Leibeigenschaft von Tausenden von Europäern am Hofe viehisch roher und teuflisch grausamer Despoten eine weltpolitische Frage geworden. Es gab fast keinen Hafen mehr, der zum Mittelmeer oder den afrikanischen Gewässern Beziehungen hatte, der nicht den Verlust eines oder mehrerer Schiffe mitsamt ihrer Besatzung an die Mauren zu beklagen gehabt hätte. Hunderte und Tausende von unglücklichen Christen fristeten unter den denkbar härtesten Daseinsbedingungen ihr Leben in der Fremde als Fronarbeiter und Sklaven, der Willkür und Laune tyrannischer Barbarenfürsten preisgegeben, die in ihren Gefangenen gottgesandte Beute sahen, mit der nach Belieben zu schalten ein frommes Werk sei.

Seit den ersten großen und so oft unglücklichen Kämpfen der Spanier gegen die Mauren waren christliche Krieger in ungeheuren Scharen in die Kriegsgefangenschaft über die Meerenge geschafft worden, und bei dem Aufschwung des überseeischen Handels im ausgehenden Mittelalter nahm die Frechheit der maurischen Seeräuber ebenso zu wie der Unternehmungsgeist der europäischen Handelsvölker, so daß der Verlust christlicher Schiffe an der maurischen Küste zu den alltäglichen Dingen gehörte. Und nicht nur in ihren eigenen Gewässern betrieben diese kühnen Räuber ihr gefährliches Handwerk, bis in die nordischen Meere verfolgten sie mit ihren raschen, gut bewaffneten Seglern die schwerbefrachteten Kauffahrteifahrer und schleppten sie mit Mann und Maus in ihre Schlupfwinkel Sale und El Araisch. Diese fortgesetzten Vergewaltigungen, so schimpflich sie für stolze Kulturmächte sein mochten, mußte sich Europa jahrhundertelang

gefallen lassen. Nur Spanien versuchte, zumal unter Philipp II., kräftige Abwehr, ohne aber auf die Dauer die aller Gesittung hohnsprechenden Gepflogenheiten der maurischen Seefahrer aus der Welt schaffen zu können, obwohl gerade spanische Häfen am meisten darunter zu leiden hatten. Noch im September 1876 hat die spanische Regierung drei ihrer Untertanen, die an der Küste des Ssuß in berberische Gefangenschaft geraten und sieben Jahre lang als Sklaven im Innern festgehalten worden waren, auslösen müssen für ein Kaufgeld von 27 000 Duro (nach damaligem Gelde etwa hunderttausend Mark), und bis in unsere Tage hinein sind solche Fälle von Menschenraub vorgekommen. Der letzte Fall, von dem ich hier gehört habe, hat sich vor zehn Jahren zugetragen, wo ein junger Spanier, der aus einem der Militärgefängnisse an der Rifküste entwichen war, von Berbern aufgegriffen und in die Sklaverei verkauft wurde. Auch noch aus dem Jahre 1903 könnte man den Fall der Matrosen des „Kaisers der Sahara" anführen, die ja bei ihrer verunglückten Landung an der Küste des südwestlichsten Marokkos vorübergehende Bekanntschaft mit maurischen Sklavenfängern gemacht haben.

Die Berichte solcher verunglückten Seefahrer sind unsere ältesten und ausführlichsten Quellen für die neuere Geschichte Marokkos, und wir stehen vor der Frage, ob wir es mit plumpen Übertreibungen und dreisten Fälschungen zu tun haben oder ob wir ihre merkwürdigen Erzählungen für wahr halten dürfen. Denn was sie uns in der kunstlos anschaulichen Art volkstümlicher Erzähler vortragen, ergibt so grauenhafte Bilder menschlischer Verkommenheit, daß wir zunächst zweifeln möchten und sagen: das kann nicht wahr sein, eine so ununter-

brochene Reihe unmenschlicher Scheusale kann nicht von einem Volke oder gar von einer einzigen Familie hervorgebracht worden sein. Und nahe genug liegt es, die Häufung von Verbrechen und Ausschweifungen, wovon jene Berichte über die maurischen Sultane erfüllt sind, auf Rechnung der Eitelkeit oder Unbildung ihrer Erzähler zu setzen. Denn es ist eine alte Erfahrung, die wir auch bei manchen zeitgenössischen Reisenden machen können, daß überstandene Gefahren in der Erinnerung zu fabelhafter Größe anschwellen, je weiter zurück ihr Erleben liegt und je ferner und unbekannter ihr Schauplatz ist. Die meisten jener zurückgekehrten Sklaven waren überdies einfache Leute aus dem Volk, ohne viel Wissen oder Erfahrung, denen jeder Maßstab zu Vergleichen fehlte, die vielmehr die verhängnisvolle Neigung ihrer Berufsgenossen, ein gehöriges Seemannsgarn zu spinnen, verbanden mit all den schönen Künsten der Übertreibung und Ausschmückung, womit der gefeierte Afrikareisende im kühnsten Jägerlatein seine Löwenjagden zum besten gibt.

Eines der hervorragendsten Bücher dieser Art stammt von einem Engländer, Thomas Pellow, der 23 Jahre lang in unfreiwilligem Dienst am Hofe der Sultane Ismail und Abdullah, der beiden größten Wüteriche unter den neuern Herrschern Marokkos, gelebt und es schließlich zu einer ziemlich angesehenen Stellung im Heere gebracht hatte. Aber Pellow war erst elf Jahre alt, als er, eben der Lateinschule seiner Heimatstadt Penryn in Cornwall entronnen, als Schiffsjunge auf der Reise nach Genua in die Gefangenschaft der maurischen Seeräuber geriet und von diesen an den Hof von Mekines verkauft wurde. Im großen ganzen ist seine Schilderung von Land und Leuten, Erlebnissen und Zuständen wohl echt und zuver-

lässig. Sobald es sich aber darum handelt, außerordentliche Dinge zu schildern, scheinen in ihm die Erinnerungen an Jugendträume und Indianergeschichten zu erwachen, und er verfällt in maßlose Übertreibung. So erzählt er an einer Stelle von seinen Fluchtversuchen und der ersten Nacht, die er draußen auf freiem Felde zubringen muß: alsbald sieht er sich „umringt von großen Scharen von Löwen, Tigern, Leoparden, Panthern“ und ähnlichem Getier, was damals ebensowenig wie heute zu den alltäglichen Erscheinungen in Marokko gehört hat. Und wenn er berichtet, der Sultan Mulai Abdullah habe mit eigner Hand fünftausend Menschen getötet, so darf man das wohl auch für einen allgemeinen Ausdruck der Vielheit halten und etwa gar eine Null abstreichen. Immerhin bleibt auch bei kritischem Lesen seines und anderer Seemannsberichte genug übrig, was uns Herrscher und Volk der „Barbarei“ als wirkliche Barbaren erkennen läßt. Überdies erzählen auch die einheimischen Geschichtsschreiber, wie Ibn Chaldun, Ibn Abi Sara, El Ifranni, Es Seijani und Es Slaui, die uns die Geschichte der maurischen Herrscherhäuser von den ältesten Zeiten bis auf den heute regierenden Mulai Abd ul Asis überliefert haben, mit kalter Selbstverständlichkeit von den blutigen Empörungen, heimtückischen Brudermorden und entsetzlichen Massenhinrichtungen, die in langer, schauerlicher Kette die Geschichte Marokkos darstellen. Was aber auch aus ihren Büchern und denen ernsterer Männer, als es die Matrosensklaven waren, mit großer Deutlichkeit hervorgeht, das ist der schmachvolle Anteil, den die maurischen Sultane persönlich an all den Greueln gehabt haben, die ihr Land brandmarken.

Wir wissen ja genug aus der Geschichte morgen-

ländischer Völker, um die Bruderkriege und Verwandtenmorde für etwas von orientalischer Erbfolge Untrennbares zu halten und auch in Marokko durchaus am Platz zu finden. Und auch Massenhinrichtungen von Kriegsgefangenen oder aufständischen Untertanen sind in anderen östlichen Ländern nichts Ungewöhnliches. Hat doch noch im Jahre 1900 unser Freund Lihungtschang als Statthalter der beiden Kwangprovinzen in Südchina allein in seiner Hauptstadt Kanton Tag für Tag Hunderte von Boxern oder angeblichen Boxern hinrichten lassen, um den Ausbruch eines Aufstandes zu verhüten, der im volkreichen, leichter entzündlichen Süden ganz andere Gefahren mit sich gebracht hätte als die Bewegung im Norden, die von auswärtigen Hetzern erst geschürt werden mußte. Etwa 600 Mann ließ Lihungtschang damals täglich, bis zu seiner Abreise nach Tientsin, köpfen, 600 in den Dschunken, Warenspeichern und Schifferkneipen der Hafenstadt beliebig aus den untern Schichten aufgegriffene Bassermannsche Gestalten, die, wenn vielleicht auch keine wirklichen Boxer, doch gut genug waren, um dem Volke zu beweisen, daß der allmächtige Vizekönig keinen Spaß verstehe, wenn es sich um die Sicherheit des ganzen Landes handle. Von solcher, wenn auch blutig grausamer Großzügigkeit tragen die Schreckenstaten marokkanischer Herrscher und Staatsmänner nichts an sich. Ihr Blutvergießen erscheint zwecklos oder doch überflüssig, nur der unnatürlichen Lust des pathologischen Verbrechers am Blute entsprungen. Und obschon die furchtbare Blütenlese, die uns einheimische und fremde Erzähler zusammenstellen aus der Schreckensherrschaft der Beni Marin, der Watassi und der Ssaadi, die Marokko im ausgehenden Mittelalter beherrschten, kaum einer Steigerung fähig scheint, setzt doch gegen Ende

des 17. Jahrhunderts gleichsam eine neue Kraft des Bösen ein, deren Wirkungen alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen und selbst für Marokko Unerhörtes bringen. Das war zur Zeit, als die heute noch herrschenden Filali zur Macht gelangten.

Mit ihnen hat das Herrscherhaus den Thron bestiegen, das sich mit dem Blute seiner Untertanen besudelt, das durch unerhörte Schandtaten und eine unübersehbare Menge von Verbrechen und Greueln aller Art seinen Namen befleckt hat, wie wohl kaum vor ihm ein Geschlecht, das vom Geschick zur Herrschaft über ein Land berufen war. Was uns Martial und Sueton von entarteten Römerkaisern berichten, muß verblassen vor den Schandtaten dieser gesalbten Mohrenkönige, die wie zum Hohne auf alle Vernunft und alle Gerechtigkeit sich als Auserwählte Gottes betrachteten, als heilige Werkzeuge seines Willens, zu dessen Ausführung sie als die leiblichen Nachkommen seines Propheten ausersehen seien. Was es mit dieser Verwandtschaft und der unmittelbaren Abkunft von Mohammed auf sich hat, ist schon bei der Besprechung der Scherifen von Wasan erwähnt worden; es ist ein durchaus fadenscheiniger Anspruch, der nur in einem Lande der Leichtgläubigkeit wie Marokko Anerkennung finden konnte. Aber anstatt aus der vorgeblichen Abstammung vom Gründer ihrer Religion die sittliche Verpflichtung zu vorbildlichem Lebenswandel abzuleiten, haben die Sultane der Filali ihr Scherifentum nur als Freibrief für Gesetzlosigkeit und Willkür, Grausamkeit und blutdürstige Roheit angesehen. Zwar galten ihre ersten Vertreter, die als angebliche Prophetennachkommen ins Land kamen, für musterhaft fromme und rechtschaffene Leute. Um so merkwürdiger erscheint die

Entwicklung zu unmenschlichen Henkern, als die Mohammeds Enkel sich gezeigt haben, sobald sie in Marokko mit den Filali abermals zur Herrschaft kamen.

II.

Ursprung der Filali. — Die angeblichen Nachkommen Mohammeds. — Ein niedriges Negerweib Oberfrau der Sultane. — Ein blutdürstiger Stammvater. — Der unvorsichtige Wesir. — Der Henker im Gefolge des Herrschers. — Der Kaffee des Sultans.

Die auffällige Tatsache, daß die Vorfahren des heute regierenden Sultans von Marokko sich so rasch von ruhigen gottesfürchtigen Geistlichen zu blutgierigen Wüstlingen entwickelt haben, läßt sich vielleicht am ehesten durch die starke Beimischung von Negerblut erklären, die diese ursprünglich rein semitischen Araber erfahren haben, von eben jenem Negerblut, das überhaupt das meiste zum Niedergange des Landes und seiner Bevölkerung beigetragen hat. Als sich die Bewohner der Oase Tafilelt, südlich vom Atlas, ungefähr auf dem Längengrade von Fes gelegen, vor etwa sechshundert Jahren ihren angeblichen Prophetennachkommen aus Arabien verschrieben, der der Urahn der jetzigen Sultane werden sollte, hatten sie mit dem braven Hassan bin Kassim, der ihrer Einladung gefolgt war, gar keine schlechte Erwerbung gemacht. Er und seine Söhne waren bescheidene Leute, die still und gelassen in der Furcht des Herrn dahinlebten und sich mit liebevoller Andacht und Hingabe der einzigen Aufgabe widmeten, die man ihnen stellte: der möglichst ausgedehnten Fortpflanzung ihres geheiligten Blutes. Sie selbst, ihrer wirklichen Abstammung von Abu Talib, des Propheten Schwiegervater, und nicht von Mohammed,

bewußt, erhoben keinerlei persönlichen Anspruch auf Scherifentum und Anbetung, führten vielmehr nach dem übereinstimmenden Bericht der einheimischen Geschichtsschreiber ein beschauliches, zurückgezogenes Leben, ohne an Politik und die Händel dieser Welt zu denken. Dreihundert Jahre waren ihnen in diesem Leben, friedlich, faul und freudenreich, dahingegangen, als zum ersten Male einem von ihnen der Gedanke kam, daß man mit so erlauchtem Blute in den Adern doch noch mehr haben könne, als die Liebe der Töchter des Landes. Es war ein gewisser Ali bin el Hassan, der im Jahre 1591 zuerst den Großmachtskitzel verspürte, seinen Landsleuten das Märchen von der Prophetenabkunft aufband, den Beinamen „Mulai esch Scherif es Ssedschilmassi" annahm und, als er die Leichtgläubigkeit der Menge erkannte, schlankweg mit dem Anspruch hervortrat, nun auch weltlicher Herrscher in dem Oasengürtel von Tafilelt zu werden. Damals hieß der Landstrich noch Ssedschilmassa, erst später kam der berberische Name Tafilalet dafür auf, woraus die heutige Bezeichnung Tafilelt verderbt ist und dessen Eigenschaftswort Filali lautet.

Das ist der Ursprung des Herrscherhauses der Filali, die übrigens im Lande selbst von Schriftstellern und Hofbeamten weit seltener „El Filalijjin" genannt werden als „Daulet esch Scherifijja el Alauwijja", das erlauchte Haus der Nachkommen Alis. Schon der Enkel dieses Ali bin Hassan war mit der Beherrschung des reichen und dichtbevölkerten Oasenlandes nicht zufrieden. Er begab sich auf den Kriegspfad und riß nach und nach eines der Nachbarreiche nach dem andern an sich. Seinen eignen ältern Bruder, dem die Erbfolge zugefallen war, hatte er vom Throne gestoßen und zum Selbstmord gezwungen,

einem für Mohammedaner sehr schimpflichen Tode, der nichts von der vornehmen Selbstverständlichkeit an sich hat, womit der in konfuzischen Gedanken lebende Ostasiate ein verfehltes Leben selbst endet. Auf diesen blutigen Anfang seiner Herrschaft folgte eine Bluttat nach der andern. Bei der Eroberung des Küstenlandes Es Ssahil ließ er an einem Tage über viertausend Gefangene hinrichten, bei der Einnahme von Iligh, der Hauptstadt eines im Südwesten gelegenen Reichs, ordnete er die Abschlachtung von mehr als zweitausend Einwohnern an, und die Stürmung von Fes, die ihm 1665 gelang, bildete auch den Gipfel seiner blutgierigen Gewaltleistungen. Nie wieder haben die engen und steilen Gassen der Hauptstadt so viel Blut hinabgeschwemmt wie an dem Tage, wo der erste aus dem „erlauchten Hause" der Prophetennachkommen seine Herrschaft über die alte heilige Stadt und damit über das ganze Land begründete.

Diese Hyäne in Menschengestalt — man könnte auch von dem Henker auf Fürstenthronen reden, wenn die maurischen Sultane so etwas wie einen Thron besäßen; der fehlt ihnen aber, ebenso wie Krone und Zepter, Purpur und Hermelin — dieser erste der Filali-Tyrannen, von dem der heutige Sultan im siebenten Gliede abstammt, scheint zu den Grundeigenschaften seiner semitischen Vorfahren, Sinnlichkeit und Grausamkeit, noch alles hinzuerworben zu haben, was heißes Negerblut darin an Steigerungsfähigkeit beisteuern kann. Seine Mutter war eine Negerin, die unter sehr merkwürdigen Umständen Ahnfrau der Filali wurde. Sein Vater hatte ebenfalls schon einen Versuch gemacht, seine weltliche Herrschaft auszudehnen, war aber bei einem Feldzuge gegen den Ssuß, die Südwestlandschaft Marokkos, in Gefangenschaft

geraten und all seiner Habe verlustig gegangen. Er erniedrigte sich vor seinem Feinde soweit, daß er darum bat, eine seiner Frauen oder Nebenfrauen möge ihm als Haftgenossin überlassen werden. Sein siegreicher Gegner, Abu Hassan, Herrscher von Iligh, war ein witziger Herr und schickte dem liebebedürftigen Kriegsgefangenen das abschreckendste Frauenzimmer, das sich unter den Sklavinnen finden ließ. Dieses Negerweib wurde die Stammutter der Filali. Ihre beiden in der Kriegsgefangenschaft gebornen Söhne Mulai er Reschid und Mulai Ismail eröffnen die Reihe der Herrscher, die die unmittelbaren Vorfahren von Mulai Abd ul Asis sind.

Die frühern Herrscherhäuser, arabischer wie berberischer Abstammung, die bis zum achtzehnten Jahrhundert über Marokko die Fuchtel geschwungen hatten, werden die geduldigen Untertanen gewiß nicht verwöhnt haben durch irgend etwas, was wie gerechte Verwaltung und menschliche Behandlung hätte aussehen können. Aber Mulai er Reschid, der erste Filali, der die drei ehemaligen Reiche Fes, Marrakesch und Ssuß wieder in einer Hand vereinigt hatte, brachte es doch fertig, den Marokkanern ganz neue Begriffe von Herrschertugenden beizubringen. Zunächst machte er sich um die Vereinfachung des, natürlich ungeschriebenen, Strafgesetzbuches verdient. Der Übersichtlichkeit halber schaffte er außer der Folter alle sonstigen Strafen ab und setzte für alle Vergehen und Verbrechen ohne Ausnahme die Todesstrafe fest. Wirklich erreichte er mit diesem bewundernswert einfachen Mittel, daß niemand mehr im Lande sich zu rühren wagte ohne die Erlaubnis des gnädigen Herrn, daß Straßenraub und Plünderungsstreifzüge, die bis dahin,

wie auch heute wieder, eine Lieblingsbeschäftigung schweifender Kabylen gewesen, ganz in Vergessenheit gerieten und daß in der Hauptstadt, wo der gefürchtete Despot jeweils Hoflager hielt, sogar der bescheidene Gelegenheitsdiebstahl ausstarb. Eine sehr bezeichnende Geschichte erzählen die arabischen Chroniken. Ein diensteifriger Wesir berichtete, in der Hoffnung, seinem Herrn etwas Schmeichelhaftes sagen zu können, die Ehrlichkeit der Hauptstädter sei jetzt so groß, daß niemand wagen würde, etwa verlorene Sachen von der Straße aufzulesen; seit einer Reihe von Tagen schon habe er einen Sack Nüsse auf der Straße liegen sehen, der wohl von einem Lasttier heruntergefallen sei, aber keiner dächte daran, sich das herrenlose Gut anzueignen. „Woher weißt du denn," fragte arglos der Sultan, „daß Nüsse darin sind?" „Ich habe mit dem Fuß daran gestoßen." „Mit welchem?" erkundigte sich der Sultan weiter, „mit dem rechten?" „Gut! Heda, Henker, schlag ihm den rechten Fuß ab!" Ein Wink, und der stets gegenwärtige Blutscherge hatte dem unvorsichtigen Wesir den Fuß abgetrennt, der ihm zum Verräter geworden war. Denn wenn anstatt der Nüsse etwa Goldstücke im Sack geklimpert hätten, würde der Wesir diese Gelegenheit, sich so anerkennend über die Ehrlichkeit der Hauptstädter auszusprechen, sich wohl selbst geraubt haben.

Daß übrigens der Henker sich stets im engern Gefolge des Herrschers aufhält, ist nicht nur marokkanische Hofordnung. Der österreichische Arzt Polak erzählt dasselbe vom Schah Nassir ud Din von Persien, dessen Leibarzt er sieben Jahre lang war. Und Nassir ud Din war doch in seiner Weise ein gebildeter und aufgeklärter Mann, der königlich preußische Schlösser bewohnt und

mit allen gekrönten Häuptern Europas getafelt und Trinksprüche gewechselt hat. Aber bei sich zu Hause war er doch ganz Asiate. Selbst bei seinen Mahlzeiten, die ihm in versiegelten Schüsseln, deren jede vom Oberkoch gekostet sein mußte, auf dem Teppich aufgetragen wurden, stand der Henker hinter ihm. Und wenn einer der Eunuchen durch Ungeschicklichkeit oder unpassendes Benehmen den Zorn des Königs der Könige erregt hatte, genügte der Zuruf: „Agha, besenn!" (schlag zu, Meister!) um ein Todesurteil verhängt, verkündigt und vollstreckt zu sehen. Auch heute noch befindet sich in der Umgebung des Sultans von Marokko stets ein Hofbeamter, der die angenehme Pflicht hat, als Todesengel bei Beamten zu erscheinen, die sich die allerhöchste Ungnade zugezogen und ihr Leben verwirkt haben. Nur spielt sich das heute in recht artigen Formen ab, denn selbst in Marokko scheint man heute Blut nicht mehr so gern in der Nähe zu sehen wie früher in den guten alten Tagen. Wie der englische Gesandte Sir John Drummond Hay erzählt, wird heute in solchen Fällen der Hofmarschall, der Kaid el Meschuar, mit dem bekannten vergifteten Kaffee abgesandt, und dieser würdige Beamte, meist ein ausgesucht stattlicher Neger, der auch das Amt hat, beim Empfang europäischer Gesandtschaften den introducteur des ambassadeurs zu spielen, pflegt bei solchen Fällen eine passende Ansprache zu halten und etwa zu sagen: „O Bruder, sieh diesen schönen Kaffee; er ist vom allerbesten, du weißt ja von welchem. Nimm und trink. Sidna, unser Herr, schickt ihn dir. Es hilft nichts, er kommt von ihm, dessen Augenwink unser Schicksal ist. Was geschrieben steht, ist geschrieben — Mektsub ma Mektsub!" Und mit dieser treffenden und kurzen Leichenrede ist dann das Schicksal dessen besiegelt,

dem es geschrieben stand, daß er einst den berühmten Kaffee aus des Sultans Giftküche erhalten würde.

Mulai er Reschid, der Stammherr der Filali, begnügte sich nicht damit, seine Beamtenschar gelegentlich durch gründliches Henkerwerk zu lichten und dann neu zu ergänzen. Vor allem lag ihm daran, sich mittels ihrer zu bereichern. Trotz seines Namens „der Strenggläubige" (er Reschid), dem er nachzuleben vorgab, schämte er sich nicht, viehische Gemeinheiten zu begehen, die kein noch so findiger Ausleger des Korans und der Sunna hätte mit einem staatlichen oder kirchlichen Zweck entschuldigen können. Wenn Provinzbeamte, nach deren vermutlichem Reichtum ihn gelüstete, unter der Folter noch nicht den Ort verrieten, wo sie ihre Schätze vergraben haben sollten, ließ er Reschid ihre Frauen in den Palast kommen, um sie durch Martern zum Geständnis zu bringen. Dazu hatte er eine Art der Folter erfunden, an deren Anwendung er sich stets selbst beteiligte; er ließ den unglücklichen Weibern unter schweren Truhendeckeln die Brüste abquetschen und setzte sich, um ihre Qual zu mehren, selbst auf die Truhen und wartete, bis sie den Ort der vergrabenen Schätze verraten würden.

Diese persönliche Anteilnahme an solchen teuflischen Grausamkeiten ist es, die uns beim Studium der Geschichte der maurischen Sultane aus dem Hause der Filali mit Empörung und Ekel erfüllt. Denn Mulai er Reschid steht mit seinen Leistungen durchaus nicht vereinzelt da. Bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein haben seine Nachfolger das von ihm geschaffene Bild des blutdürstigen Maurensultans nachgeahmt, erreicht und zuweilen sogar übertroffen. Es ist, als ob diese Heiligen aus dem Blute Mohammeds nichts als lauter größenwahnsinnige teuf-

lische Unholde vom Schlage Caligula oder Heliogabal hervorgebracht hätten. Unter den zwölf Königen, die seit Er Reschid bis zum heutigen Abd ul Asis sich in der Knechtung und Aussaugung des Landes abgelöst haben, sind nur drei, die nach dem Urteil der Zeitgenossen unter Menschen menschlich waren und sogar als gerechte, zielbewußte und pflichteifrige Herrscher gerühmt wurden. Aber diese zwölf Männer, die in den Listen als die Sultane der Filali geführt werden, stellen noch nicht die Hälfte derer dar, die um die Herrschaft im Lande gekämpft haben. Bei jedem Thronwechsel waren zwei oder drei Bewerber da, die den rechtmäßigen Erben nicht eher Ruhe ließen, als bis ihnen der Kopf vor die Füße gelegt wurde, und auch unter diesen Nebenkönigen, die sich zuweilen in abgelegenen Teilen des Reiches lange selbständig hielten, sind die Familientugenden der Filali, Sinnlichkeit und Blutgier, so üppig ins Kraut geschossen, daß auch in den Seitenlinien der Ruhm des Hauses, das nichtswürdigste unter den regierenden Häusern zu sein, die der Ehre des Gothaischen Almanachs teilhaftig werden, durchaus gewahrt blieb.

III.

Das Weib im Leben arabischer Völker. — Vielweiberei in Fes. — Glücklicher Vater von 870 Kindern. — Mulai Ismail, der Massenmörder, und andere „in Gott geheiligte Herren Vorfahren" des Sultans.

Man wird das Leben arabischer Völker und arabischer Männer gar nicht verstehen können, wenn man sich nicht

immer wieder klar macht, eine wie ungeheure Rolle in ihrem Denken und Tun das Weib spielt, das Weib einfach im ursprünglichsten Sinne als Gegenstand des Begehrens genommen, nicht als Geliebte, Lebensgefährtin oder Hausfrau. Zwar haben ja die Geschichtsphilosophen aller Länder und Völker ihre mehr oder weniger beißenden Bemerkungen darüber gemacht, vom Prediger Salomo an bis auf Schopenhauer, daß überhaupt in der Welt sich alles Große wie alles Niedrige im letzten Grunde auf die Urwurzeln unseres tierischen Menschentums, auf Hunger und Liebe, zurückführen lasse. Für die semitischen Araber indessen müßte dieser Formel doch eine andere Wendung gegeben werden, die das Überwiegen der Sinnlichkeit über alles andere als ihr Hauptmerkmal hervorhöbe. Bei Leuten, die nicht viel vom Islam wissen, findet man öfters die Meinung, Mohammed habe mit seinem Koran das alles verschuldet, als er in seinem vierten Abschnitt, der Sure der Weiber, verkündete: „Hütet euch, ungerecht gegen eure Frauen zu sein; heiratet unter denen, die euch gefallen, nicht mehr als zwei oder drei oder vier. Fürchtet ihr aber, nicht recht gegen sie handeln zu können, heiratet nur eine oder begnügt euch mit einer Sklavin." Mit diesem Gebot aber hat der Prophet in Wirklichkeit ein Gesetz gegeben, das seinen damaligen Landsleuten, die in unbeschränkter Vielweiberei lebten, fast wie ein Zölibatsbefehl vorkommen mußte. Solche Dinge werden ja überdies von keiner Religion festgesetzt, sondern Sittengesetz und Glaubenslehre der Völker passen sich auch darin nach Möglichkeit den im Volke wurzelnden Anschauungen und Gewohnheiten an. Mit mehr Recht könnte man vielmehr behaupten, Mohammed habe mit seiner Duldung der Vielehe eher Gutes

gestiftet und die wegen ihrer Zügellosigkeit verrufenen vorislamischen Araber zum Maßhalten angeleitet, soweit sich eben Mäßigung durch Predigt und Vorschrift erreichen läßt. Bei tiefstehenden Völkern heißer Länder würde das Gebot der Einehe von vornherein unsinnig, weil unbefolgbar, gewesen sein. Den klimatischen Verhältnissen und ihren Wirkungen mußte da auch der Gesetzgeber Rechnung tragen. Verwerflich erscheint in Mohammeds Lehre nur, daß er die Ausdehnung der Vielehe zu einer Massenehe gestattete und die Erlaubnis dazu lediglich vom Gelde abhängig machte. Das hat in allen Ländern des Islams zu jener Haremswirtschaft geführt, die das Leben der Großen vergiftet und verwüstet.

Marokko steht darin hinter keinem mohammedanischen Lande zurück, wenigstens nicht soweit die maurisch-arabischen Städter in Betracht kommen; bei den barbarischen Landbewohnern ist trotz kirchlicher Erlaubnis wenig von den Auswüchsen der Vielweiberei zu sehen. Ganz anders bei den reichen Mauren. Es ist für den Fremden natürlich fast unmöglich, zu erfahren, wieviel Frauen und Kebsweiber ein Araber besitzt. Und hier in Marokko, und in Fes besonders, wo die Abschließung der Frauen unendlich viel strenger ist als etwa in der Türkei oder in Ägypten, lassen sich die Geheimnisse maurischer Eheverhältnisse nur schätzungsweise ergründen. Manchmal erhält man überraschende Aufklärung durch einen Zufall. Ereignet sich irgend etwas auf der Straße, kommt ein Hochzeitszug vorbei oder wird ein Knabe feierlich zur Beschneidung geführt, zieht mit festlichem Gepränge und Getöse ein religiöser Orden vorbei, dann bedecken sich im Nu die Dächer der Häuser mit dicht vermummten Gestalten, die sich über den First hinabbeugen, um das

Straßenschauspiel mit ansehen zu können: das sind die weiblichen Insassen der Häuser, Frauen, Nebenfrauen, Sklavinnen, Mädchen und Kinder, die jede Gelegenheit, ihr einförmiges Innenleben durch Ablenkung von außen zu unterbrechen, mit Eifer wahrnehmen und mit einer staunenerregenden Geschwindigkeit sich dazu auf den flachen Dächern einfinden. Hat man von irgendeinem erhöhten Standpunkt innerhalb der Stadt Gelegenheit, dieses blitzschnelle Auftauchen der Frauen auf den Dächern zu beobachten, so wundert man sich immer von neuem über ihre außerordentlich große Zahl. Ich habe selbst auf mittelgroßen Häusern gegen zwanzig Frauen gezählt, und unter meinen eigenen hiesigen Bekannten ist die Zahl derer, die mehr als ein Dutzend Nebenfrauen haben, groß und lehrreich genug, um Rückschlüsse auf die Gesamtverhältnisse zu erlauben.

Selbstverständlich geht auch in der Zahl seiner Frauen der Landesvater mit unerreichbarem Vorbild voran. Unter allen Sultanen aber scheinen die Filali auch in ihren Eheleistungen sich auszuzeichnen. Alle Nachrichten über den Hofhalt der maurischen Sultane stimmen darin überein, daß für jeden Tag des Jahres eine neue Nebenfrau vorhanden sei, die nur dann dauernd à la suite des scherifischen Harems gestellt würde, wenn sie dem Sultan ein Kind gebäre. Sonst wird sie bei passender Gelegenheit als Ehrengeschenk an einen Wesir oder Kaid abgegeben. Unter den Königen des heute herrschenden Hauses scheint sich keiner mit dieser altüberlieferten Zahl von etwa 355 Frauen begnügt zu haben. Der vorige Sultan, Mulai el Hassan, der für einen ernsten, mäßigen Mann galt, hatte etwa fünfzehnhundert Frauen nach Schätzung des französischen Artilleriehauptmanns Erckmann, eines

Neffen des bekannten Schriftstellers Emile Erckmann, der fünf Jahre lang am Hofe von Fes und Marrakesch gelebt hat. Der größte Held war aber auch in diesem puncto puncti Mulai Ismail (1672—1727), der nicht weniger als 528 Söhne und 342 Töchter hinterließ. Und diese Ziffern, die wohl alles übertreffen, was von orientalischen Fürsten sonst bekannt ist, sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern werden von dem maurischen Geschichtsschreiber Es Seijani berichtet, der unter einem der Nachfolger Ismails Hofschatzmeister war und die Jahrgelder an die kaiserlichen Prinzen auszuzahlen hatte.

Auch ein spanischer Mönch, der lange Jahre in Mekines, Ismails Lieblingsresidenz, als Oberer der spanischen Missionen gelebt und ein wertvolles Buch über die christlichen Märtyrer in Marokko geschrieben hat (Misión historial por el M. R. Fray San Juan de San Francisco del Puerto, Sevilla 1708), erzählt, er habe einmal einen ihm befreundeten Sohn Ismails gefragt, wieviel Brüder er habe, und nach drei Tagen habe ihm der junge Prinz eine lange Liste von 525 Brüdern und Stiefbrüdern gebracht. Noch aus einer andern Quelle kann die ungeheure Zahl der von Mulai Ismail in die Welt gesetzten Kinder festgestellt werden. Die Juden, die ja in Marokko gegen schwere Abgaben den besonderen Schutz des Hofes genießen, mußten bei der Geburt jedes Prinzen einen goldenen Ring mit Perlen stiften, bei Prinzessinnen ein Geldgeschenk und in jedem Falle der glücklichen Mutter ein Rasiermesser überreichen, das in diesem Lande, wo sich die Männer den ganzen Kopf rasieren und die Frauen am ganzen Leibe sorgfältig jedes Haar entfernen, ein sehr gesuchtes Werkzeug ist. Aus den in der Mekineser Judenschaft aufbewahrten Listen

ergibt sich für das Ende von Ismails Regierungszeit, daß für mehr als 1200 scherifische Prinzen und Prinzessinnen Geschenke gemacht worden sind. Ein französischer Reisender, der Ismail noch auf der Höhe seiner Kraft sah, erlebte innerhalb dreier Monate vierzigmal das freudige Ereignis des Familienzuwachses im kaiserlichen Harem. Wo das „Familienleben“ so ausartet, daß selbst der Ausdruck Massenehe nicht mehr angebracht erscheint, werden die meisten Naturen schon früh dieser Treibhausluft der Maßlosigkeit erliegen. Mulai Ismail aber war auch dem gewachsen, wie er in allem weit über Menschliches hinausragte, in seinen kriegerischen Leistungen, die sein Reich mächtiger und gefürchteter machten, als es je gewesen, sowie in der Ausbildung seiner besondern Filalieigenschaften, unter denen neben der unersättlichen Begierde wiederum die Grausamkeit obenan stand.

Beim Tode seines Bruders Mulai er Reschid hatte er sich jahrelang herumschlagen müssen mit andern Thronbewerbern, und als er endlich des letzten und hartnäckigsten, eines Neffen, Herr geworden war, schickte er zum Zeichen seines Sieges zehntausend Köpfe, die Toten, Verwundeten und Gefangenen des Gegners abgeschnitten waren, an die drei Hauptstädte zur Ausschmückung der Stadtmauern. Er schlug dann sein Hoflager in Mekines auf, der zwischen Fes und Rabat gelegenen ältesten Hauptstadt des Reichs. Dort haben sich dann all die Scheußlichkeiten abgespielt, die seinen Namen in der ganzen Welt als den des größten Bluthundes seiner Zeit gefürchtet und verabscheut gemacht haben. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war, beim Lanzenspiel sich unter seinen Sklaven lebende Ziele zu suchen. Der englische Kapitän Thomas Phelps, der als

Christensklave an seinem Hofe lebte, sah ihn einst 27 Neger hintereinander erlegen. Mit ihren Leichen oder auch mit den Körpern lebender Sklaven fütterte er seine Käfiglöwen wie weiland Kaiser Tiberius seine Teichkarpfen und Muränen. Ein Gesandter Ludwigs XV., in dessen Gegenwart er nach seiner Gewohnheit einige Leute aus seiner Umgebung zur Strecke gebracht hatte, wagte ihm darüber Vorstellungen zu machen. „Du hast gut reden," erwiderte der König, „dein Herr mag Menschen zu Untertanen haben, ich herrsche über Tiere." Und wirklich war ihm das Leben seiner Untertanen weniger wert als dem Jäger auf der Treibjagd ein Hasenleben. Die geringsten Kleinigkeiten bestrafte er eigenhändig mit dem Tode, und oft genug fehlte ihm jeder Grund außer der reinen Lust am Morden und Schlachten. Den Sklaven, der ihm beim Aufsitzen zum Reiten den Bügel hielt, scheint er fast gewohnheitsmäßig geköpft zu haben, um die Schneide seines Säbels zu prüfen, den er beim Aufsitzen tatenlustig zu schwingen pflegte. Die wirklichen Strafen, die er verhängte, waren von teuflischer Grausamkeit ersonnen. Kreuzigen, pfählen, rädern, vierteilen, zersägen, kurz all die scheußlichen Roheiten, die auch unser christliches Mittelalter nur zu gut gekannt hat, waren im Schwung; Christensklaven, die er täglich während der Fronarbeiten beim Palastbau besichtigte, wurden auf seinen Wink, wenn er sie träge fand, in die Kalkgrube geworfen oder lebendig eingemauert oder von ihm höchst eigenfüßig vom Gerüst in die Tiefe gestoßen. Gegen sein eigen Fleisch und Blut wütete er ebenso, und dutzendweise fielen zuweilen im Laufe eines einzigen Tages die Opfer seiner schlechten Laune unter den Frauen des Harems. Seine heranwachsenden Söhne lehrte er die hohe Kunst des Menschentötens. Sein

Sohn Sidan, den er später lebendig verbrennen ließ, durfte schon als siebenjähriges Kind seinen ersten Sklaven erlegen, und sein Sohn Abdullah, der ihm in der Regierung folgte, erreichte fast das Vorbild seines Vaters im Massenmord wehrloser Untertanen.

Die spätern Sultane aber verloren doch mehr und mehr die Raubtierart der Filali und sanken zu gewöhnlichen Menschen herab, wenn auch ihre unbegrenzte Despotenmacht sie noch ungezählte Taten der Willkür und Grausamkeit begehen ließ. Mulai Sliman (1792 bis 1822) erniedrigte sich, nach maurischen Begriffen, sogar soweit, die Christensklaverei in seinen Ländern ein für allemal abzuschaffen, und sein Nachfolger Abd ur Rahman (—1859) galt vollends für einen Schwächling, wenn er auch den Mut hatte, den Krieg mit Spanien zu beginnen, und von seiner körperlichen Kraft wenigstens zuweilen merkwürdige Proben ablegte. So hatte er einst den Verdacht, daß sein Günstling und Großwesir Si Muhammed bin Idris verräterische Verbindungen angeknüpft habe mit Abd ul Kadir, dem Emir von Algerien, der den so plötzlich ins Land gekommenen Franzosen in zwölfjährigem heldenmütigen Kampfe die Hölle heiß machte und nun, am Ende seiner Kräfte, bei den westlichen Nachbarn Unterstützung suchte. Der Wesir leugnete indessen jede Verbindung mit Abd ul Kadir, dessen Freundschaft für Marokko zu einem offenen Bruch mit Frankreich hätte führen müssen. Endlich aber wurden Briefe aufgefangen, die aus dem Palaste des Wesirs ins Lager der Aufständischen an der algerischen Grenze gehen sollten. Jetzt war weiteres Leugnen unmöglich. Vor dem Sultan, der ihm die verräterischen Briefe entgegenhielt, worin dem Emir von Algerien Heer und Staatsschutz von

Marokko versprochen wurde, sank der nun aus allen Himmeln gefallene Beamte in die Knie und flehte um Gnade. „Und hast du nicht noch eben beteuert,“ herrschte ihn Mulai Abd ur Rahman an, „du wüßtest von der Verschwörung nichts?“ „Gnade, o Herr, meine Zunge war unbedacht.“ „Zeig her die Zunge!“ befahl der Sultan weiter und riß, als sie der unglückliche Muhammed bin Idris wirklich herausstreckte, sie mit einem furchtbaren Ruck aus dem Schlunde.

Mit solchen Vorfahren, die zu soviel Blutvergießen und Grausamkeiten die Kraft besaßen, verglichen, erscheint der heutige Sultan Mulai Abd ul Asis seinen Untertanen als ein unwürdiger entarteter Sproß eines erlauchten Heldenhauses. Schon sitzt er fast zehn Jahre auf dem Thron (seit 6. Mai 1894), und noch kann die Chronik keine Tat von ihm verzeichnen, die eines Mulai er Raschid oder Ismail oder Abdullah würdig wäre. Und wer ihm etwa die Worte aus Goethes Iphigenie ins Stammbuch schreiben wollte: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, von ihren Taten den Hörer unterhält und ihrer Art sich freuend, ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht“, der würde sich wohl auf einen marokkanischen Majestätsbeleidigungsprozeß gefaßt machen müssen, wenn auch Abd ul Asis, ganz wie europäische Fürsten, in amtlichen Schriftstücken nur von seinen „in Gott geheiligten Herren Vorfahren“ (ssîdna el wâlid el mukaddass billah) spricht, als ob er mit andächtiger Ehrfurcht zu diesen Scheusalen aufblicke, die ihrerseits wohl mit mitleidiger Verachtung aus ihrem Huriparadiese auf diesen unwürdigen Enkel hinabsehen.

Wie weit das jämmerliche Bild, das die Mauren von ihrem jetzigen Herrscher entwerfen, der Wirklichkeit ent-

spricht, sollte ich bald Gelegenheit haben, selbst zu beurteilen. Sehr bald nach meiner Ankunft in Fes erschien in meiner Wohnung ein Hofbeamter und überbrachte mir, gänzlich ohne mein Zutun, im Namen von Ssidna (unserm Herrn) eine Einladung zum Empfang am nächsten Freitag, nach dem Uli, dem Mittagshauptgebet.

Geburtstagsfeier des Propheten im Palast.

I.

Einladung zu Hofe. — Erste Begegnung mit dem Sultan. — Der „Platz der Beratung“. — Die Engländer in Gala.

Es traf sich, daß ich selbst nicht zu Hause war, als der Bote des Sultans mir die Einladung zu Hofe brachte. Tags darauf erschien noch einmal ein Abgesandter von Mulai Abd ul Asis, diesmal der bei Hof in großem Ansehen stehende englische Chefinstrukteur der Truppen, Kaid Sir Harry de Vere Maclean, um mir noch einmal in aller Form die Einladung zu überbringen. Ich war sehr erstaunt darüber, da ich es absichtlich vermieden hatte, mich an den zuständigen Stellen um eine Audienz zu bemühen, die zumeist der höchste Herzenswunsch der zahlreichen Reisenden ist, die Fes in den letzten Jahren besucht haben. Besonders die republikanischen Amerikaner sind groß darin, sie rasten nicht eher, als bis sie ihren stolzen, freien Bürgerrücken vor His Sherifian Majesty gekrümmt haben. Selbst eine alleinreisende amerikanische Sängerin hatte es im vorigen Jahre durchgesetzt, bei Hof empfangen zu werden, wo natürlich ihr Erscheinen von Höflingen, Beamten und Eunuchen, die an den Anblick selbständig

in Herrengesellschaft auftretender Sängerinnen nur unter gänzlich verschiedenen Umständen gewöhnt sind, nur bedauerlich mißdeutet werden konnte.

Sir Harry erzählt mir, der Sultan habe mich kürzlich gesehen, sich über den neuen Europäer gewundert, sich sofort beim Minister des Auswärtigen, der mich dank einem Empfehlungsbriefe von unserm Gesandten, Frhrn. v. Mentzingen in Tanger, schon kannte, erkundigt und nun befohlen, ich solle ihm vorgestellt werden. Es waren zurzeit nur sehr wenige Europäer in der Stadt. Seit der Flucht des Vertreters der Times waren nur noch zwei ausländische Zeitungsberichterstatter hereingekommen. Ein Österreicher, ehemaliger Reiteroffizier, der für die Morning Post schrieb, und ein Spanier vom Heraldo de Madrid, der als Araber aufgetakelt die Straßen unsicher machte. Beide waren nach sehr kurzem Aufenthalt längst wieder zur Küste zurückgekehrt, und seitdem hatten die Gesandtschaften, die in jenen Tagen der großen Bu Hamara-Furcht doppelt vorsichtig waren, niemand mehr ins Innere reisen lassen. Ein anderer deutscher Reisender, der wie ich trotz der Abmahnung der Behörden auf eigne Verantwortung bis Fes vorgedrungen war, hatte auch wieder kehrt gemacht, so daß jetzt außer den ständig hier lebenden Fremden kein Eindringling mehr das Straßenbild der Hauptstadt als das einer völlig unberührten innerafrikanischen Sultansresidenz verdarb. Gerade in diesen Tagen nun war dieses Straßenbild der Stadt besonders bunt und prächtig. Der Monat Rebia el Uwwel, der erste Frühlingsmonat, war ins Land gekommen und damit die Reihe von Festtagen, die der Muselmann zu Ehren seines Propheten begeht, der in diesem Monat seinen Geburtstag hat. Nach altem Her-

kommen überbringen die unterworfenen Stämme, also die eigentlichen und alleinigen Untertanen des Blad el Makhsen (Regierungslandes) ihre Abgaben und Ehrengeschenke für den Sultan, und ihre Oberhäupter und Abordnungen werden dabei persönlich vom Landesherrn empfangen. Empfang und Entlassung dieser Gesandtschaften ist jedesmal mit großem Aufwand verbunden, die Leibwache des Sultans und sämtliche gerade in der Hauptstadt zusammengezogenen Truppen werden in Gala aufgeboten, der ganze Hof ist anwesend, und ein ungeheurer Kreis von Zuschauern in festlicher Kleidung rahmt das bunte Bild ein, das für die beste Gelegenheit gilt, den scherifischen Hof in seiner ganzen Prachtentfaltung zu sehen.

Um mir auf alle Fälle den Anblick dieses Prunks zu sichern, hatte ich mich schon am ersten Feiertage unter Begleitung meines Schutzsoldaten im Palast eingefunden und den ganzen Empfang der Kabylenabordnungen mitangesehen. Dabei hatte mich der Sultan bemerkt, obwohl ich abgesessen war und neben meinem Pferde stand. Aber außer den fremden Missionsoffizieren war kein Europäer anwesend, und so war ihm die Erscheinung des neuen Eindringlings sofort aufgefallen. Als er beim Schluß des Festes in den innern Palast zurücktritt, kam er ziemlich dicht an meinem Standplatze vorbei, warf mir einen langen, prüfenden Blick zu und nahm mit Mißfallen, wie mir Kaid Maclean erzählte, wahr, daß ich ihn nicht grüßte. Ich wußte in der Tat im Augenblick nicht, wie ich ihn grüßen sollte. Den Kotau wird er ja selbst kaum erwartet haben, Hutabnehmen ist in mohammedanischen Ländern alles andre eher als eine Ehrenbezeugung, und etwa auf zwanzig Schritt Entfernung einige stilgerechte



Dr. Genthes Soldat Embarik.

Hofschranzenverbeugungen solo aufzuführen, wäre mir selbst so lächerlich vorgekommen, daß ich diesen weltgeschichtlichen Augenblick höchst wahrscheinlich durch gänzlich unangebrachte Heiterkeit verdorben hätte. So hatte ich mich aus diesem embarras de richesse der Grußmöglichkeiten gezogen, indem ich einfach nichts von allem tat, sondern mich damit begnügte, diesen Enkel der Filalischen Wüteriche, den entarteten Nachkommen des Propheten mir recht genau anzusehen und ihm dabei „frei und offen", wie der Soldat seiner Instruktion gemäß dem Vorgesetzten, ins Gesicht zu blicken. Das war wohl die eigentliche Veranlassung zu meiner Audienz bei Mulai Abd ul Asis, die nach meiner Erwartung auf nichts anderes herauslaufen würde, als auf eine gehörige Nase wegen ungebührlichen Fixierens des Unnahbaren und wegen Verweigerung schuldiger Ehrenbezeugung.

Am nächsten Tage ritt ich zur angegebenen Stunde wieder in den Palast, wurde auch diesmal ohne weiteres, dank dem Vorantritt meines Schutzsoldaten, des „obersten" Mbarek, einer ehrlichen Negerhaut, die beim Tode ihres Herrn aus der Sklavenschaft freigelassen und in die Reihen der Mokhasnija eingetreten war, ohne weiteres eingelassen und begab mich auf den Meschwar genannten Festplatz, der, wie der Berliner Lustgarten, seit alters der Schauplatz für alle festlichen Veranstaltungen bei Hof ist. Dort saß ich ab und wartete der Dinge, die da kommen sollten, die Kleiderpracht meiner festlichen Gewandung, mit Orden und Ehrenzeichen auf der Heldenbrust, unter einem langen, züchtigen Staubmantel den neugierigen Blicken des Hofgesindes entziehend.

Dieser große Festplatz Meschwar (Beratungsplatz), dessen gewaltige Ausdehnung auf etwa 10 ha geschätzt

werden mag, liegt im nördlichsten Teil des sehr ausgedehnten Palastes und füllt mit dem gesamten Dar el Makhsen (Haus der Regierung) die ganze westlichste Ecke von Faß el Dschedid aus, der im wesentlichen vom Sultan und seinen Beamten bewohnten Feser Neustadt. An der Nordwestecke hat man den Wad el Dschwahir (Perlenfluß), der aus den Bergen der Beni Mtir in die Hochebene von Fes hinabstürzt, hineingeleitet; er durchfließt in einem schnurgerade gezogenen, fest ummauerten Kanal den ganzen Palast in seiner größten Breite und tritt dann mit dem neuen Wad Faß in die Stadt ein. Südlich von diesem Wasserlauf, der die ganze Sultansstadt mit trinkbarem Flußwasser versorgt, dehnt sich in fast tischgleicher Ebene die Riesenfläche, die den Meschwar wie geschaffen zu großen Versammlungen, Paraden und Empfängen erscheinen läßt. Endlose Mauern, die von mehr als dreißig vierschrötigen dicken Türmen flankiert werden, geben mit ihren Zinnen und Schießscharten dem Ganzen einen trotzig kriegerischen Anblick, wenn auch das Mauerwerk zerbröckelt und der ehemals weiße Tünchanstrich nur noch an vereinzelten Flecken zu sehen ist. Indessen darf man sich in Marokko wie überhaupt in morgenländischen Ländern solche Baufälligkeit und Vernachlässigung nicht anfechten lassen. Ausbesserungen an Bauwerken sind hier gänzlich unbekannt, und vor allem die Sultane halten es für ihrer unwürdig, Gebäude, die von ihrem Vorgänger errichtet worden sind, für sich instand zu setzen. Lieber bauen sie von Grund aus neu und lassen das Alte verfallen, bis im nächsten Geschlecht auch die alten Bautrümmer wieder bewohnbar werden, ohne abergläubische Bedenken zu wecken. Das ist ein merkwürdiger Brauch, der sich bei den meisten Orientalen findet vom Mittelmeer bis zum Gelben Meer.

Ich fand den ganzen Platz eingezäunt von einer dichten Menschenmenge, die ihrerseits wieder einen vielreihigen Rahmen bildete zu dem in der Mitte aufgestellten Viereck von Soldaten. In der Mitte des vordersten Gliedes der einen innern Längsseite sah ich schon von weitem den englischen Chefinstrukteur in überirdischer Pracht erstrahlen. Neugierig ging ich sofort auf ihn zu, um ihn zu begrüßen. Bis dahin hatte ich ihn nur in der kleidsamen, nach algerisch-französischem Muster gemachten Uniform gesehen, die ich für seine Amtstracht hielt. Heute aber stak er in feuerrotem Prunkrock, der von der Gurgel bis zum Nabel über und über mit dicken, gewundenen Goldtressen besetzt war, etwa in doppelter Breite der Diplomatenuniformen, die doch in Goldverzierung schon das Menschenmögliche leisten. Auf der Brust trug er Band und Stern eines Knight Commanders of the Most Distinguished Order of St. Michel and St. George, und an seinen hohen, gelben Lackreitstiefeln klirrten Sporen von eitel Golde. Auf dem Kopfe hatte er die hohe, scharlachrote Schaschia der maurischen Askari, umwickelt von einem stattlichen, blendend weißen Turban, und um die Schultern floß ihm, wie weiland einem Kreuzritter, ein weiter ärmelloser Mantel aus federleichtem weißen Musselingewebe. Neben ihm stand der englische Leibarzt des Sultans. Auch er war, trotz des Mangels jeglichen militärischen Ranges, aufs höchste herausgeputzt in einer genauen Nachahmung der Galatracht des Kaids, nur mangelten ihm Ehrenschlachtschwert, Ordensstern und Goldsporen. Gänzlich wie einer, der nicht „mang uns mang" gehört, stand der dritte Engländer daneben, der von den Mauren „Chalifa el Koroni" (Gehilfe des Colonels) genannt wird, ein junger Queensländer, der

den Krieg in Südafrika als Freiwilliger der Queensland Mounted Rifles, den Zug des Lords Roberts auf Pretoria mitgemacht hat und jetzt seinem Bruder, dem Leibarzt, an das Hoflager des Sultans von Marokko gefolgt ist. Er trug seine dunkelblaue, schmucklose Milizbluse, hatte auch keine goldenen Sporen, dafür aber als einzigen Schmuck die Kriegsdenkmünze.

Gegenüber, wie eine feindliche Macht, standen die vier Offiziere der französischen mission militaire. Vom Standpunkte meines Vergnügens mußte ich es bedauern, daß sie als amtlich bestallte Militärpersonen in ihren französischen und algerischen Uniformen zu erscheinen gehalten waren. Hätten sie freie Hand gehabt, sie würden bei dem Geschick ihrer Landsleute in der Erzielung theatralischer Wirkungen und bei der zwischen ihnen und den Engländern hier am Hofe von Fes herrschenden Eifersucht ohne Zweifel Erstaunliches an Prunkgewandung geleistet haben. Noch heute denke ich mit Behagen an das Wunder von Hoftracht, das sich ein am Hofe des Kaisers von Korea als rechtswissenschaftlicher Ratgeber lebender Franzose gebaut hat. Während die englischen Beamten von Mulai Abd ul Asis die Vorbilder für ihre Uniform wohl in Operetten und Zirkusausstattungsstücken gefunden haben mochten, hatte sich jener Franzose in Ssoul eine Robe bauen lassen, wie ein spanischer Großinquisitor aus der Zeit des Kardinals Cisneros: flammendes Rot, lang herabwallend, wie der Feuermantel eines höllischen Nachrichters.

Viel interessanter für mich als diese bunten europäischen Fremdlinge, die nur als eine die politischen Verhältnisse Marokkos beleuchtende Zugabe des Bildes merkwürdig sein konnten, waren mir natürlich die Marokkaner,

die in lang ausgezogenem Rechteck zu beiden Seiten der fremden Gruppen aufgestellt waren. Denn was ich hier vor mir sah, diese schiefen, von großen und kleinen Lücken zerrissenen Reihen buntscheckig gekleideter Männer und Kinder — das war der Kern des scherifischen Heeres, und noch dazu in Paradeaufstellung und Galakleid zu Ehren des Festtages Maulud en Nebbi (Geburtstag des Propheten), also in so vorteilhafter Verfassung, wie sie der gewöhnliche Tag nicht erscheinen läßt. Erst allmählich erholte ich mich von dem Schrecken, als mir die Instrukteure sagten, dies seien die besten Truppen des Sultans, die am besten ausgerüsteten und am besten durchgebildeten. Dem eigenen Eindruck nach hätte ich eher an die dienstuntauglichen Landsturmleute zweiten Aufgebots gedacht.

II.

Vom marokkanischen Heere. — Verschiedene Beurteilung der Truppen. — Erfahrungen aus den Kriegen gegen Frankreich und Spanien. — Fremde Instrukteure. — Paradeaufstellung zu Ehren des Propheten. — Was sich der maurische Soldat unter „Stillgestanden!“ vorstellt. — „Uniformierung“.

Mit dem marokkanischen Heer ist es eine eigene Sache. Wenn man die neuere Literatur über das Land durchblättert oder die gelegentlich des jüngsten Aufstandes darüber in der europäischen Presse zutage getretenen Urteile miteinander vergleicht, wird man die wunderlichsten Gegensätze finden: die einen sprechen von den ausgezeichneten kriegerischen Eigenschaften der Soldaten, die andern machen sich lustig über das zusammengelaufene Gesindel, das europäischen Truppen nicht fünf Minuten lang stand-

halten würde. Und das sonderbarste ist: Beide haben recht. Wenn man die Truppen des Sultans nach unserer Weise aufgestellt, gekleidet und befehligt sieht, wie ich sie da in ihrer Parade am Geburtstag des Propheten vor mir hatte, machen sie wirklich einen jämmerlichen Eindruck mit ihrem völligen Mangel an Haltung, Ordnung und Gleichmäßigkeit. Sieht man dagegen die Marokkaner auf dem Marsch, bei spärlicher Verpflegung und im denkbar schwierigsten Gelände genügsam, ausdauernd und leistungsfähig, dann wird man zugeben müssen, daß wenigstens der Stoff zu tüchtigen Soldaten in ihnen steckt.

Deutlicher noch als die gelegentlichen und zusammenhanglosen Beobachtungen des Reisenden reden aber die geschichtlichen Erfahrungen, die man doch vor allem zu Rate ziehen sollte. Selbst aus neuerer Zeit liegen ja genügende Erfahrungen vor. Als Frankreich, unwillig über die Unterstützung, die sein algerischer Gegner Abd ul Kadir in Marokko fand, wo Sultan Abd ur Rahman seinetwegen sogar den heiligen Krieg gegen die Christen erklärt hatte, durch den Prinzen von Joinville, Louis Philippes Sohn, Tanger und Mogador beschießen ließ, hatte Marokko den unglücklichen Einfall, mit seinen Landtruppen die Offensive gegen Frankreich zu ergreifen. Mulai Abd ur Rahmans Sohn und späterer Nachfolger Mulai Mohammed zog mit einem Heere von mehr als 70 000 Mann, wovon allerdings kaum ein Sechstel reguläre Truppen waren, gegen den Generalgouverneur von Algerien, Marschall Bugeaud, der den Feldzug selbst leitete. In dem Gefecht am Ißli (14. August 1844) zwischen Uschda und Tlemsen, wurden nach kaum sechsstündigem Kampfe die maurischen Truppen unter ungeheuren Verlusten zurückgeworfen. Dem stetigen Feuer der französischen Fuß-



Kirchhof in Fes.

truppen gegenüber war alle persönliche Tapferkeit der berberischen Kabylen umsonst. Ähnliche Erfahrungen machte Spanien in seinem Krieg 1859/60: In offener Feldschlacht war es jedesmal leicht, die Marokkaner zu werfen, so in den Gefechten von Tetuan (4. Februar 1860) und am Wad Raß (23. März), aber bei kleinern Scharmützeln und unwegsamem Gelände, bei Angriffen auf den Troß waren die Verluste der Europäer, die außerdem durch das Klima in erschreckender Weise mitgenommen wurden, ganz außer allem Verhältnis. Daher wurden die Spanier in ihrem letzten marokkanischen Krieg, dem um Melilla 1893, wo es ihnen nicht gelang, den Gegner zur Annahme einer offenen Schlacht zu bringen, stets mit außergewöhnlich großen Verlusten geschlagen. Im leichten Geplänkel, in raschem Vorstoß und eiligem Rückzug, in nächtlichen Überfällen, kurz gesagt in der Guerilla, ist der Marokkaner eben in seinem Element und wird einem europäischen Einfallsheer beträchtlichen Schaden zufügen und ihm unendlich lange zu schaffen machen können, zumal wenn der gefürchtete Tschihad, der heilige Krieg, vom Sultan als oberstem Priester erklärt und die gesamte waffenfähige Bevölkerung des Landes, und in dem Falle wohl nicht bloß des regelrecht unterworfenen Regierungslandes, zu den Waffen gerufen wird. Die sogenannte Armee aber wird trotz ihren gefährlich leuchtenden roten Uniformen, ihren Hinterladern, französischen Feldgeschützen und deutschen Maschinengewehren, ja, trotz ihren fremden Instrukteuren, für einen ernsthaften militärischen Gegner ein wenig gefährliches Ding bleiben.

Was da zu Ehren des Propheten und zur Bewunderung der aus allen Landesteilen zusammengekommenen Kabylenabordnungen auf dem Festplatz des Palastes auf-

gestellt war, gehörte durchgängig zu dieser sogenannten scherifischen Armee, deren Kerntruppen es darstellte, während die große Masse unter dem Kriegsminister El Menebhi schon im Felde lag. Wenn man bedenkt, daß schon seit mehr als 30 Jahren fremde Offiziere an diesen Truppen herumdoktern, dann kann man beim besten Willen nicht anders als schmerzbewegt mit Hamlet ausrufen: O, jammervoll, höchst jammervoll! Schon vor dem Jahre 1870 hatte der damalige britische Ministerresident und spätere langjährige Gesandte John Hay den Sultan Si Muhammed dazu zu bewegen verstanden, alljährlich eine kleine Zahl seiner ungehobelten Soldaten nach Gibraltar zu schicken, wo sie mit den englischen Soldaten gemeinsam ausgebildet wurden. Damals waren die Erfolge vorzüglich. Der britische Oberst Cameron sagte, er könne sich keine bessern, pflichttreuern, genügsamern Soldaten wünschen, als diese maurischen Askar; mit 20000 von ihnen würde er ohne Zögern auf Madrid marschieren. Und seit diesem beachtenswerten Urteil eines kriegserfahrenen Mannes sind jahraus jahrein fremde Instrukteure tätig gewesen, den scherifischen Landsknechten europäischen Drill beizubringen. Erst waren es ägyptische Offiziere und Unteroffiziere, dann französisch-algerische, und heute englische und französische. Und was ist das Ergebnis? Ma fîsch, wie der Araber sagt, es glänzt durch Abwesenheit. Als ich dem Kaid Maclean ganz harmlos sagte, mein wackerer Mokhasni hielte unter seiner weiten Dschellaba meine Handkamera verborgen, da ich ein paar Aufnahmen des schönen Schauspiels machen wolle, war er ganz erschrocken und meinte, das ginge wirklich nicht, dies sei eine hochnotpeinliche Parade, und „don't you see they are all standing at attention?“



Parade vor dem Sultan in Fes.

Was ich für eine Frühstückspause gehalten hatte, war also „Stillgestanden!" Ja, in Marokko ist eben manches anders als in Deutschland. Augenscheinlich hatten die Vaterlandsverteidiger des Maghreb el Aksa eine sehr gemütvolle Auffassung von „Stillgestanden!" Die einen standen in der Tat ruhig da, mit Gewehr bei Fuß, andere hatten Gewehr über, viele aber hatten überhaupt keinen Schießprügel, mit dem sie das eine oder andere hätten darstellen können. In der Nähe der europäischen Offiziere sah es allerdings ganz ordentlich aus, wenn auch von Strammheit selbstverständlich nichts zu sehen war. Aber auch dort fehlte alle Gleichmäßigkeit, die doch die Grundbedingung für jeden Drill ist. Grauhaarige Männer standen neben halbwüchsigen Jungen, richtig uniformierte Soldaten neben mangelhaft bekleideten Gestalten, die außer dem roten Fes überhaupt kein militärisches Abzeichen hatten. Nur die gelben Pantoffeln, mit flacher Sohle und offenem, niedergeklapptem Fersenstück, waren wirklich bei allen gleichartig. In diesem Punkte aber kann man ganz Marokko als uniformiert ansehen, denn arm und reich, alt und jung trägt samt und sonders, wenn überhaupt, kein anderes Schuhzeug als diese mit Safran gefärbten niedrigen Lederpantoffeln. Ganz toll war die Mannigfaltigkeit der Uniformen. Da zu Ehren des Tages die Paradesachen ausgegeben waren, soweit sie reichten, hatten viele wenigstens funkelnagelneue Stücke an, die in feurigem Zinnoberrot leuchteten. Nach der Vorstellung werden ihnen diese Glanzstücke der Kleiderkammer sofort wieder abgenommen, da sonst am nächsten Tage sämtliche Kleiderjuden der Hauptstadt die erste Garnitur des Heeres zum Verkauf ausbieten würden. Früher, als von den ägyptischen Instrukteuren diese kurzen bunten Affen-

jäckchen eingeführt wurden, die mit ihren grünen, blauen, gelben Kragen und Ärmelaufschlägen doch sehr an die Tracht der Christenhunde erinnerten, herrschte eine allgemeine Abneigung gegen sie. Niemand mochte sich in ihnen sehen lassen, und nach dem Dienst beeilte sich jeder, der sich diesen Luxus leisten konnte, wieder in die altgewohnten heimischen Gewänder zu schlüpfen, die in der Tat viel kleidsamer und bequemer sind. Heute aber läßt sich eine große Vorliebe für diese fremden Uniformstücke in Fes beobachten. Ausreißer, die auf dem Markt ihre militärischen Sachen versteigern, finden immer willige Käufer, besonders unter den Negern, die sich in diesen roten Prachtsachen immer wunderschön vorkommen. Außer roten Jacken, die allein vorschriftsmäßig sind, waren auch viele grüne zu sehen, manche mit Achselklappen, die wohl schon in irgend einem europäischen Lande die Schultern braver Krieger geziert hatten, und in Farbe und Schnitt der Hosen herrschte die allergrößte Willkür. Vorherrschend war die weite, an den Knien enganschließende Pluderhose aus dünnem, hellem Baumwollstoff, wie sie der Marokkaner als Unterhose trägt. Manche hatten aber auch wollene Beinkleider, und einige sogar zeichneten sich unter den Tausenden von Nacktwadigen durch schöne schwarze Kniestrümpfe und Strumpfbänder aus.

In etwas größerer Entfernung vom Standorte der Instrukteure ging es um so gemütlicher zu. Da ging, trotz „Stillgestanden!“ der Wasserverkäufer mit seiner struppigen Ziegenhaut einher, klingelte und rief sein Quellwasser aus, als ob er auf dem Markte wäre. In manchen Gliedern klafften die Lücken rottenweise. Da lag dann die ganze Bande am Boden und räkelte sich in der Sonne, andere hatten ihr Hanfpfeifchen hervorgezogen und atmeten

mit Wohlbehagen ein paar Züge Haschisch durch die Lunge, und unter den jüngern gab's viel lustiges Knuffen und Katzbalgen. Unter ihnen waren übrigens recht zahlreiche stämmige Burschen, die die Hinfälligkeit der Alten und die Schwäche der ganz Kleinen nur in helleres Licht setzten. Nur in einem Heere, das ein so merkwürdiges Aushebungsverfahren hat wie das marokkanische, können solche Altersunterschiede nebeneinander in Reih und Glied möglich werden. Bei der ziemlich verwickelten Zusammensetzung der gesamten scherifischen Streitkräfte will ich hier nicht im einzelnen darauf eingehen, was die verschiedenen Gattungen der Gisch, Mokhasnija, Buwachir, Esch Echerarda, Esch Schraga, El Udaija, Rha, Tobdschija und Baharija bedeuten. Es sei nur daran erinnert, daß verschiedene lehnspflichtige Stämme verpflichtet sind, berittene Leute zu stellen, woraus sich in der Hauptsache die ganze Reiterei bildet mit Ausnahme der schwarzen Garde der Buwachir (Einzahl Buchari), und daß andere Stämme des Blad el Makhsen, die zur Zahlung der Naiba (Kopfsteuer) verpflichtet sind, für jedes Haus oder jedes Zelt einen Fußsoldaten (Askari) liefern müssen. Ist nun gerade kein kriegstüchtiger Angehöriger des Haushalts da, so wird irgend ein Ersatzmann gestellt, und wenn es der alte Großvater oder ein unmündiges Enkelkind ist. Diese unglücklichen Tabor (Zwangsfußsoldaten) müssen lebenslänglich dienen oder geeigneten Ersatz aus ihrem Hause stellen, so daß in jedem Falle dieser Teil des Heeres, der eigentliche regelrechte Kern, ziemlich gleichmäßig stark bleibt und zugleich einen Rückschluß gestattet auf die Zahl der in den unterworfenen Stämmen lebenden Familien. Nach der Angabe des Hauptmanns Erckmann, der fünf Jahre lang mit diesen Truppen im Feld gelegen hat, sind es

nicht über 7000, während die lehnspflichtigen Kabylen an Reiterei etwa 9000 Mann aufbringen. Früher hat man ihre Stärke weit überschätzt. So glaubte Oskar Lenz sie 1880 auf 25 000 ansetzen zu können. Nach Angabe meines Mokhaṣni stehen jetzt in Fes nur 700 Mokhaṣnija (Mehrzahl von Mokhaṣni), von denen eine große Zahl bei Hof und in den Häusern der höhern Beamten Dienst als Ehrenwache hat. Was übrigens zu dieser Parade an Reiterei aufgestellt war, zeichnete sich vor dem Fußvolk erfreulich aus durch bessere Haltung und äußern Schneid. Zwar war auch hier die Bekleidung und Bewaffnung sehr buntscheckig, aber man sah doch auf den ersten Blick, daß die Leute auf ihrem Pferd zu Hause sind. Auch einige Schwenkungen, die der Reitereiinstrukteur Major Ogilvie, der zu seinem Khakirock nichts als das blaukantige rote Band des Distinguished Service Order trug, schwadronsweise ausführen ließ, gingen gut und rasch vonstatten, wie denn überhaupt bei der Reiterei die Aussichten auf rasche Erfolge der fremden Lehrer viel besser sind als bei Fußvolk und Artillerie.

Mitten in die Idylle der schwatzenden und faulenzenden Truppen, deren erstes Glied allein einigermaßen den Anschein einer Paradeaufstellung aufrechterhielt, ertönten plötzlich vom innern Palast her laute, vielstimmige Rufe. Zwar ließen sich die Worte noch nicht unterscheiden, aber nach dem Tonfall wußte ich: das ist das Siegesgeschrei allah ianssar ssidna! (Allah möge unserm Herrn zum Siege verhelfen), das aus jeder Kehle erschallt, sobald der Sultan sichtbar wird. Nun kam doch zuguterletzt etwas mehr Ordnung in die Mannschaften. Einige hastige Befehle wurden gegeben, an den Flügeln stellten sich mit gezogenem Säbel die einheimischen Offiziere auf, die größten Lücken in

den Gliedern wurden ausgefüllt, so daß wenigstens im ersten Gliede überall eine leidliche Ordnung herrschte, wenn auch hinter der Front noch alles sich auf seine Art weiter vergnügte mit Rauchen, Spielen und Schwatzen.

III.

Darbringung des Tributs der unterworfenen Stämme. — Aufzug des Sultans. — Der Krönungswagen. — Die Hofämter. — Huldigung der Kabylenabordnungen. — Wie in Marokko regiert wird.

Das Auftreten des Sultans von Marokko in der Öffentlichkeit vollzieht sich heute noch in den gleichen Formen altertümlichen Gepränges wie vor Hunderten von Jahren. Die Fürstenhöfe sind ja stets und überall die Pflegestätten alter und veralteter Überlieferungen gewesen, und wenn heute das Hofzeremoniell von Wien und Madrid noch dieselbe unveränderte steife Förmlichkeit pflegt wie zu Zeiten Karls V., dann darf wohl der Beherrscher aller Gläubigen des äußersten Westens sich noch wie ein altbiblischer König gebärden, wie ein Nomadenfürst aus den Zeiten, da König Saul vor der Lade tanzte, oder vielleicht richtiger, da ihm doch einige Anachronismen mit unterlaufen, wie ein Shakespearischer Theaterkönig, bei dem es mit der geschichtlichen Treue der Ausstattungsstücke nicht so genau genommen wird. Denn auch am Hofe der Scherifen ist nicht alles unverändert geblieben, manche Neuerungen haben sich eingeschlichen, die dem jeweiligen Hofmarschall viel Kopfschmerz und Herzeleid gemacht haben müssen, wenn anders er ein richtiger Hofmarschall war, wie es der Kaid Meschwar sein soll. Denn seit etwa 200 Jahren sind Pulver und Blei unzertrennlich von

allen festlichen Veranstaltungen des Hofs, und Donnerbüchsen, Vorderlader und allerneuste Mehrlader haben in rascher Reihenfolge die altehrwürdigen Schilde und Lanzen, Bogen und Pfeile abgelöst, die in den guten alten Tagen dartun sollten, daß der Scherif nicht nur seines Volkes oberster Priester, sondern auch höchster Kriegsherr ist. Die Lanze, mit der des jetzigen Sultans Ahnherr schon zum Frühstück einige seiner getreuen Untertanen aufzuspießen pflegte, findet sich heute am Hof zu Fes nur noch in zwei Stücken. Auf gewaltigem, vielleicht 3 m langem Schaft glänzt ihre vergoldete Spitze zum Zeichen, daß die „erlauchte Gegenwart" (el hadrat esch scherifijja), wie der Sultan amtlich genannt wird, naht, um von dem „in Gott erhöhten Thron" (el mukam el aala billah) die Sonne ihrer Gnade leuchten zu lassen über die in Ehrfurcht ersterbenden Untertanen, die angesichts der Majestät an nichts anderes denken dürfen, als mit aller Kraft und Ausdauer ihrer Lunge zu schreien: „allah ianssar ssidna!" „Allah verhelfe unserm Herrn zum Siege", ein in den schweren Tagen der Bu Hamara-Nöte sehr angebrachter Wunsch, und in regelmäßigem Wechsel damit „allah ibarak áomr ssidna!" „Gott segne das Leben unseres Herrn", ein Gebet, das augenscheinlich stets Erhörung gefunden hat, denn die Filali-Sultane haben sich als ein zähes, langlebiges Geschlecht erwiesen. Mulai Ismail herrschte 55 Jahre (1672—1727), sein Sohn und Nachfolger Abdullah 28 Jahre, dessen Sohn Muhammed wurde über 80 Jahre alt, Mulai Sliman regierte 30 Jahre (1792—1822), sein Neffe und Nachfolger Abd ur Rahman 37 und endlich der vorige Sultan Mulai el Hassan 21 Jahre.

Kaum waren die ersten Klänge dieses wilden Geheuls

aus dem Innern des Palastes hervorgedrungen, als sich auch schon in dem großen Torbau, der an der Südostecke des Meschwarplatzes in das eigentliche Dar el Makhsen führt, die schwere eisenbeschlagene Flügeltür öffnete und in raschem Lauf zwei nebeneinander trabende Reihen von Meschwari erschienen, Kammerherren, wenn man diese mit der spitzen Schaschia der Lehnsmannen bedeckten niedern Hofbeamten so nennen kann. Dann wurden, ebenfalls trabend, sechs mächtige Hengste sichtbar, die, prächtig mit breitem seidenen Kopfstück und silberbeschlagenem ledernen Brustriemen aufgezäumt, als ledige Handpferde von stämmigen Negern mit Mühe gezügelt wurden. Sie alle trugen den unförmigen maurischen Kastensattel verdeckt unter bunter, seidener Decke, die Kandare hatte man ihnen so fest angezogen, daß sie wohl oder übel ihren schönen Schwanenhals zu einem mächtigen Fragezeichen krümmen mußten und nun, das Gebiß bearbeitend, schäumend und schnaubend einhertänzelten mit zierlichen und doch kraftvollen Seitengängen, die ihre Führer in Stellungen zwangen, wie die Rossebändiger vor dem Berliner Schloß, die den „gehemmten Fortschritt" und den „beförderten Rückschritt" verkörpern. Wie alle Pferde des scherifischen Hofhalts, waren auch diese Leibrosse des Sultans nach unsern Begriffen überfüttert. Wie die normännischen Percherons sahen sie aus, was kein Wunder ist bei 6 Kilogramm Gerste, die man ihnen täglich außer ihrem Stroh schüttet, und bei dem gänzlichen Mangel an Bewegung, der ein Hauptfehler maurischer Pferdebehandlung ist.

Hinter den Pferden folgte ein ganz merkwürdiger Aufzug. Ein Krönungswagen! Ein leibhaftiger europäischer Hofwagen, mit mächtig ausladenden Federn und reichlicher Vergoldung auf dem hellbraunen Lack seines

Anstrichs, der allerdings nicht von gestern zu sein schien. In der Deichsel, die ursprünglich für Bespannung à la Tandem und Spitzenreiter bestimmt gewesen schien, ging ein einziges, unmäßig dickes Bierpferd, zu beiden Seiten von Negern gehalten. Die zierlichen Rolläden vor den großen Fenstern der eleganten Kutsche, die in ihren bessern Tagen vielleicht in Versailles zierliche Rokokohofdämchen gefahren hat, waren heruntergelassen, so daß ich nicht wahrnehmen konnte, ob jemand darin saß. Die Geschichte dieses Wagens habe ich mich vergeblich festzustellen bemüht. In frühern Zeiten hat es des öftern solche europäische Wagen am Hofe in Marokko gegeben. Windus sah Mulai Ismail 1721 in einem fahren, der von Frauen und Eunuchen, bei anderer Gelegenheit von spanischen Überläufern gezogen wurde. Lempriere wurde 1720 vom Sultan Si Muhammed, in einer französischen Hofkalesche sitzend, empfangen und sah später, wie Mulai Yesid (1790 bis 1792) sich von vier Söhnen spanischer Sklaven spazieren fahren ließ. Soweit ich hier in Erfahrung bringen kann, ist Louis Philippe von Bourbon der letzte europäische Herrscher gewesen, der seinem Bruder auf dem scherifischen Thron einen Hofwagen verehrt hat, und da man diesen ehrwürdigen Möbeln nicht ansehen kann, ob sie echte Louis XV. sind oder einer Wiederbelebungsmode ihr Dasein verdanken, muß es dahingestellt bleiben, auf welchen Umwegen er sich nach Fes verirrt hat.

Hinter dem Wagen schritten, in etwas weniger beschleunigter Gangart als die Meschwari und die Pferdeknechte, die obersten Hofchargen. Der mul et tsai (der Truchseß), eigentlich „Herr des Tees", mul et teppa (Siegelbewahrer), mul er rewa (Stallmeister), mul es ssekkin (Säbelträger) und der mul el mukahalla (Büch-

senspanner), dem vormals noch der mul ed duchan (Pfeifenträger), „Herr des Tabaks" folgte, als die Filali-Sultane noch dem Laster der blauen Blume frönten. Als letzter endlich ganz wie bei uns mit seinem Stabe der Oberhofmarschall, der Kaid Meschwar. Sobald er im Tor sichtbar wurde, gestaltete sich das Schauspiel hochdramatisch. Vom gegenüberliegenden Turm der Palastmauer lösten sich Böllerschüsse, die Musik, die unter der Leitung eines spanischen Überläufers steht, setzte mit der von ihm erfundenen marokkanischen Hymne ein, die starke Anleihen beim türkischen „Padischa Tschok Jascha" gemacht zu haben scheint, und aus Tausenden von Kehlen erscholl das „allah ianssar ssidna" und „allah ibarak fi áomr ssidna", die Leibrosse begannen bei diesem plötzlichen Lärm zu bäumen, die hinter der Front der Truppen haltenden Pferde und Maultiere der Beamten und Zuschauer begannen zu wiehern und zu grunzen, mein eigener Schimmel wurde in eine kräftige Keilerei verwickelt, die zwischen den steigenden Pferden der Engländer ausgebrochen war, ein paar Menschen waren zu Boden gestürzt und schimpften auf Mulai Idris, Kinder heulten, Unteroffiziere schnauzten ihre Leute an und in diesem unbeschreiblichen Wirrwarr von Bewegung und Getöse erschien der Sultan.

Unbeweglich saß er auf seinem Pferde. Den Blick unverwandt voraus gerichtet, ohne von den kerzengerade mit gesenktem Säbel dastehenden ausländischen Offizieren oder sonst wem die geringste Notiz zu nehmen, ritt er im Schritt schnurstracks auf die Mitte des großen Platzes zu. Dort hielt er. Hier waren im Halbkreis die Kaide und die Scheche der Kabylen aufgestellt, vor sich in Kisten und Säcken den Tribut, den sie an barem Gelde und andern Abgaben herkömmlicherweise am Geburtstag

des Propheten überreichen. Der Sultan war schneeweiß gekleidet, ohne irgendwelchen Schmuck oder irgendein Abzeichen seiner Würde. Sein Pferd war gelb, das ist nach Sitte seiner Ahnen die Farbe des Zorns, die schon von weitem, und ohne daß er den Mund aufzutun braucht, die Stimmung seines königlichen Gemüts erkennen lassen soll. Und zum Mundauftun schien Mulai Abd ul Asis, der Beherrscher der Gläubigen auf dem in Gott erhöhten Throne, heute nicht sonderlich aufgelegt. Man sah kaum, daß er die Lippen bewegte, als ihm die Vertreter seiner geschenkebringenden Stämme vorgestellt wurden. Aber mit seiner Löwenstimme brüllte der Kaid Meschwar über den Platz hin: „Gâl ssidna, barak alláhu fikum" (unser Herr hat gesagt, der Herr segne euch, d. h. ich danke euch), und auf dieses Gnadenwort hin erhoben sich die bärtigen Männer aus dem Staube und schrien ihrerseits unisono: „allah ibarak fi áomr ssidi" (Gott segne das Leben meines Herrn). Und wieder geruhte der Beherrscher aller Gläubigen etwas zu murmeln, und wieder brüllte der Hofmarschall, und wieder sanken die bärtigen Scheche in den Staub, erhoben sich und schrien: „Allah ibarak fi áomr ssidi!"

Das ging so fort, wohl eine Stunde lang. Wie Don Juans steinerner Gast hielt der Sultan unbeweglich während der ganzen Zeit auf demselben Fleck, während sein gelbbrauner Hengst unter ihm tänzelte. Neue Abordnungen rückten vor, fielen nieder und ließen sich vom Kaid Meschwar anschreien, um dann unter endlosen tiefen Verbeugungen immer wieder dieselben Worte zu erwidern, die nur zuweilen durch das kürzere „naam ja ssidi" (zu Befehl, mein Gebieter) ersetzt wurden. Dicht hinter dem Pferde des Sultans, etwas schräg zur Seite, stand

der Mul el Mdalla, der Schirmhalter, der auf langem Rohr den prächtigen, purpurroten, goldgesäumten Schirm über seines Herrn Haupt hielt, dies einzige Abzeichen königlicher Würde, das die Scherifen von Marokko für sich allein beanspruchen. Am Pferdehalse standen zwei Meschwari, die mit langen Musselintüchern dem erlauchten Prophetensprößling die Fliegen verscheuchten, wobei sie höchst geschickt die Enden dieser Wedel aus der Hand schnellten, um sie ein paar Hand breit vor seinem Gesicht blitzschnell zurückzuziehen. Im Halbkreis dahinter, mit dem Gesicht den Kabylenabordnungen zugewandt, stehen die Minister, einer wie der andere in weiße, weite Gewänder gehüllt, die bloßen Füße in den gelben, offnen Pantoffeln. Da ist der uralte Großwesir Sidi Bu Gharnit, der ledern und leblos aussieht, wie eine Mumie. Da ist Sid Abd ul Kerim bin Sliman, der Mann der auswärtigen Politik, der immer vergnügt dreinschaut, als ob es für ihn keine marokkanische Frage gäbe. Böse Zungen behaupten, er habe auch allen Grund, guter Dinge zu sein, da Frankreich ihm ein kleines Taschengeld ausgesetzt habe, das vielleicht zu ähnlichen Dingen führen kann wie das, was die Russen seit langem dem Mann an der Spritze in Peking zukommen lassen. Da sind die Statthalter der Hauptstadt, die den sonst in Marokko ganz ungebräuchlichen türkisch-persischen Titel Pascha (arabisch bascha ausgesprochen) führen, die höchste Rangbezeichnung, die es überhaupt im Lande gibt. Da ist Sid Idris bin Abd ul Dschelil, der „Chalifa el Bascha“, der an der Spitze von Neu-Fes steht, und da sind vor allem die Brüder von der Sippe Et Tasi, Hadsch Omar, in der Stadt meist einfach Schech Tasi genannt, der Amin und Vertrauensmann des Sultans, und sein Bruder Hadsch Muhammed, feiste,

selbstzufriedene Leute, denen man nicht ansieht, daß die Wiege ihres Geschlechts im Judenviertel von Tasa gestanden hat. Sie sind zurzeit die einflußreichsten Männer bei Hof und die reichsten Leute der Stadt.

Mit ermüdender Einförmigkeit wiederholt sich unzählige Male derselbe Vorgang. Neue Abordnungen treten vor, dieselben Worte werden vom Sultan gewispert, vom Hofmarschall und den Kaiden geschrien, während sich der Berg der Abgaben häuft. Erst wenn der Sultan mit Hilfe seiner Geldmänner im stillen Kämmerlein sich von dem Inhalt der Bargeldkisten überzeugt hat, finden die eigentlichen Verhandlungen mit den Stämmen statt. Dann werden die Ämter neubesetzt und die Vertragsverhältnisse mit den Kabylen erneuert. Wer am meisten schenkt, erhält die fettesten Pfründen, die Gebiete, in denen sich die Aussaugung lohnt. Wer zu wenig gebracht hat, wird tagelang, wochenlang bei Hof festgehalten, und schließlich gar, wenn er erklärt, sein Stamm könne nicht mehr liefern, verschwindet er auf Nimmerwiedersehen in irgend einem ehrwürdigen Verließ der Kasba, wenn nicht seine Angehörigen die weitern Mittel senden, die zu seiner Freilassung oder Wiederbestallung erforderlich sind. So wird in Marokko regiert. Es ist eben noch die allerurwüchsigste Form des Königtums. Der Herrscher sagt zu seinem Volk: Wieviel bezahlst du mir, wenn ich dich vor Feinden schütze und die Übeltäter in deiner Mitte unschädlich mache? Und das Volk antwortet: Sieh, Herr — möge Allah dein Leben segnen und dich siegen lassen über unsere Feinde — wir sind ein armes Volk von Hirten, wir können dir diesmal nur so und so viel tausend Taler geben, dafür aber haben wir dir aus unsern bescheidenen Mitteln so und so viel Pferde mitgebracht, und diese paar Scheffel Gerste

und ein paar Krüge Honig, und unsere „Häuser“ (d. h. unsere Frauen, die in der „erlauchten Gegenwart“ nicht geradezu genannt werden dürfen) schickten diese ärmlichen Teppiche, möge dein erlauchter Fuß sie seines Tritts würdigen, und, verzeih das harte Wort, die Juden, die in unserer Mitte die Luft verpesten — möge Gott sie verdammen! —*) schicken diesmal das Doppelte ihres Vertragsgeldes. Und hat der gnädige Herr gerade einen guten Tag und reitet kein gelbes Pferd der Rache oder das schwarze der Bestrafung, so geruht er am Ende zu sagen „Allah ihennikum“, ziehet hin in Frieden, für diesmal will ich noch Gnade vor Recht ergehen lassen und eure ärmlichen Gaben mit dem Auge der Nachsicht übersehen.

Und dieses erlösende Wort wurde auch heute gesprochen, trotz Wortkargheit und gelbem Pferde. Ich hatte zuletzt gar nicht mehr hingehört auf das ewige „allah ibarak fi áomr ssidi“, sondern meine Gedanken wandern lassen, während das Auge mit Entzücken das ungeheure Bild in sich aufzunehmen und festzuhalten suchte. Den Riesenplatz, umrahmt von dräuendem, mittelalterlichem Gemäuer, dahinter aufsteigend auf der einen Seite die schneeglänzenden Kämme des mittlern Atlas, und gegenüber, zum Greifen nahe in der klaren Luft, die scharfen Zacken des langhingestreckten Dschebbel Saligh, des Schutzwalls der Stadt gegen Norden, und hier mitten drin in den Mauern der weite, unabsehbare, weiße Wall dichtgedrängter Zuschauermassen, dann der feste innere,

*) Niemals vergißt der rechtgläubige Moslem, wenn er von Juden oder Christen spricht, hinzuzufügen „Allah inaalhum“ (möge Gott sie verdammen!)

viereckige, feuerrote Rahmen der Truppen und in dessen Mitte das Kleinod: die Größen und Spitzen des ganzen Scherifenreichs, die Wesire und Machthaber, die Araberschechs und Berbernkaide, und allein über sie emporragend, allein zu Roß, die weißverhüllte Gestalt des Sultans — möge Allah ihm zum Siege verhelfen! Da tönte plötzlich wieder die Posaunenstimme des Kaid Meschwar an mein Ohr und riß mich aus meinen Träumen: „galkum ssidna, Allah ihennikum!" (Unser Herr läßt euch sagen: Allah gebe euch seinen Frieden, d. h. ihr könnt jetzt gehen.) Und kaum waren diese Worte der Gnade dem Gehege der scherifischen Zähne entflohen, als die beiden Lanzenträger ihre langen Spieße hoben, die goldnen Spitzen in der Sonne funkeln ließen und damit das Zeichen zum Aufbruch gaben. Wieder dröhnten die Kanonen, wieder stürzte sich die Musik in ein lebensgefährliches Begeisterungstempo, wieder schrien die Massen zu Allah, er möge das Leben unseres Herrn verlängern, und wieder trompeteten die Hengste nach ihrer Weise ihre Huldigungsgefühle für den Beherrscher der Gläubigen in die Lüfte, und wieder ritt unter Kanonendonner, Musik, Geschrei und Hengstgewieher Mulai Abd ul Asis schnurstracks, ohne die noch immer kerzengerade mit gezogenem Säbel stillstehenden fremden Offiziere eines Blicks zu würdigen, hinter seinen Kammerherren und Büchsenspannern, hinter seinen Leibrossen und dem Krönungswagen Louis' XV. zurück in den Palast.

Mir aber winkte der englische Chefinstrukteur, mich anzuschließen und ihm ins Innere des „in Gott gefestigten Hauses der Regierung" zu folgen.

Eine Unterredung mit Mulai Abd ul Asis.

I.

Wie Mulai Ismail zu einer schwarzen Frau und zu einer schwarzen Leibwache kam. — Der zuverlässige Leopard. — Der ausländische Riesenhund und die Semmur.

Wir traten durch denselben großen Torweg, durch den der Sultan mit seinem riesigen Gefolge wieder verschwand, in die seltsame Vielheit von Häusern, Höfen und Gärten ein, die in ihrer Gesamtheit als Dar el Makhsen, Haus der Regierung, bezeichnet werden. Draußen vollzog sich langsam und in schrecklicher Unordnung der Abzug der Truppen. Die Zuschauer riefen nach ihren Pferden und Maultieren, ganze Scharen von Kindern, die wie aus der Erde gestampft schienen, waren mit einem Male zur Stelle und überfluteten den bis dahin vom Militär abgesperrt gehaltenen Platz, demselben geheimnisvollen Gesetz vom horror vacui nachgebend, demzufolge auch in unsern Ländern das Volk einen abgesperrt gewesenen freien Platz wie mit einem Gefühl siegreicher Eroberung blitzschnell überschwemmt. In einer Bogennische nahmen wir Platz und genossen den kühlen Schatten, der nach dem stundenlangen Stillstehen draußen auf dem sonnen-

beschienenen, schattenlosen Paradefeld sehr willkommen war. Sir Harry Maclean ging hinein, um zu sehen, ob wir vorgelassen werden könnten. Aber der Sultan war zum Assar, zum ersten Nachmittagsgebet gegangen, das er in der Dschamia Kbira (großen Moschee), die innerhalb des Palastes liegt, zu verrichten pflegt und wenigstens an so hohen Feiertagen, wie der Freitag in des Propheten Geburtstagswoche ist, nicht versäumt. Überdies war die Stunde gekommen, wo die Mauren ihre erste größere Mahlzeit einzunehmen pflegen, und wir vermuteten, daß Abd ul Asis nach dem anstrengenden Empfang der Tributbringer sich erst eine Stärkung gönne, ehe er neue Audienzen erteile. Denn wir mußten endlos lange warten und hatten reichlich Zeit, uns umzusehen.

In dem gewölbten hohen Raume, worin wir uns befanden, war weiter nichts zu sehen als einige Strohmatten, die den Palastwächtern als Lager dienten. Diese Wächter waren hier nicht etwa Eunuchen, sondern ganz männlich und kriegerisch aussehende Leute von der Schwarzen Garde, den sogenannten Buwachir (Einzahl Buchari), die nicht, wie ich in der kürzlich erschienenen Schrift eines deutschen Hauptmanns über Marokko las, nach einem Manne bu Khari genannt sind, sondern keinen geringern zum Paten haben als den berühmten persischen Gelehrten Muhammed aus Buchara (810 bis 870), dessen riesiger Korankommentar an Ansehen fast Mohammeds Worten gleichgeachtet wird. Dieses Buch, El Dschami es Sahih genannt, wovon übrigens der kürzlich verstorbene Leipziger Orientalist Ludwig Krehl eine kritische Textausgabe in drei Quartbänden besorgt hat, enthält alle mündlichen Äußerungen, die der Prophet seiner Umgebung und seinen Schülern gegenüber zur weitern Erläuterung seiner Suren

getan hat. Bei der großen Unklarheit, die den Koran auszeichnet, müssen seine berufenen Ausleger fortwährend auf diese mündlichen Überlieferungen, Hadith genannt, wie sie sich im Werke El Bucharis finden, zurückgreifen, und gerade in Marokko, wo die Auslegung des Korans die einzige Wissenschaft ist, die noch ernstlich betrieben wird, kennt man den Dschami es Sahih sehr genau und ehrt seinen Verfasser wie einen Propheten, ganz ähnlich wie den andern großen Perser Abd ul Kadir el Gilani, der nächst Mulai Idris der volkstümlichste Heilige in Fes ist. Diesem Muhammed El Buchari hatte Mulai Ismail einst ein Gelübde getan, als er sich in großer Not befand. In seinem grenzenlosen Ehrgeiz wollte er sein Reich, das er schon auf größere Höhe gebracht hatte, als es je seit dem letzten marokkanischen Einfall in Spanien (1452) innegehabt, auch über den ganzen Sudan ausdehnen und mit seinen Eroberungszügen bis zum Niger vordringen. Wirklich zog er mit seiner ganzen Streitkraft gegen den Sultan von Timbuktu, der ihm indessen mit einer zehnfachen Übermacht entgegenging. Ismail gab sich verloren. In der letzten Verzweiflung gelobte er seinem heiligen Muhammed El Buchari Reue und Buße und versprach ihm goldne Berge, wenn er ihn diesmal noch errette. Und wenn ihn auch der längst vermoderte persische Koranausleger nicht aus der Patsche zog, so tat es doch sein eigner Wesir durch einen sehr glücklichen Einfall. Er ging wie ein Friedensunterhändler ins Lager der Feinde und setzte dem Sultan von Timbuktu auseinander, die Marokkaner seien in ganz friedlicher Absicht gekommen, sein Herr Mulai Ismail hätte von der großen Macht Timbuktus gehört und bäte jetzt demütig um die Ehre, die Tochter des schwarzen Sultans zur Frau zu bekommen.

Der leichtgläubige Negerkönig fühlte sich sehr geschmeichelt, daß aus dem hohen Norden sogar königliche Freier zu seiner Tochter kämen, willigte in die Heirat, die gleich festlich vollzogen wurde, und gab seinem unerwarteten Schwiegersohn zehntausend seiner Reiter als ewige Leibeigene zur Mitgift. Das war der Ursprung der schwarzen Leibwache, die anfangs in Marokko verachtet war und als askar el abed (Sklavenheer) verspottet wurde, bis der Sultan ihre Zuverlässigkeit erkannte und ihr einen großen Einfluß einräumte, der sie später zu förmlichen Prätorianern und Janitscharen werden und Sultane wählen und absetzen ließ mit einer Willkür und Geschwindigkeit, daß den Erben und Bewerbern um die Nachfolge Ismails Hören und Sehen verging. Erst dem Enkel Ismails gelang es, den verderblichen Einfluß der Schwarzen Garde zu brechen und diese dreisten Sudanneger zu dem herabzudrücken, was sie heute sind: durch viele Zwischenheiraten mit Araberinnen ausgebleichte, träge, trinkgelderheischende Tagediebe, die sich bei allen Großen des Reichs und bei Hof besonders ein Sondervorrecht zur Besetzung aller einträglichen Pförtnerstellen erworben haben. Noch heute aber trägt man ihnen, wenn sie in den Krieg ziehen, eine kostbare Handschrift von Bucharis Buch voran, die auch im Feldlager des Sultans bei allen Beratungen bereit gehalten wird.

Von dem Wachraum der Buwachir konnte man in einen freien Hof sehen, der seit alters einer merkwürdigen Liebhaberei der maurischen Sultane dient. Er beherbergt in einer Reihe von Käfigen die wilden Tiere, die Mulai Abd ul Asis, wie seine Vorgänger es taten, für eine dem Sultan besonders geziemende Gesellschaft ansieht. Noch kürzlich hatte er sich von Hagenbeck in Hamburg einige

echt marokkanische Löwen kommen lassen, da diese in Marokko ebenso schwer aufzutreiben sind wie die echten Kanarienvögel auf den Kanarischen Inseln. Der Leser erinnert sich, daß ich schon bei meiner Herreise in El Araisch von dieser merkwürdigen Tiersendung, die unter Führung eines ehemaligen deutschen Matrosen stand, gehört und mit Bedauern das klägliche Ende vernommen hatte, das nach der Erzählung der Küstenleute die Berbern den schönen Tieren gemacht haben sollten. Hier erfuhr ich nun, daß auch dieses blutige Abenteuer nur in dem geängsteten Hirn der Gerüchtemacher von El Araisch stattgefunden, daß in Wirklichkeit der Seemann von der Waterkant mit seinen Pflegebefohlenen sein Ziel erreicht hatte. Zuweilen gelingt es den Wärtern, die mit der Wartung der Tiere betraut werden, das eine oder andere davon zu zähmen, und dann laufen Panther, Leoparden oder auch Wildschweine hier frei umher — so lange es gut geht. Auch Mulai Abd ur Rahman hatte einen solchen zahmen Leoparden, der aus der Hand fraß wie eine Taube und seine Raubtiernatur ganz vergessen zu haben schien, infolge der sanften Sitten des scherifischen Hofes. Eines schönen Morgens aber gab er liebkosenderweise dem Sklaven, der ihn zu füttern pflegte, einen freundschaftlichen Klaps auf den Kopf, der, obschon Negerschädel, dabei in die Brüche ging, so daß der Leopard mit seinem Frühstück warten mußte, bis ein Neger mit härterm Schädel zur Stelle war. Er selbst aber wanderte als besonderes Ehrengeschenk aus dem Besitz Abd ur Rahmans in den des englischen Gesandten Hay, der das Tier solange als Kettenhund und seines Hauses redlichen Hüter verwandte, bis seine Pranken stärker wurden als die Fäuste der Gesandtschaftsdiener. So wurde denn Mamun, der Zu-

verlässige, so hatte man das treue Vieh getauft, dem Zoologischen Garten in London vermacht. Nach geraumer Zeit — man fürchte nicht, daß ich jetzt eine rührsame Geschichte erzählen werde, wie nach langen Jahren der in Ehren ergraute Leopard seinen ehemaligen Herrn in London etwa aus den Händen von Räubern rettet — also nach genau acht Monaten ist der englische Gesandte in London auf Urlaub und stattet auch dem Zoologischen Garten dabei einen Besuch ab, um nach seinem Mamun zu sehen. Kaum steht er vorm Käfig, als das Tier hochspringt, laut heult, an seinen Eisenstangen rüttelt, so daß die Zuschauer entsetzt von dannen stieben und die Wärter mit Peitsche und Eisen herbeistürzen. John Hay aber steckt seine wohlbehandschuhte Rechte durchs Gitter, Mamun ergreift sie liebkosend und bedeckt sie mit tausend heißen Zähren. Dies ist kein Märchen, sondern steht gedruckt zu lesen in dem Memoir of Sir John Drummond Hay PC, KCB, GCMG etc. etc., auf Seite 199 ff.

Noch eine andere lustige Geschichte, mit der wir uns, während der Sultan betete, die Zeit vertrieben, muß ich hier dem geduldigen Leser vorsetzen. Sir William Kirby Green, Ihrer britannischen Majestät Sondergesandter an dem Hof von Fes, hatte Ende der achtziger Jahre, um die etwas lau gewordene marokkanisch-englische Freundschaft zu beleben, als besonders wertvolles Geschenk dem Sultan Mulai el Hassan einen großen indischen Elefanten mitgebracht. Natürlich erregte der Dickhäuter, dessen Naturgeschichte den Mauren nur vom Hörensagen bekannt ist, in der Hauptstadt ein ungeheures Aufsehen. Und wenn er als Wegbahner vor dem Sultan die engen Gassen einhertrottete, hatte der Jubel und die mit etwas Angst gemischte Bewunderung der Feser keine Grenzen.

Rasch erfüllte der Ruhm des Tieres das Reich, und unter den zahlreichen Neugierigen, die zur Stadt kamen, das Riesengeschöpf mit eigenen Augen zu sehen, fanden sich auch eines Tages die Häuptlinge des gefürchteten Berbernstammes der Semmur ein, die seit undenklichen Zeiten aus guten Gründen die Nähe des Sultans, dem sie nach lieber Gewohnheit Gehorsam und Tribut verweigern, meiden, um nicht Bekanntschaft mit seinen Gefängnissen zu machen. Diesmal aber meldeten sie sich freiwillig bei Hof, suchten um eine Audienz nach und erklärten ihre Unterwerfung und ihre Bereitwilligkeit, die seit langen Jahren rückständigen Steuern nachzuzahlen, wenn der Sultan ihnen den „Riesenhund, der größer als zehn Maultiere ist", mitgeben wolle, damit ihre Stammesgenossen daheim durch den Anblick des Märchenungeheuers, das dem leisesten Wink seines Besitzers gehorche, von der Macht des Beherrschers aller Gläubigen einen handgreiflichen Beweis hätten. Mulai el Hassan kann ihnen zwar den Elefanten selbst nicht schicken, obwohl sie ihn mit Gold beladen zurücksenden wollen, gibt ihnen aber die Hauda mit, das prunkvolle vergoldete Traggestell, dessen ungewohnte Größenverhältnisse den schlichten Berbern zeigen können, was für ein Fabeltier der ausländische Riesenhund ist. Ein Kaid muß mit seinen Reitern die Scheche und die Hauda begleiten, damit er die richtige Einzahlung des Tributs überwache. Ich brauche kaum, was selbstverständlich ist, hinzuzufügen: Kaid und Reiter sah man niemals wieder. Die Hauda aber soll im Zelt des obersten Schechs der Semmur als wunderwirkendes Heiligtum ein beschauliches und ehrenreiches Dasein führen.

Ob diese Geschichte ein Märchen ist, muß ich dahingestellt sein lassen. Ich habe sie von einem Freunde,

der Diplomat und Schriftsteller und Amerikaner ist, und gegen solch dreifache Übermacht fällt es der schwachen Wahrheit nicht leicht, sich zu behaupten.

II.

Fes, Fäß oder Fäß? — Wißbegierige Fragen des Sultans. — Seine persönliche Erscheinung. — Zopf und Schläfenlocken.

Endlich kam der Sultan. Eilenden Laufs erschien ein Sklave, meinen Begleiter Sir Harry Maclean zu benachrichtigen, der es freundlichst übernommen hatte, für mich zu dolmetschen. Auch Sir Harry setzte sich in Geschwindschritt, verschwand jenseits des Hofes in einem der hufeisenförmigen Tore, um aber sofort wieder zu erscheinen und mir zu winken, ich solle eintreten. Wieder sah ich mich in einem Hof, der aber so klein und von so hohen Häuserwänden eingefaßt war, daß er nach den riesigen Verhältnissen des großen Paradeplatzes fast wie ein Innenraum wirkte. Kaum waren wir eingetreten, als auf der gegenüberliegenden Seite unter einem Bogengang ein vollkommen weißgekleideter Mann hervortrat. Es war Mulai Abd ul Asis, Beherrscher der Gläubigen, Sultan von Fes, Marrakesch und Tafilelt. Augenscheinlich hatte er nicht nur gebetet, sondern auch eine gute Mahlzeit zu sich genommen, denn der starre Ausdruck der Unnahbarkeit, den er vorhin beim Empfang der Kabylenscheche zur Schau getragen hatte, hatte sich erweicht zu zufriedenem freundlichen Lächeln. Sir Harry stellte mich vor, der Sultan erwiderte gleich, er habe schon durch seinen Minister des Auswärtigen Sid Abd ul Kerim bin Sliman von mir gehört und freue sich nun, mich selbst zu sehen, da er mit Vergnügen die Bekanntschaft von

Ausländern, noch dazu von so weitgereisten mache, die ihm von fremden Ländern erzählen könnten.

Es entspann sich nun eine ganz zwanglose Unterhaltung, die im wesentlichen auf politisch-geographischem Gebiet blieb. Ich entschuldigte mich zunächst wegen meines Nichtgrüßens bei der ersten Begegnung. Das wäre ja eine ausgezeichnete Gelegenheit gewesen, eine echt morgenländische Erklärung vorzubringen und mit einigen plumpen Schmeicheleien, die man ja im Verkehr mit orientalischen Herrschern nie dick genug auftragen kann, dem Sultan vorzulegen, die überirdische Erscheinung der „erlauchten Gegenwart" des Fürsten der Gläubigen, des Enkels des Propheten — die Fürbitte Allahs sei über ihm und seinem Hause und seinen Freunden —*) sei dem räudigen Christenhund derart in die jammervollen Glieder gefahren, daß er wie gelähmt dagestanden und nicht die Kraft besessen habe, in die Huldigungen der Menge einzustimmen. Das ganze Auftreten des Sultans aber war so natürlich und so schlicht, daß es mir unanständig vorgekommen wäre, ihm mit solchen Abgeschmacktheiten entgegenzutreten, und so sagte ich ihm einfach und ehrlich, ich hätte wirklich nicht gewußt, welche Art von Gruß unter den gegebenen Verhältnissen angebracht gewesen wäre. Er aber wehrte meine Entschuldigung freundlich ab mit dem mir schon von meinem ersten Tage in Marokko her wohlbekannten „la bass!" (schadet nichts, hat nichts zu sagen) und wiederholte ein über das andere Mal: „la bass, la bass, la bass!"

---

*) Diesen frommen Wunsch spricht jeder brave Muselmann aus, sobald er den Namen des Propheten in den Mund nimmt (ssalla allahu aleihi wa ali wa ssubhatihi).

Ich will hierbei bemerken, daß Mulai Abd ul Asis dies Wort mit einem vollen, reinen a aussprach, wie ich überhaupt glaube beobachtet zu haben, daß die vornehmen Mauren durchaus nicht so allgemein die verderbte Aussprache des Arabischen angenommen haben, die von Algerien her eingeschleppt worden ist. Dem Umstande, daß die Franzosen, die sich bisher am meisten mit der wissenschaftlichen Erforschung des Maurisch-Arabischen befaßt haben, ihre Sprachkenntnisse meist in Algerien und in Paris von Algeriern erwerben, hat dazu geführt, algerische Eigenheiten auch für marokkanische auszugeben. So meint auch der Dragoman der französischen Gesandtschaft, Eugène Fumey, in seinem Choix des correspondances marocaines (Paris 1903), einer der wertvollsten neuern Veröffentlichungen über das Maurisch-Arabische, das a werde in solchen Fällen wie französisches è ausgesprochen, man müsse also auch den Namen der Hauptstadt mit einem ä sprechen wie etwa in blème, also: Fäß. Das ist durchaus nicht der Fall. Mulai Abd ul Asis sprach Faß, mit einem ganz leicht geschlossenen a und einem kaum merklichen Anklang an das ä, wie etwa ein gebildeter Hannoveraner spricht. Im östlichen Marokko dagegen, wo auf der Straße Tlemsen-Uschda-Tasa algerische Einflüsse eindringen, spricht man das a mehr braunschweigisch, da wird aus Tasa Zäsä, aus Ghiata Ghiätsa und so fort.

Nachdem mit dieser „La bass"-Versicherung freundschaftliche Beziehungen angebahnt und die ersten Fragen nach meinen persönlichen Verhältnissen, dem Zweck meines Aufenthalts in Fes und meinen Eindrücken vom Lande gestellt und beantwortet waren, fing der Sultan ganz lustig an, mich gehörig auszufragen nach allen möglichen Dingen

in außereuropäischen Ländern. Vor allem interessierte ihn die Frage, wieviel Geld wohl in den verschiedenen Staaten bei Herrscher und Volk zu finden sei. Sehr erstaunt war er zu hören, daß Indien ein sehr armes Land ist. Den Marokkanern gilt Indien als das Wunderland, die Heimat aller märchenhaften Pracht und rätselhaften Herrlichkeiten, so etwa, wie das Land in den Abenteuern Sindbads des Seefahrers in Tausend und Einer Nacht erscheint. Noch im heutigen Sprachgebrauch ist im Maurisch-Arabischen „indisch" fast gleichbedeutend mit „fremdartig wunderbar". So wird Stahl indisches Eisen genannt (hedid el Hind), das Fernrohr indischer Spiegel, (merajet el Hind). Daß dies sonnige Märchenland heute von Hungersnöten und verheerenden Seuchen heimgesucht wird und sich eine von Jahr zu Jahr wachsende Schuldenlast aufbürden muß, schien dem Sultan gar nicht recht eingehen zu wollen, denn augenscheinlich waren seine Begriffe von Indien auf dem Standpunkt der Märchenbücher stehen geblieben. Noch mehr wunderte es ihn, daß auch Japan kein reiches Land ist und doch so vorzügliche Einrichtungen und eine starke Wehrkraft besitzt. Es bedurfte längerer Auseinandersetzungen, um ihm klar zu machen, wie Japan nächst seinem eigenen Eifer und patriotischen Ehrgeiz es nur der glücklich angebahnten Aufnahme europäischer Bildung zu danken habe, daß es so rasch an die Spitze aller asiatischen Staaten getreten sei und sogar daran denken könne, einer europäischen Großmacht entgegenzutreten. Als dann aber naturgemäß auch die Mandschurei und Korea erwähnt wurden, merkte ich, daß vor diesen exotischen Namen die scherifischen Kenntnisse Halt machten, wie sie denn überhaupt doch nur recht oberflächlich und lückenhaft zu sein schienen, so daß sich

wohl nur ein sehr verworrenes Bild von der großen Außenwelt im Kopfe des Beherrschers der Gläubigen malt.

Zum zweiten Male innerhalb weniger Wochen stand ich nun in Marokko einem Manne gegenüber, der seine Stellung in der Weltgeschichte und sein Verhältnis zu seinen Landsleuten lediglich der angeblichen Abstammung von Mohammed verdankt, und zum zweiten Male hatte ich das Gefühl einer angenehmen Enttäuschung. In Wasan hatte ich mich darauf gefaßt gemacht, im Großscherifen einen hoffnungslos entarteten, langem Siechtum verfallenen, stumpfsinnigen Jungen zu finden, und hatte einen gesunden, lebhaften, klugen jungen Mann getroffen, der die ganze schmachvolle Überlieferung seines verkommenen Geschlechts Lügen strafte. Und in Mulai Abd ul Asis hatte ich nach den Schilderungen seiner eigenen Untertanen einen minderwertigen, schwächlichen Menschen erwartet und stand jetzt vor einem noch ganz jugendlichen Manne, der weder minderbegabt noch verkommen aussah, vielmehr in der vorteilhaftesten Weise die Vorstellung übertraf, die ich mir nach zahlreichen Bildern, die mir zu Gesicht gekommen waren, von ihm gemacht hatte.

Wenn auch noch kein Sondergesandter aus Berlin gekommen ist und den Sultan „eigens für die Woche" aufgenommen hat, so ist doch sein Bild bekannt genug und gerade zu Beginn des Aufstandes Bu Hamaras, als alle Welt eine Zeitlang die lange gehoffte und gefürchtete Aufrollung der marokkanischen Frage erwartete, in allen Blättern der Welt verbreitet worden. Obwohl die meisten dieser Aufnahmen von ihm selbst herrühren oder mit seiner Erlaubnis gemacht worden sind, gaben sie doch, wie mir schien, ein falsches und zu ungünstiges

Bild von ihm. Er erscheint dort stets als ein Mann unbestimmten Alters mit aufgeschwemmten, weichlichen Gesichtszügen und nichtssagendem Ausdruck in den müden Augen. Von diesem Eindruck eines verweichlichten Schwächlings fand ich in Wirklichkeit nichts. Und doch waren die Bilder nicht ganz unähnlich. Vor allem ist mir eines in Erinnerung, das damals die Runde durch alle illustrierten Blätter machte, wo er vor einem Vorhang stehend mit der Reitgerte in der Hand dargestellt ist. In allen Äußerlichkeiten ist das Bild vollkommen ähnlich, nur fehlt gänzlich der geistige Ausdruck, das Leben in Augen und Mund, das manche Leute ja mit großem Geschick, wenn sie photographiert werden sollen, hinter starrer Unbeweglichkeit zu verbergen wissen. Und an diesem Leben fehlt es dem Gesichte von Mulai Abd ul Asis durchaus nicht. Die Augen sind sehr schön und lebhaft, und der ziemlich große Mund mit seinen regelmäßigen gesunden Zähnen gewinnt beim Sprechen sehr. Die Stimme ist voll und weich, so sanft wie eine Frauen-Altstimme, wie man überhaupt aus seinem ganzen Wesen den Eindruck der Güte und Weichheit gewinnt, der nicht recht passen will zu der hohen Gestalt, die in der malerischen Vermummung ihrer weiten, wallenden, blendend weißen Kleider recht machtvoll und eindruckgebietend ausschaut. Die Blattern, die in diesem Lande des Schmutzes alljährlich große Scharen von Opfern fordern, haben auch den Herrscher nicht verschont. Aber die Narben sind gut geheilt, und nur wenn man ihm bis auf einen Schritt nahegekommen ist, wird man einen schwachen Gürtel alter Narben quer überm Nasenrücken entdecken, der indessen das regelmäßige Gesicht nicht entstellt.

Außer diesem Gesicht ist nicht viel von der „in Gott

erhöhten Person" des Kalifen zu sehen. Denn er ist von oben bis unten in den Ksa gehüllt, ein aus allerfeinstem Musselin gewebtes, nahtloses Kleidungsstück, das die vornehmen Mauren ähnlich der klassischen Toga in geschicktem Faltenwurf als Überkleid tragen. Dieses leichte Gewebe bedeckt ihm auch Nacken und Kopf völlig, so daß ich nicht einmal sehen kann, ob er darunter die Schaschia und den Turban trägt. Nur an den Seiten quellen lange, schwarze Locken hervor, außer dem Zopf vermutlich das einzige Haar, das den sonst glatt rasierten Schädel deckt. Denn auch die Araber, selbst die in Arabien und Ägypten, lassen auf dem Scheitel einen kleinen Zopf stehen, der indessen selten länger als zwei Handbreit wird und nur bei Kindern, die deren zuweilen drei tragen, durch Einflechten einer schwarzen Schnur Verschönerung und Verlängerung erfährt. In Ägypten hat man für diesen merkwürdigen Brauch, auf dem völlig kahl geschornen Schädel oben ein winziges Zöpfchen zu züchten, eine merkwürdige Erklärung. Im Kriege, auf dem Schlachtfelde, heißt es, würde der siegreiche Gegner, worunter natürlich der verhaßte Christ gedacht ist, keine Handhabe finden, wenn er den Gefallenen und Gefangenen den Zopf abschneiden wolle; um zu vermeiden, daß der Christenhund dann etwa seine unreine Hand in den Mund des abgeschnittenen Kopfes stecke, sind die fanatischen Muselmänner von Jugend auf bedacht, sich durch sorgfältiges Wachsenlassen des Zopfes vor Besudelung durch die Hand der Ungläubigen zu schützen. Weder im Koran noch in den mündlichen Überlieferungen des Propheten finden sich übrigens dafür irgendwelche Belege, ebensowenig wie für die in Marokko bei vielen Stämmen verbreitete Sitte, an den Schläfen das krause Haar zu langen

Locken wachsen zu lassen. Außer in der Sultansfamilie herrscht dieser Brauch bei den Männern der lehenspflichtigen Stämme, die den Ersatz für die sogenannte „Gîsch“-Reiterei stellen. Es ist mir hier aber nicht möglich, von Fremden oder Eingebornen eine annehmbare Erklärung der geschichtlichen Bedeutung dieser auffälligen Sitte zu erhalten.

Im übrigen war der Sultan wie jeder andere vornehme Maure gekleidet, ohne das Abzeichen seiner Würde, wenn nicht das Fehlen jeder Farbe in seiner Kleidung als etwas Besonderes, nur ihm Zustehendes aufgefaßt werden soll. Denn auch die Unterkleider, die an der Brustöffnung und unter den Ärmeln sichtbar wurden, waren schneeweiß; nur die Fußbekleidung gelb, die gewöhnlichen niedrigen Pantoffeln, die jedermann hier trägt. In dieser großartigen Einfachheit lag eine Vornehmheit, die recht deutlich abstach gegen die grelle rotgoldne Kleiderpracht des Chefinstrukteurs.

III.

Bekleidungsvorschrift für den Sultan. — Der Koran über Seide und Schmuck. — Scheinheiligkeit und Eigendünkel der Sultane. — Ein Kölner Beitrag zur Geschichte Marokkos. — Demütigungen der fremden Diplomaten.

Die Sultane von Marokko scheinen etwas zu suchen in der übermäßigen Einfachheit ihrer Kleidung. Kein Geschmeide, keine goldnen Tressen, keine edelsteingeschmückten Waffen, nicht der einfachste goldne Ring findet Gnade vor ihren Augen. Ja, selbst seidne Gewänder sind verpönt. Nach altem Herkommen darf das Gesamtgewicht der Seide, die zur vollständigen Bekleidung des Sultans verwendet wird, nicht über ein halbes Pfund betragen, und inner-

halb dieser engen Grenze dürfen nur die Einfassungen und Säume der Kleider sowie die Troddel an der Kapuze des Ksas und Haiks, der Überkleider, und der Schaschia aus reiner Seide sein. Alles andre ist Wolle oder Baumwolle, oder höchstens, bei den ganz leichten Musselingeweben, spärlich mit Seide durchwebte Wolle. Als oberster Priester seines Volkes und als Kalif des Propheten, wofür der Sultan sich hält, glaubt er sich zu dieser mönchischen Strenge verpflichtet, die die landesübliche unerbittliche Koranauslegung vorgeschrieben hat. In den übrigen mohammedanischen Ländern findet man bekanntlich nichts von so weltfeindlicher Schmucklosigkeit. Heißt es doch in der Surat el Araf (Koran 7,30) selbst: „Wer kann ihnen verbieten, sich mit den schönen Dingen zu schmücken, die Gott für seine Diener geschaffen hat, und sich an den köstlichen Leckerbissen zu laben, die er ihnen darbietet? Diese Dinge stehen den Gläubigen zu in dieser Welt, besonders aber am Tage der Auferstehung.“ El Buchari aber, der schon erwähnte große Korandeuter, der für Marokko ausschließlich maßgebend geworden ist, hat aus diesem Satz des Propheten nur für die Frauen die Erlaubnis abgeleitet, sich zu schmücken, und denen könnte ja wohl kein Gesetzgeber der Welt den Hang zu schönen Kleidern und kostbarem Schmuck nehmen, während er für die Männer Seide, Gold und Edelsteine völlig verbot. Nur ein einfacher silberner Ring, nicht als Schmuck, sondern als Siegel ein unentbehrliches Ausstattungsstück, ist ihnen gestattet; er muß aber an der linken, der unreinen Hand getragen werden. Sehr bezeichnend für die grobsinnlichen Lockungskünste des Korans ist es, daß seidne Gewänder und Schmuck den Gläubigen für die bessere Welt im Jenseits verheißen werden. Und wirklich finden

sich in dem Buch zahllose Stellen, wo der rechtgläubige Moslem, der hienieden sich nicht zu schmücken wagt, Trost schöpfen kann aus der verführerischen Schilderung des Paradieses und seiner mannigfachen Genüsse. Von den 114 Suren, worin der Koran zerfällt, enthalten nicht weniger als 44 solche Ausmalungen des bekannten Huriparadieses, wo der brave Muselmann in all den schönen Dingen schwelgen darf, die ihm im irdischen Jammertale verboten sind. Nicht nur wird er tapfer zechen in moschusduftendem Wein, von dem es ausdrücklich heißt, daß er weder trunken mache, noch Katzenjammer hinterlasse, er wird sich in grüne Seide und Goldbrokat hüllen, an rieselnder Quelle auf schwellendem Pfühl lagern und an seiner Seite die schönsten schwarzäugigen Mädchen haben mit einer Hautfarbe „wie das Ei des Straußen, das er sorgfältig versteckt hat", Mädchen von ewiger Jungfräulichkeit und züchtigen Blicken. Das sind alles Dinge, nach denen sich der Moslem in dieser unvollkommenen Welt allerdings vergeblich umschauen würde; nur Seide und Brokat und die goldnen Armspangen, die im Paradiese selbst die Männer tragen werden, könnte er für Geld und gute Worte schon hier unten haben.

Indessen scheint auch Abd ul Asis es vorzuziehen, sich den Genuß dieser Herrlichkeiten fürs Jenseits aufsparen zu wollen, um nicht den Zorn des Propheten, seines Ahnen, zu erregen. Denn augenscheinlich ist in ihm, wie in allen Filali, das religiöse Gefühl noch sehr stark. Sein Vater, Mulai el Hassan, von dem zahlreiche Reisende sehr ansprechende Schilderungen entworfen haben, galt geradezu für einen überfrommen Mann, der die knappe Muße, die ihm seine fortwährenden Kriegszüge ließen, mit Andachtsübungen und dem Lesen kirchlicher

Werke verbrachte. Selbst die großen Scheusale des Hauses wie Yesid und Abdullah wollten in erster Linie für musterhaft fromme Menschen gelten, die ihre Scherifenwürde auch durch frommen Lebenswandel verdient hätten. Sogar Mulai Ismail, der Menschenschinder und Massenmörder, suchte seinen Untaten ein religiöses Mäntelchen umzuhängen, indem er zu Boden fiel und heftig betete, ehe er seine Lanze erhob, womit er im nächsten Augenblick ein paar Sklaven zu durchbohren gedachte. Windus erzählt, er habe eigens an den verschiedensten Stellen im Palast und im Schloßpark von Mekines Stellen anlegen lassen, an denen er sich bequem hinfallen lassen konnte, wenn ihn die „Eingebung" zu Gebet und Totschlag überfiel. Denn die meisten Morde beging er am Freitag und an den hohen Festtagen, und die einfältigen Marokkaner glaubten, der Tod von seiner Hand sei eine Ehre und sichere den sofortigen Eintritt ins Paradies, und ließen sich in dieser Hoffnung willig von dem Kalifen und angeblichen Enkel des Propheten töten.

Die Rücksicht auf den Koran und seine strengen Ausleger wird wie bei seinen Vorfahren also auch bei Abd ul Asis den Verzicht auf allen Prunk in der eigenen Kleidung eingegeben haben. Jedenfalls nicht die Bescheidenheit. Denn so menschlich einfach er in seinem Auftreten zu sein scheint, ist er doch als Scherif und als Sultan von seiner übermenschlichen Stellung wohl ebenso überzeugt wie seine Vorgänger. Und gerade die Hinfälligkeit seiner Herrlichkeit verhilft ihm zu völlig verdrehten Anschauungen über seine Bedeutung innerhalb des Weltgetriebes. Daß sich im Blad el Makhsen, dem kleinen, wirklich zuverlässig unterworfenen Bezirk des Landes, schließlich alles um ihn dreht, ist ja natürlich wie in jeder

autokratischen Monarchie. Aber auch weit hinaus über diese engen geographischen Grenzen glauben die Sultane von Marokko eine ungeheure Rolle zu spielen. In dieser übertriebenen Auffassung von ihrer Herrscherrolle hat man sie seit Jahrhunderten bestärkt. Die schimpflichen Tributzahlungen, die ihnen die europäischen Mächte bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein gemacht haben, die demütigenden Formen, unter denen sie sich bis in die allerneueste Zeit den Empfang ihrer Gesandten haben gefallen lassen, konnten natürlich nur zur Erhöhung des Selbstbewußtseins der Sultane beitragen. Seit nun vollends die Zukunft des Landes eine „Frage" geworden ist, die das Lebensinteresse mehrerer Großmächte angeht und einen der kitzlichsten Punkte im europäischen Gleichgewicht darstellt, müssen sich ihre übertriebenen Begriffe von ihrer Wichtigkeit immer mehr verstärken. Erkrankt zum Beispiel der Sultan ernstlich, so geht sofort das ganze Reich aus den Fugen, wie das mehrmals zu Zeiten Mulai el Hassans beobachtet werden konnte. Die Berbernstämme werden aufsässig, die Kaide und Statthalter des Sultans werden bedrängt oder gar vertrieben, die Straßen werden unsicher, der Handel stockt, die Europäer in den Küstenstädten ängstigen sich und drahten heimwärts um Hilfe, Kriegsschiffe erscheinen in den Häfen, die Aufregung im Innern, wo die Kabylen glauben, die Christenhunde wollten das Land erobern, steigert sich, die Diplomaten in Tanger machen dringliche Vorstellungen, das Gespenst europäischer Gewaltmaßregeln erscheint und wirkt lähmend auf die einheimischen Behörden, anfeuernd auf die aufständischen und alle sonstigen unruhigen Elemente im Lande, deren Stunde zum Fischen im Trüben mit einem Herrscherwechsel schlägt — kurz die ganze ungeheure Un-

ruhe des erwarteten Umsturzes erschüttert das Land, bloß weil der Sultan ernstlich erkrankt ist und man mit seinem Tode rechnen muß. Der erlauchte Patient aber setzt das alles auf Rechnung seiner eigenen unschätzbaren Persönlichkeit. Denn von dem unendlich weit und fein verzweigten Getriebe des heutigen Wirtschaftslebens, das an all diesen Erscheinungen die letzte Schuld trägt, versteht er nichts. Er kann sich nicht klar machen, daß ein Land wie seines, das seine Tuche aus Deutschland und England, seinen Zucker aus Belgien, seinen Tabak aus der Pfalz und Algerien, seine Glaswaren aus Böhmen und seine Kerzen aus Liverpool bezieht, Dutzende von großen Kapitalisten und Hunderte von kleinen Händlern und Tausende und Abertausende von Handwerkern und Arbeitern, mittelbar und unmittelbar, in größerm und geringerm Maße in sein Geschick verwickelt. Er gewinnt nur den Eindruck: wenn ich sterbe, dann steht die Welt still, denn ich bin der letzte der Kalifen und der mächtigste Beherrscher aller Gläubigen.

Aus unzähligen Vorkommnissen der Geschichte, aus Handlungen und Meinungsäußerungen läßt sich dieser Dünkel der Sultane von Marokko erkennen. Mulai Ismail erdreistete sich, von Ludwig XIV., der ihm als der mächtigste Fürst der christlichen Welt geschildert war, eine Tochter zur Frau zu fordern. Es war die aus Ludwigs Verbindung mit Mademoiselle de la Vallière hervorgegangene Mlle. de Blois, spätere Prinzessin Conti, die es dem großen Massenmörder auf dem scherifischen Thron angetan hatte, allerdings nur auf dem schon damals nicht ganz ungewöhnlichen schriftlichen Wege. Der Admiral der maurischen Seeräuberflotte und Gesandte Ismails in Paris, Sid Abdullah bin Aissa, hatte die Prinzessin

auf einem Ball im Palais Royal gesehen und seinem Herrn und Gebieter nach Mekines so begeistert über sie berichtet, daß dieser kurz entschlossen vom König ihre Hand forderte. Es gibt über diesen lustigen französisch-marokkanischen Zwischenfall ein Buch, das merkwürdigerweise in Köln erschienen ist, vielleicht weil der gestrenge Zensor den Druck in Paris verhindert hätte. Es trägt den Titel: „Relation historique de l'amour de l'empereur de Maroc pour madame la princesse douarière de Conty. Écrite en forme de Lettres à une personne de qualité par M. le Comte D***. A Cologne, chez Pierre Marteau, MDCC.“ Ich dächte, es würde sich der Mühe verlohnen, in der Stadtbibliothek zu Köln auf diesen merkwürdigen Beitrag Kölns zur Geschichte Marokkos zu fahnden.*) Meines Wissens ist der Band, den ich nur mit seinem Titel aufgeführt in der großen Bibliographie des Generalkonsuls Playfair gefunden habe, in Deutschland ganz unbekannt geblieben, jedenfalls scheint er in der gesamten Literatur über Marokko noch nicht verwertet worden zu sein.

Unbequemer als aus dieser Freite des Sultans Ismail, die natürlich zu keinem Ende führte, sprach die dünkelhafte Überhebung Marokkos aus der verletzenden Geringschätzung, womit grundsätzlich an den Höfen von Fes und Marrakesch die Abgesandten europäischer Mächte empfangen wurden. Man zwang sie, die Stiefel auszuziehen — für einen Gesandten im vollen Wichs weder

*) Das ist inzwischen geschehen. Das Werk findet sich nicht dort vor, und der Kölner Stadtbibliothekar Dr. Zaretzky hat nachgewiesen (vgl. „Köln. Zeitg.“ v. 28. 8. 1904 Nr. 880, Beilage zur Sonntagsausgabe), daß der Druckort Köln nur fingiert ist.
A. d. H.

bequem noch erbaulich —, ließ sie stundenlang warten, nachher bloßen Hauptes in der Sonne stehen und was dergleichen freche Rücksichtslosigkeiten mehr waren. Kleinere Abgeordnete, die nicht im allerhöchsten unmittelbaren Auftrag ihres Landesherrn kamen, wurden noch ganz anders behandelt. Im Jahre 1735 ließ der Sultan Abdullah einen konsularischen Abgesandten der englischen Regierung lebendig verbrennen, als sich herausstellte, daß er Jude war. 1844 wurde in Masagan der spanische Vertreter aus demselben Grunde hingerichtet, nachdem irgendeine wenig stichhaltige Anklage wegen Tötung eines Mauren gegen ihn erhoben war. Und amerikanische Konsuln haben des öftern Bekanntschaft mit den marokkanischen Gefängnissen gemacht. Allerdings muß als mildernder Umstand für Marokko angeführt werden, daß die Vereinigten Staaten das Unglück gehabt haben, nicht immer den richtigen Mann für ihre konsularischen Vertretungen in Marokko gefunden zu haben. Noch 1889 mußte auf dringendes Ersuchen der hiesigen Regierung der amerikanische Konsul Lewis abberufen werden, weil er einen ganz üblen Schacher mit dem Verkauf des amerikanischen Schutzbürgerrechts an bedenkliches Gesindel getrieben hatte. Aber auch die unmittelbaren bevollmächtigten Gesandten europäischer Großmächte wurden von den Sultanen gedemütigt in einer Weise, die wohl nur noch am Kaiserhofe zu Peking ein Gegenstück gefunden hat, wo ja ebenfalls bis in die allerjüngste Zeit der zähe Kampf zwischen eingebornem Dünkel und fremder Nationalwürde geführt worden ist.

Bis zum Jahre 1845 mußten die Generalkonsuln — Ministerresidenten und Gesandte gibt es hier erst seit 1872 — ihr Beglaubigungsschreiben dem Sultan kniend

überreichen. Bis zum Jahre 1882 waren sie gezwungen, während des ganzen Empfangs, der damals wie heute im Freien stattfindet, barhäuptig zu bleiben. In jenem Jahre behauptete der französische Gesandte Ordega zuerst den Bann gebrochen und mit dem Dreispitz auf dem Kopf dem Sultan Mulai el Hassan seine Ansprache im Namen des Präsidenten der Republik gehalten zu haben. So ist es auch zu lesen in den Schilderungen, die von dieser Gesandtschaftsreise nach Marrakesch damals in der Revue des Deux Mondes erschienen. In Wirklichkeit ist aber die Sache damals nicht so großartig verlaufen, wie sich der Gesandte vorgenommen hatte. Anfangs hatte er zwar dem Großwesir große Töne vorgeredet, wenn er als Vertreter des Präsidenten spräche, stände ganz Frankreich hinter ihm, und in einem so großen Augenblicke dürfe er auch vor dem Sultan als Gleichberechtigter bedeckten Hauptes dastehen. Es wurde also ausgemacht, während des ganzen Empfangs sollten er und seine Begleiter den Hut in der Hand halten, nur während der Verlesung der Ansprache an den Sultan solle er sich allein bedecken. Ordega erzählte aber selbst unmittelbar nach dem Empfang, wie der Gesandtschaftsarzt Marcet in seinem kleinen Buch über diese Reise verrät, er habe in der Erregung über die eindrucksvolle Erscheinung des Sultans ganz vergessen, sich wieder, der Verabredung gemäß, zu bedecken, als er den Brief des Präsidenten zu verlesen begann.*)

*) Bei der Anwesenheit der deutschen Gesandtschaft in Fes im Jahre 1890 löste deren Führer, der jetzige deutsche Gesandte in Lissabon, Graf Tattenbach, in durchaus angemessener Weise diese Etikettefrage dadurch, daß er vor dem Sultan den Hut abnahm und sich nach einiger Zeit wieder bedeckte.

Trotz der langen und häufigen Verhandlungen, die nach Pekinger Muster zwischen der europäischen und marokkanischen Diplomatie in der Frage der Gesandtschaftsempfänge gepflogen worden sind, ist auch heute nach deutschem Empfinden die Form, worin der Sultan den Empfang der Abgesandten europäischer Großmächte vornimmt, ungehörig und verletzend.

IV.

Der Sultan und die fremden Diplomaten. — Die Verbannung der Gesandtschaften nach Tanger. — Nomadenleben des Sultans. — Die Gesandtschaftsreisen und ihre Nachteile. — Die Kopfbedeckungsfrage. — Eine marokkanische Huldigungsfahrt zum Papst.

Die Stellung der europäischen Diplomatie zum Hof des Sultans von Marokko ist sehr eigentümlich. Keine einzige Gesandtschaft befindet sich in der Residenz. Erst ganz neuerdings sind von Deutschland, England und Frankreich Berufskonsulate in Fes und Marrakesch eingerichtet worden, die indessen noch keine regelrechte und dauernde Besetzung erfahren haben. Die Generalkonsulate und Gesandtschaften aber befinden sich samt und sonders in Tanger, der Europa nächsten Hafenstadt. Dies auffällige Fernbleiben der europäischen Vertretungen vom Hofe des Landesherrn, das wohl einzig dasteht in der diplomatischen Welt, hat seine guten Gründe. Zunächst ist heutzutage im Innern Marokkos ein europäischer Haushalt noch ein etwas unsicheres Ding. Bei dem Mangel aller Verbindungen, guter Straßen, von Eisenbahn und Telegraph gar nicht zu reden, wären die im Innern wohnenden Europäer beim Ausbruch von Unruhen noch ganz anders von der Außenwelt abgeschnitten, als es

1900 die in Peking eingeschlossenen und belagerten Gesandtschaften waren. Dazu kommt die unverhältnismäßige Kostspieligkeit der Lebensführung, die in demselben Mangel guter und stets zuverlässiger Verbindungen ihren Grund hat. Die Herbeischaffung von Waren aus Tanger und El Araisch durch Kamelkarawanen oder Maultierzüge ist sehr teuer. Die Tiere gehen sehr langsam und hängen in ihrer Marschfähigkeit außerordentlich vom Wetter ab. Selbst in der guten Jahreszeit wird ein alleinreisender Junggeselle, der sich etwa in Fes niederlassen will und keinerlei Möbel oder sonstige besondere Ausstattungsstücke mit sich führt, nicht unter zweitausend Peseten (nach heutigem niedrigen Kurs etwa 1400 Mk.) die kurze Entfernung von kaum 250 km zurücklegen.*) Zur Regenzeit, wenn die geschwollenen Flüsse zu langem Aufenthalt zwingen und die unergründlich verschlammten Wege nur ein sehr mühsames Vorwärtskommen gestatten, wird die Reise nicht nur zu einem qualvollen Wagnis, sondern auch teurer als eine Reise um die halbe Welt. Einer der kürzlich hierher zurückgekehrten fremdländischen Offiziere hatte allein an Miete für seine Lasttiere und Treiber von Tanger bis Fes rund fünftausend Peseten zu zahlen.

Ein viel gewichtigerer Umstand aber, der die Verbannung der Gesandtschaften nach Tanger bedingt, ist das Nomadenleben des Sultans, der fast alljährlich im Felde liegt gegen säumige Zahler unter den Kabylen, wobei ihn stets der gesamte Hofhalt mit allen Wesiren und Beamten, Weibern und Verwandten begleitet, und außerdem noch fortwährend den Hofhalt von einer Haupt-

*) Danach müssen sich von 1901—1903 die Verhältnisse ganz erstaunlich geändert haben. A. v. Th. F.

stadt zur andern verlegt. In neuerer Zeit ist meist zwischen Fes und Marrakesch gewechselt worden, während die älteste und besonders von den ersten Filali bevorzugte Residenz Miknaß (Mekines), die von der Küste aus am leichtesten zu erreichen ist, etwas in Ungnade zu fallen scheint. Dieses ruhelose Umherziehen des Sultans ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen des öffentlichen Lebens in Marokko. Nicht nur erkennt man darin wohl noch einen Rest des alten arabischen Nomadenbluts, das auch durch all die Zwischenheiraten mit Negerinnen und Ausländerinnen aller Länder nicht völlig beseitigt ist, sondern man muß auch diese fortwährende Unrast des Hoflebens verantwortlich machen für nicht wenige der Schäden, die eine gedeihliche Entwicklung des Landes verhindern. Die Stämme, deren Land der Sultan mit seinem Heer und Troß durchzieht, werden „aufgefressen", wie hier der landesübliche Ausdruck lautet, das heißt, sie werden gezwungen, aus ihren Mitteln und Vorräten die ganze unwillkommene Gesellschaft zu verpflegen und ihr womöglich noch Wegzehrung mit auf den Weg zu geben. Die Kaide und Scheche, denen die Verwaltung der 330 Bezirke, worin das Blad el Makhsen zerfällt, anvertraut ist, suchen bei dieser Gelegenheit stets doppelt und dreifach so viel von ihren Dörfern und Kabylen zu erpressen, als nötig ist, um sich mit dem Überschuß bereichern zu können. Ist der Sultan mit der Menge der gelieferten Vorräte nicht zufrieden, so läßt er seine Soldaten Jagd machen auf die Schätze, die das Landvolk an Getreide und Geld zu vergraben pflegt. Schon mancher Soldat soll sein Glück gemacht haben durch rasches Emporsteigen zu Amt und Würden und Reichtum, dank der besondern Spürnase, die er für das Aufstöbern solcher „Matmora",



Sultanslager bei Fes.

wie diese unterirdischen Getreidespeicher heißen, auf den Heerzügen seines Herrn entwickelt hat. Oft genug endet diese Schatzgräberei mit Sengen und Brennen, mit Foltern und Mißhandlung, wenn der Erfolg nicht der aufgewandten Mühe entspricht und der Argwohn besteht, man habe die richtige Quelle noch nicht entdeckt. In jedem Fall aber bleiben Elend und Unzufriedenheit zurück, wo der scherifische Heuschreckenschwarm entlanggezogen ist.

Die ständige Aufsässigkeit der Stämme hat zum großen Teil darin ihren Grund, daß die Kaide und Amile solcher Bezirke, die eben erst „aufgefressen" worden sind, die fälligen Steuern nur mit Gewalt beitreiben können und dabei natürlich oft genug statt willige Zahler offene Empörer finden. In einen erst kürzlich ausgesaugten Landstrich zieht der Sultan indes nicht gern zur Unterdrückung von Aufständen, da er dann zu große Schwierigkeiten und Kosten mit der Verpflegung von Heer und Hof hat. So geht schließlich alles Elend darauf zurück, daß in Marokko altarabische Nomadengewohnheiten weitergepflegt werden, die in der Natur des Landes durchaus nicht begründet sind.

Für die fremden diplomatischen Vertreter wäre es natürlich ein Unding, dem Sultan jedesmal zu folgen, wenn ihn der Wandertrieb erfaßt, und in seinem Gefolge den langwierigen und kostspieligen Umzug zwischen Norden und Süden mitzumachen. Überdies muß beim Wechsel der Residenz zwischen Fes und Marrakesch jedesmal der Umweg zur Küste über Rabat gemacht werden, da die zwischen den Flüssen Regrag und Baht gelegenen Landschaften, vor allem das Gebiet der Semmur, zum Blad es Ssiba gehören, dem Lande der nichtunterworfenen Stämme, das

kein maurischer Sultan zu betreten wagt. Das erfordert jedesmal einen längern Aufenthalt in Rabat (ursprünglich Ribat ul Fath, Lager des Sieges), das dadurch eine ganz besondere politische und militärische Bedeutung erhält und in seiner ganzen Anlage mit Baulichkeiten und Karawanenplätzen zur Aufnahme des Hofes eingerichtet ist wie eine vierte Landeshauptstadt. So gehen bei dem langsamen Reisen mit lächerlich kleinen Tagesmärschen, das hier für vornehm gilt, jedesmal Wochen und Monate hin, ehe der Umzug bewerkstelligt ist. Auf diese Unbequemlichkeiten und Unsicherheiten eines Aufenthalts am wechselnden Hoflager kann sich die fremde Diplomatie nicht einlassen. Man hat sich daher dahin geeinigt, daß jeder neubeglaubigte Gesandte sich zwar selbst dem Sultan in der jeweiligen Hauptstadt vorstellt, daß aber im übrigen die laufenden Geschäfte in Tanger erledigt werden durch Vermittlung eines besondern maurischen Beamten, der für alle Dinge der auswärtigen Politik gewisse Vollmachten vom Sultan besitzt. Alle Entscheidungen aber müssen in der Hauptstadt selbst getroffen werden, so daß ein fortwährendes Hin und Her von Briefen und Eilboten entsteht, das den beliebten Verschleppungskünsten der marokkanischen Staatsmänner natürlich sehr zu statten kommt. Die regelmäßigen Reisen an den Hof aber sind für die Gesandten zwar eine gute Gelegenheit, das Land durch eignen Augenschein kennen zu lernen, bilden aber doch eine Last, die in keinem andern Lande der Beruf mit sich bringt. Und für das Land und seine Bevölkerung sind sie ein Unglück. Denn da die einheimische Regierung es übernimmt, die Verpflegung, Transportkosten und militärische Bedeckung der Gesandtschaft selbst zu bestreiten, so müssen die Stämme, deren Gebiet durchzogen wird,

wieder bluten. Jeden Nachmittag, wenn die Zelte aufgeschlagen werden, wird die „Muna“ gebracht, (die Verpflegung), die meist aus einer Anzahl lebender Hammel und Hühner, sodann aus Eiern, Butter, Zucker, Tee, Kaffee, Kerzen, Brot und häufig auch noch aus fertig zubereiteten Speisen besteht, und das alles in so ungeheuern Mengen, daß die unglücklichen Landleute, die alles aufbringen müssen, der Ankunft eines europäischen Gesandten nur mit sehr gemischten Gefühlen entgegensehen.

Wohl jeder Diplomat, der neu ins Land kommt, hat den Versuch gemacht, diese lästige Gastfreundschaft und Durchfütterung auf Kosten des Landes zu vermeiden, das unter der Aussaugung durch die eigenen Behörden schon genug zu leiden hat. Und jeder wird sich schließlich überzeugt haben, daß der Bevölkerung, die diese Zwangsabgaben an die Fremden machen muß, nicht zu helfen ist, solange die Amile und Kaide in ihrem Amt nichts anderes sehen, als eine Gelegenheit sich zu bereichern. Da aber, seit selbst Rußland eine Gesandtschaft in Tanger errichtet hat, nicht weniger als zehn Staaten durch eigene Gesandtschaften und Generalkonsulate vertreten sind, so vergeht bei dem häufigen Wechsel, der in der Besetzung diplomatischer Ämter üblich ist, kaum ein Jahr, wo nicht von der einen oder andern Macht eine Gesandtschaftsreise nach Fes oder Marrakesch ausgerüstet wird, und meist zu keinem andern Zweck, als dem Sultan den Beamtenwechsel mitzuteilen oder höchstens bei der Gelegenheit noch die eine oder andere Forderung von Staatsangehörigen oder Schutzbefohlenen mit größerm Nachdruck vorzubringen. Selten ist eine Gesandtschaftsreise so erfolgreich wie die des Grafen Tattenbach im Frühjahr 1890, die seinerzeit ebenso wie die erste deutsche Gesandtschaft unter dem

Ministerresidenten Weber 1877 in der „Kölnischen Zeitung“ eingehend geschildert worden ist. Sie konnte in den Verhandlungen, die nach dem feierlichen Empfang durch Mulai el Hassan gepflogen wurden, mit seinen Wesiren die Bedingungen des vorteilhaften Abkommens festsetzen, das seitdem als deutsch-marokkanischer Handelsvertrag vom 1. Juni 1890 bekannt ist. Manche Reisen, wie die englische von Sir Evan Smith, sind vollkommen fehlgeschlagen, und die meisten erreichen weiter nichts als die stets mit derselben Heuchelmiene gegebene Versicherung, für kein Land hege die scherifische Regierung so echte Freundschaft als gerade für das, dessen Vertreter der Sultan eben mit „noch nie dagewesener“ Zuvorkommenheit empfangen habe.

Diese Zuvorkommenheit besteht in jedem Falle darin, daß auf dem großen Meschwarplatze sich die fremde Abordnung aufstellen muß innerhalb derselben kriegerischen Einfassung, die den Empfang der Kabylenhäuptlinge einrahmt, und auf das Erscheinen der „erlauchten Gegenwart“ warten darf. Der Sultan reitet dann herein, bleibt aber zu Pferde unter seinem roten Baldachin halten, während der Gesandte und sein Gefolge stehend und barhäuptig die Vorstellung und den Austausch der Ansprachen über sich ergehen lassen müssen. Die militärischen Begleiter des Gesandten sind, dank ihrer Uniform und der durch sie bedingten Formen, die einzigen, die bedeckt bleiben; dafür müssen sie aber während der ganzen Zeit stramm stehen, als ob sie vor ihrem allerhöchsten Kriegsherrn stünden. Es hat natürlich nicht an mehr oder weniger kühnen Versuchen gefehlt, diese doch für Europäer unter solchen Umständen einigermaßen demütigenden Formen des Empfangs umzustoßen und mehr den bei uns üb-

lichen anzupassen, d. h. vor allem den Sultan zu bewegen, mehr als bisher auch äußerlich anzuerkennen, daß er in den Gesandten die persönlichen Vertreter fremder Herrscher sieht. Aber bisher ist alles an dem Dünkel der Scherifen gescheitert. „Mein Thron ist das Pferd", war ihre stolze Antwort, und so ist es bis auf den heutigen Tag dabei geblieben, daß die europäischen Diplomaten barhäuptig stehend vor dem zu Pferd sitzenden Sultan ihre Beglaubigungsschreiben überreichen und daran im Namen ihrer Landesherren ihre Ansprache knüpfen. Nur wenigen Vertrauten ist es gelungen, in zwangloser Weise mit dem Sultan zu verkehren und auch mit ihm selbst persönliche Verhandlungen zu pflegen. So unter andern dem schon oft genannten Sir John Drummond Hay, der zu drei Sultanen in ein engeres, fast freundschaftliches Verhältnis geriet, so auch dem spanischen Franziskanerpater José Lerchundi, der es fertig brachte, Mulai el Hassan in wenigen Stunden zu einem ganz außergewöhnlichen Schritt zu bewegen. Lerchundi war jahrelang Oberer der spanischen Missionen in Marokko, ein sehr guter Kenner des Maurisch-Arabischen, das er in einer recht brauchbaren Grammatik behandelt hat, und wie alle seine Glaubens- und Ordensbrüder hier von einem feurigen Eifer für die Befestigung katholischer Kirchenmacht in Marokko beseelt. Sein glühender Wunsch war, den Sultan zu einer Huldigungstat für den Papst zu bewegen, und als es sich traf, daß eine spanische Gesandtschaft nach Marrakesch ging, der der sprachkundige Franziskaner als Dolmetsch beigegeben wurde, wagte er es, nachdem er den Gesandten Diosdado rasch ins Vertrauen gezogen hatte, dem Sultan seinen Plan vorzulegen und mit so viel eindringlicher Wärme mundgerecht zu machen, sich

selbst dabei und die ganze katholische Mission in ein so gutes Licht zu setzen, daß Mulai el Hassan schließlich, besiegt und überzeugt, ausrief: „Anta ssahibi el tikal, anta ssahibi es ssadik!“ (du bist mein treuster, mein aufrichtigster Freund) und alles bewilligte: nämlich eine Gesandtschaft von hervorragenden maurischen Männern mit reichen Geschenken zum 50jährigen Priesterjubiläum Leos XIII. nach Rom zu schicken und den Papst zu versichern, daß auch in Marokko ihm bei diesem seltenen Feste alle Herzen entgegenschlügen! Ganz auf eigene Faust hatte der kühne Mönch dem Sultan für diese Gesandtschaft ein spanisches Kriegsschiff zur Verfügung gestellt — er setzte sich dann unverzüglich mit der Königin-Regentin Maria Christina persönlich in Verbindung und erhielt dieses Schiff in majorem papae gloriam — und wirklich segelte die merkwürdige Abordnung christenhassender, fanatischer Mauren auf dem Kreuzer „Castilla“ am 12. Februar 1888 von Tanger ab. Ihre besondern Führer waren natürlich Lerchundi selbst und Hadsch Muhammed et Torres bin el Arbi, der noch heute als uralter, schneeweißer Greis Bevollmächtigter für die auswärtigen Angelegenheiten in Tanger ist. In der Sala Arazzi des Vatikans empfing Leo XIII. am 25. Februar 1888 diese merkwürdigste aller Gesandtschaften, die ihm Glückwünsche und Ergebenheitsbeteuerungen brachte von dem Herrscher eben jenes Landes, das teuflischer als irgend ein anderes die Christen verfolgt und gemartert und bis in unsere Tage noch nicht ein einziges aufrichtiges Zeichen von Aufgeklärtheit oder Duldung gegeben hat.

Diese maurische Gesandtschaft an den Papst ist der fragwürdigste und unglaublichste Abschnitt der neuesten Geschichte Marokkos. Wenn ich nicht eine ganz ausführ-

liche, mit allen urkundlichen Belegen erhärtete Darstellung gefunden hätte in der von einem Freunde und Ordensbruder Lerchundis verfaßten Historia de Marruecos, würde ich das Ganze für eine Mär gehalten haben, die einige der ältern fremden Ansiedler im Lande dem Neuling aufzubinden versucht hätten. Bedauerlich ist nur, daß die Beweggründe, womit Pater Lerchundi schließlich den Sieg über des Sultans Erstaunen und Zweifel davontrug, nicht mitgeteilt werden. Man könnte vielleicht einiges daraus lernen über die politische Aufgabe, die sich manche katholische Missionsgesellschaften in nichtchristlichen Ländern zuschreiben.

V.

Mulai Abd ul Asis als Mensch. — Ein Mädchen aus Hessen maurische Sultanin. — Die schöne Tscherkessin. — Die ausländernden Neigungen des Sultans. — Seine harmlosen Liebhabereien.

Im Vergleich zu der hochmütigen Unnahbarkeit, die der Sultan bei den großen feierlichen Empfängen zur Schau trägt, hatte die kleine Zwiesprache zwischen ihm und mir in dem Innenhof des Palastes etwas vertraulich Freundschaftliches, das vom ersten Augenblick an weder Befangenheit noch irgendwelche besondere Ehrfurcht aufkommen ließ. Mulai Abd ul Asis gab sich ganz wie ein gewöhnliches Menschenkind, und je mehr wißbegierige Fragen er an mich richtete, desto lebhafter wurde bei mir die Empfindung: das ist ein Mensch, der unter der richtigen Leitung sich zu einem sehr verständigen Manne und Herrscher bilden ließe. Aber eben diese Leitung fehlt gänzlich. Sein Mentor und Großwesir Sid Ahmed bin Musa, der beim Tode Mulai el Hassans für den Vier-

zehnjährigen die Herrschaft übernahm und mit starker Hand einen einigermaßen sichern Kurs steuerte, war doch ein viel zu selbstsüchtiger Mann, als daß er ein Interesse daran gehabt hätte, seinen Zögling wirklich auf den künftigen Beruf vorzubereiten. Und nach dem Tode des allmächtig und unermeßlich reich gewordenen Mannes, dem das Volk nur den Namen Bo Ahmed (Väterchen Ahmed), wie einem altgedienten Eunuchen gab, flatterte der junge Sultan mit seinen Neigungen und Bestrebungen hin und her, ohne Halt und ohne Ziel. Bald schenkte er diesem Wesir, bald jenem Kämmerer sein besonderes Vertrauen, und immer mehr stellte es sich heraus, daß er sich sogar unter den verhaßten Christenhunden seine Ratgeber zu suchen entschlossen war. Und diese für einen maurischen Scherifen sündhafte Neigung raubte dem jungen Manne die Volkstümlichkeit, die er als Lieblingssohn des verstorbenen Sultans hätte beanspruchen können. Und daß er, rein menschlich betrachtet, ein guter, weichherziger Junge war, ließ ihn bei denen aller Achtung verlustig gehen, die einen harten, grausamen Herrn gewöhnt sind und keinen andern als ihren Meister anerkennen wollen. Denn Mulai Abd ul Asis mit seinen weichen Gesichtszügen und der frauenhaften Altstimme würde nicht imstande sein, wie sein Urgroßvater, einem seiner Wesire die Zunge auszureißen oder, wie Mulai Abd ul Abbas bin Ismail es zu tun pflegte, seinen Frauen sämtliche Zähne ausbrechen zu lassen, wenn sie ihn durch ihre Launen verstimmt hatten.

Der schon seit Mulai Sliman deutlich hervortretende Ansatz zur körperlichen und gemütlichen Verweichlichung hat in diesem letzten Filali augenscheinlich noch bedeutende Fortschritte gemacht. Und das ist bei seiner halbarischen Abkunft kein Wunder. Es scheint, als ob die Eigenschaften,

die er von seiner weißen Mutter geerbt, vieles ausgeglichen hätten, was Negerblut bis dahin an Verrohung der arabischen Filali gesündigt hatte. Es wäre nicht das erstemal in der Geschichte dieses merkwürdigen Hauses, daß plötzlich inmitten der semitischen und hamitischen Stammütter eine weiße auftauchte. So wird auch als die Mutter des Sultans Yesid (1790—1792) eine Europäerin genannt. Die englischen Geschichtsschreiber wollen sie für sich in Anspruch nehmen und geben ihr den Namen Janet und nennen sie eine Irin. Ein österreichischer Hauptmann aber, Franz Ségur, der damals acht Jahre in einflußreicher Stellung am scherifischen Hofe lebte, sagt in einem kleinen Heft, das er später bei einem deutschen Buchhändler in Amsterdam erscheinen ließ, Yesids Mutter, die vierte Frau des Mulai Abdullah, sei eine Deutsche gewesen, ein aus Hessen gebürtiges, in die Sklaverei verkauftes Mädchen, dem er den Namen Sagitta gibt. Keinerlei Zweifel bestehen indes über die Herkunft der Mutter des jetzigen Sultans; denn viele Leute erinnern sich noch der Umstände, unter denen sie nach Marokko kam. Sie war eine Tscherkessin von großer Schönheit, die in Konstantinopel eine gewisse halbeuropäische Bildung genossen hatte, wie sie dort den Frauen und Nebenfrauen der Wohlhabenden zuteil zu werden pflegt. Sie hatte Gitarre und Klavier klimpern, ein wenig Französisch radebrechen gelernt und war mit den Geheimnissen der photographischen Handkamera und des Phonographen vertraut. Ein hoher maurischer Beamter, der auf der Rückreise von der Pilgerfahrt nach Mekka war, erstand sie für schweres Geld in Stambul und legte sie bei der Heimkehr als kleines Angebinde seinem gestrengen Herrn und Gebieter zu Füßen.

Dieses Kaukasusmädel, Lalla Erkijja Turkijja genannt, eroberte sich durch ihre Schönheit und Klugheit und ihre geselligen Fähigkeiten sehr bald eine führende Stellung am Hof, so daß bei dem alternden Sultan immer mehr der Wunsch hervortrat, die Thronfolge gerade seinem Sohn aus der Ehe mit der Tscherkessin zu sichern, obwohl gegen den ältesten Sohn, der schon die Bezeichnung Wali el Ahd („Vorausbestimmter Gebieter“, Thronerbe) trug, nichts anderes vorlag, als daß er aus härterm Holz als Abd ul Asis geschnitzt und einäugig war. Außerdem waren und sind noch neun weitere Söhne aus rechtmäßigen Verbindungen da, die sämtlich recht unbequeme Nebenbewerber hätten werden können, wenn der schlaue Bo Ahmed nicht den Tod Mulai el Hassans, der ganz plötzlich am 8. Juni 1894 erfolgte, so lange geheim gehalten hätte, bis die Anerkennung des Lieblingssohnes in den Hauptstädten gesichert war. Das gelang, weil das Geschick ganz unerwartet den Sultan auf der Reise von Marrakesch nach Rabat ereilte in dem kleinen Dorf Dar Wuld Siduh el Messauwi in der Landschaft Tadla, von wo aus unbemerkt Eilboten in alle größern Städte des Reichs entsandt werden konnten, die im Namen des Großwesirs die militärischen und kirchlichen Machthaber für Abd ul Asis gewannen. Der älteste Sohn und eigentliche Erbe, Mulai Muhammed, wurde gleich in festen Gewahrsam genommen, ehe er daran denken konnte, seine Anhänger um sich zu scharen. Er war seitdem gänzlich von der Bildfläche verschwunden, bis im Herbst des Jahres 1902 sein Doppelgänger Bu Hamara auftrat, der trotz seines Mangels an Umsicht und Tatkraft gerade dadurch so großen Anhang gewinnen konnte, daß er gegen die ausländischen Neigungen des jungen Sultans zu Felde zog.

In der Tat hat ja Mulai Abd ul Asis seinem Volke, und vor allem der beschränkten eifernden Geistlichkeit, manch Ärgernis gegeben, weniger weil er etwa um so viel mehr als seine Vorgänger sich fremdländischen Einflüssen hingegeben hätte, als weil er offener als sie und unvorsichtiger sich mit christlichen Ratgebern umgab und sich mit allerhand ausländischen Spielereien befaßte. In Wirklichkeit sind diese fremden Einflüsse heutzutage in Marokko eher geringer als früher, abgesehen von der von Jahr zu Jahr wachsenden wirtschaftlichen Abhängigkeit des Reiches vom Auslande. Schon der Zahl nach leben jetzt am Hof viel weniger Europäer als zur Zeit der Saadi- und der ersten Filali-Sultane. Unter den Hunderten und Tausenden christlicher Gefangener und Fronarbeiter, die in Mekines, Marrakesch und Fes lebten, waren immer etliche, die durch eigene Geschicklichkeit oder besondere Gunst des Zufalls sich zu Vertrauten und Ratgebern der Sultane aufschwangen. Auch die persönlichen Liebhabereien für fremde Dinge finden sich schon bei frühern Sultanen. Automobile und Kodak, die jetzt den Hof von Fes unsicher machen, gab's allerdings nicht. Aber Mulai el Hassan hatte doch auch sein chemisches Laboratorium, seine kleine Eisenbahn (von Leopold II. von Belgien geschenkt), ein großes elektrisches Motorboot von 6 m Länge (ein Geschenk des Präsidenten Carnot), das mit unendlicher Mühe auf den Schultern von 40 Lastträgern von Tanger nach Fes geschafft wurde, und ähnliche Dinge mehr, die in den Augen der Schriftgelehrten ein Greuel waren, da sich in Koran und Sunna keine billigende Äußerung des Propheten darüber auffinden ließ. Als im April 1875 die Königin Viktoria unter andern Geschenken auch einen telegraphischen Apparat nach

Fes bringen ließ, vergnügte sich der Sultan tagelang damit, mit Hilfe eines arabischen Buchstabentasters seinen Höflingen, die er an entfernten Stellen des Palastes und des Agudal-Parkes aufgestellt hatte, Befehle zukommen zu lassen und ihre in Ehrfurcht ersterbenden Antworten zu entziffern.

Auf diesem Gebiet also ist Mulai Abd ul Asis kein Neuerer, und seine Gegner tun ihm unrecht, wenn sie ihn darin für einen Abtrünnigen halten. Er sündigt höchstens durch größeres Verständnis für europäisch technische Dinge. Denn wirklich hat er sich in gewissen Dingen, z. B. in der Geschützkunde, im Automobilfahren wie überhaupt in der Kenntnis und Handhabung von allerhand Maschinen und Werkzeugen eine Geschicklichkeit erworben, die immer wieder das Erstaunen seiner Umgebung hervorruft. Auf diesem Gebiet ausschließlich scheint seine Begabung zu liegen, eine höchst merkwürdige Erscheinung bei einem Mauren, denn unter allen Eigenschaften, die seinen Landsleuten fehlen, geht ihnen keine gründlicher ab, als technisch-mechanisches Geschick. Man möchte annehmen, daß auch dieser Zug in seinem Charakterbilde auf mütterliche Einflüsse zurückzuführen wäre. Am Ende ist sein Großvater oder Urahn mütterlicherseits irgend ein wackerer Klempner in Tiflis gewesen. Auch ein gewisser künstlerischer Zug ist ihm eigen. Die photographischen Aufnahmen von seiner Hand zeigen immerhin eine höhere Stufe als das allererste Liebhaber-Anfängertum, und die Art und Weise, wie er die Bilder zurechtstutzt und auf zierlich geformte, von ihm selbst ausgeschnittene Pappe klebt, verrät ein Formengefühl, das bei den heutigen Mauren gänzlich verloren gegangen zu sein scheint. Ich habe auch Handzeichnungen von ihm gesehen. Da muß

aber auch der wohlwollendste Beurteiler zweifeln, ob selbst der zurückgewiesenste aller Salons der Zurückgewiesenen etwas von ihm aufnehmen würde. Höchstens könnte er mit dem tiefgründigen Schweden Eduard Munch zusammen auftreten, allenfalls auch Beiträge für das Zeichenheft des kleinen Moritz liefern.

Noch mehr als diese schließlich doch unendlich harmlosen Spielereien verdenken ihm seine Wesire die Gepflogenheit, gelegentlich mit Europäern, die er sich zu dem Zweck einlädt, Polo zu spielen. Dazu zieht er denn wohl auch einmal europäische Reitstiefel an und setzt sich auf einen englischen Sattel, der womöglich anstatt vom koschern Kalbe vom Schwein stammt. Das sind nach den Begriffen der Säulen des Staates alles Todsünden, die über kurz oder lang den Untergang Marokkos herbeiführen müssen. Daß er mit so rückständigen Ratgebern auf völlig unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde, wenn er einmal eine ernsthafte Neuerung einführen wollte, kann man sich leicht vorstellen. Der verunglückte Versuch einer Umbildung des gesamten Steuerwesens hat das ja schon zur Genüge gezeigt. So sieht sich der junge Mann — er mag heute etwa 24 Jahre zählen, wenn er auch wie ein Dreißigjähriger aussieht — von Mißgunst und Schwierigkeiten aller Art umgeben, die zu nichte zu machen seine schwach entwickelte Willenskraft wohl nicht ausreichen wird. Wenn ihm nicht das Geschick ein sorgenloses Schattenkönigtum unter dem Schutze einer fremden Macht auswirkt, etwa wie es der Bey von Tunis in seiner von den Franzosen verwalteten Regentschaft genießt, wird man wohl kein allzu günstiges Horoskop für den Ausgang dieses jungen Fürsten stellen können, dessen Geschick und menschlich gute Eigenschaften nur Teilnahme wecken können.

Es war ein ehrlich gemeintes Zeugnis, als ich nach der Verabschiedung vom Sultan auf Sir Harry Macleans Frage: Nun, was halten Sie von ihm? antwortete: „Very decent chap indeed“, und damit noch zu guter Letzt eine Lage schuf, die leicht sehr peinlich hätte werden können. Wir hatten rückwärtsschreitend schon zwei der vorgeschriebenen Verbeugungen gemacht, als sich Mulai Abd ul Asis selbst zum Gehen wandte. Daraufhin glaubten wir auch unserseits die Förmlichkeiten abkürzen zu dürfen, drehten uns um und gingen, um die Sache kurz zu machen, ohne dritte Verbeugung geradeaus dem Ausgange zu. In diesem Augenblick richtete mein Begleiter seine Frage an mich, die ich ganz laut und unbekümmert mit jenen etwas slanghaft gefaßten Worten beantwortete, in dem sichern Glauben, der Sultan sei schon außer aller Hörweite. Zur Sicherheit aber sah sich Kaid Maclean noch einmal um, und siehe da, Abd ul Asis war wieder stehen geblieben und hatte uns nachgeschaut, auch augenscheinlich noch etwas von dem „anständigen Kerl“ gehört, denn er lächelte ganz eigen. Man sagt, er verstände nur ein paar Brocken Englisch. Sollte er indes trotzdem das unhofmännische Urteil des deutschen Reisenden verstanden haben, so wäre die Art, wie er es aufnahm, nur ein weiteres Zeichen seiner gutherzigen Freundlichkeit, die ich gern als eine bemerkenswerte Eigenschaft im Gedächtnis bewahre.

Nachwort.

Als die letzte Serie der Gentheschen Briefe, diejenigen über den Hof des Sultans, in der Kölnischen Zeitung — vom 10. April bis zum 1. Mai 1904 — erschien, weilte der Verfasser bereits nicht mehr unter den Lebenden.

Es bleibt mir noch die Aufgabe, die näheren Umstände seines Endes nach den Akten des Auswärtigen Amtes in Berlin *) und privaten Mitteilungen aus Marokko vorzuführen.

Genthe stand Anfang März 1904 unmittelbar vor dem Abschluß seines Aufenthalts in Fes; am zehnten sollte der Aufbruch nach der Küste erfolgen. Es waren damals wochenlang schwere Regen gefallen, und Genthe hatte seine gewohnten Nachmittagsspazierritte in die Umgebung von Fes lange entbehrt, er hatte während der ganzen Zeit

*) Von diesen Akten konnte ich im wesentlichen die Berichte der konsularischen Vertretung in Fes im Laufe des Jahres 1904 an ihre übergeordnete Behörde, die deutsche Gesandtschaft in Tanger, einsehen. Für den Abschluß der Verhandlungen im Jahre 1905 beruhen meine Angaben auf den mündlichen Mitteilungen des für Marokko zuständigen Referenten, Wirkl. Leg.-Rats von Kries, dem ich auch an dieser Stelle den gebührenden Dank sage.

in seinen elenden zwei Zimmern gearbeitet, wo er unter äußerst primitiven Verhältnissen hausen mußte. Jetzt lockte ihn am achten, nur zwei Tage vor dem Aufbruch, ein herrlicher Frühlingstag, wie man sie in Marokko nach längerem Regen besonders schön hat, ins Freie. Auf seinem edlen, schneeweißen Beni-Hassan-Hengst, den er in dem in der Einleitung zu Band I abgedruckten Briefe Seite XLIII bereits erwähnt, ritt er gegen drei Uhr zum Westtor, Bab Seghma, hinaus.

Es ist richtig, daß er vor diesen Spazierritten oft und von verschiedenen Seiten dringend gewarnt worden ist, allein sie waren dem bewegungsfrohen Manne einfach Lebensbedürfnis in der Enge seiner Umgebung. Wenn man überdies in den voraufgehenden Schilderungen gelesen hat, wie die Mahnungen, nicht diese, nicht jene Unternehmung zu wagen, seine gesamte Reise unablässig begleitet und wie sie sich immer wieder als bis zur Lächerlichkeit übertrieben herausgestellt hatten, so wird man es eher verstehen, weshalb er sich auch hier über sie hinwegsetzte.

Anfänglich hatte ihm die marokkanische Regierung deshalb einen berittenen Wachtmann beigegeben, der ihn zu begleiten hatte. Genthe pflegte aber so scharfe Gangarten zu reiten, absichtlich, um des lästigen Anhängsels sich zu entledigen, daß die Regierung, um ihre Pferde zu schonen, unter Ablehnung aller weitergehenden Verantwortung, ihn nur noch zu Fuß im Bereich der Stadt begleiten ließ.

So blieb denn auch diesmal der Soldat am Tor zurück; Genthe gab ihm den Auftrag, ihn später hier wieder zu erwarten. Am Morgen des neunten nun erschien dieser Soldat auf dem deutschen Konsulat und meldete, daß der Herr nicht zurückgekehrt sei. Der deutsche Konsulatsvertreter mutmaßte sofort das Schlimmste. Seine unverzüglich an-

gestellten Forschungen schienen auch einen Anhalt zu geben; in der Stadt ging ein Gerücht, daß Genthe an einem Orte namens Schaba Gharqa ermordet worden sei. Einer der Mörder sei ein Mann namens El Chammar, den man am Abend des achten auf einem fremden Pferde reiten sah. Dies Pferd sei später durch Verkauf zu dem vom Sultan unabhängigen Stamme der Beni Mtir gekommen. Es wurde die Vermutung damit verbunden, daß das Geschehnis auch dem Pascha, d. h. dem Gouverneur von Fes, wohlbekannt sein müsse, ja daß er selbst in der Frühe des neunten Leute hinausgesendet habe, um die Spuren der Tat zu beseitigen.

Diese einheimische Behörde stellte indessen entschieden jede Kenntnis in Abrede und behauptete trotz wiederholten Drängens, daß sie keinerlei Fäden zur Aufwickelung der Angelegenheit finden könne. So verlor sich die flüchtige Spur wieder, und man blieb im Dunklen.

Dann kamen durch marokkanische Postboten die Nachrichten nach Fes, daß mehrere Male ein Leichnam von Anwohnern des Sebu im Flusse gesehen, aufgefischt, aber wieder hineingeworfen sei. Auf Ansuchen des Konsulats sandte die marokkanische Zentralregierung eine Reiterabteilung den Fluß hinab, die die Ufer sorgfältig absuchte. Dies führte, Ende April, zur Auffindung eines Europäerleichnams nahe an der Mündung in den Ozean. Auf Wunsch des Konsuls wurde er durch den Kaid des benachbarten Ortes in einer Kiste, mit Kampher eingerieben und in Watte eingebettet, nach Larasch gesandt. Nach dem Protokoll des dortigen deutschen Konsulatsverwesers und eines englischen Arztes mußte der Tod vor etwa zwei Monaten schon erfolgt sein. Der Körper war nackt, doch war der Sendung ein Paar Socken und eine zerfetzte Unterjacke beigefügt, die man an ihm gefunden. Er war starken,

gedrungenen Wuchses, 1,86 m hoch, mit kräftigen Oberschenkeln, niedriger Stirn, flacher Nase, hervorstehenden Backenknochen, guten weißen Zähnen, auf der Oberlippe und am Kinn mit Spuren von Bart. Eine Stichwunde saß in der rechten Brust unter der letzten Rippe, ebenso eine Wunde ungefähr gegenüber auf der linken; die letztere wahrscheinlich von einem aus großer Nähe abgefeuerten Flintenschuß herrührend. Der von Fes entsandte marokkanische Konsulatssoldat agnostizierte den Körper als den Leichnam Dr. Genthes. Man hätte vielleicht dieser Aussage ein entscheidendes Gewicht nicht beizulegen brauchen, ebensowenig dem Umstande, daß die protokollierten Merkmale sich im allgemeinen mit Genthes Erscheinung wohl in Einklang bringen lassen, und es ist uns auch bekannt, daß in Genthes Freundeskreisen in Tanger ernsthafte Zweifel an der Identität gehegt worden sind. Ausschlaggebend ist aber, daß jene Wäschestücke mit der in Fes verbliebenen Wäsche übereinstimmen. Endlich muß man sich auch sagen, wenn der Leichnam nicht Genthe war, so hätte doch noch ein anderer der in Marokko befindlichen Europäer vermißt werden müssen, die man ja kennt. Wir dürfen daher gewiß sein, daß es sein Körper war. Die eine Wunde erklärte der Soldat für einen Schuß aus einer fünfschüssigen Chamasiya-Flinte, wie sie die Askar tragen, die andere könne ein Bajonettstich sein. Der Leichnam erhielt nach seiner Beerdigung ein Holzkreuzchen mit deutscher Inschrift auf dem einfachen Grabe, von dem mir eine kleine Photographie vorliegt.

Mit großer Zähigkeit verfolgte der Vertreter des deutschen Konsulats, trotz der mehr als lässigen Behandlung der Sache durch die einheimische Ortsbehörde, nunmehr die Spuren der Angelegenheit weiter.

Nachdem er durch Entsendung eines einheimischen Ver-

trauensmannes in die Dörfer des wilden Berberstammes der Beni Mtir bestimmtere Nachrichten bekommen, gelang es ihm Anfang September, in der alten Hauptstadt Mekines durch rasches Auftreten die Verhaftung eines der wichtigen Zeugen aus dem Stamme der Beni Mtir zu erwirken. Ja, er vermochte sogar, das aus einer Hand in die andere verkaufte Pferd Genthes wieder zu erlangen; es befand sich allerdings infolge von Hunger und Schinderei in einem derart bejammernswürdigen Zustande, daß es kurz darauf einging.

Hierdurch sowie durch in seiner Gegenwart vorgenommenen Verhöre einiger seit April in Fes gefangen gehaltener Übeltäter, unter denen sich auch jener zu Anfang als Mörder genannte Mann befand, wurde es endlich möglich, den an Genthe verübten Mord in seinen Hauptzügen aufzuhellen. Man hat sich den Vorgang aller Wahrscheinlichkeit nach folgendermaßen zu denken.

Der Weg, den er ausgeritten, verläuft westwärts von Fes in einer weiten Ebene, die sich nach links tischförmig glatt bis zu den Vorbergen des Mittelatlas ausdehnt. Von rechts zieht sich der sanfte Hang des Tghat-Berges zur Straße hinab, von einigen Schluchten durchrissen, die sich in jener Ebene als schwache Bodenfältelung fortsetzen. Die tiefste von diesen Schluchten, Schaba Gharqa genannt, endigt in einer mit Dornengestrüpp durchsetzten Bodenfalte, welche die Landstraße schneidet; die Zinnen von Neu-Fes sind von ihr aus nicht mehr sichtbar. Da die Regenzeit den Boden ringsum gründlich aufgeweicht hatte, mußte ein Reiter auf der gleichen Straße zurückkehren.

Die Landschaft ist zur Regenzeit am Spätnachmittag in der Regel sehr einsam. Es ist der Verdacht nicht abzuweisen, daß Genthes persönlicher Diener, ein übel be-

leumdetes Individuum, mit unter der Decke gesteckt und jenen Chammar auf Genthes Ausritt aufmerksam gemacht hat. In der erwähnten Bodenfalte erwartete dieser mit noch zwei andern Banditen den Heimkommenden. Genthe hatte die Gewohnheit, sich gern mit den Eingeborenen, soweit seine Kenntnis des Arabischen reichte, zu unterhalten; er führte auch stets etwas Kleingeld zur Verteilung mit sich. Hier haben die Kerle ihn nun anscheinend gegrüßt, fielen ihm, als er die Karriere, in der zurückzureiten pflegte, mäßigte, in die Zügel, und wohl ehe er noch zum vollen Verständnis der Situation und zu einem rettenden Entschluß kommen konnte, stach ihm Chammar einen Dolch rechts in die Brust, während der zweite Räuber gleichzeitig von links ihm einen Schuß unter die Achselhöhle jagte. Genthe sank vom Pferde und wird jedenfalls sogleich tot gewesen sein. Die Mörder ließen ihn auf der Straße liegen, nachdem sie die Leiche geplündert hatten; Chammar und einer der Kumpane bestiegen beide das wertvolle Pferd und ritten westwärts von dannen, während der dritte der Straßenräuber seitwärts entwich.

Unweit der Mordstelle liegt eine Wegstation oder Nsala, deren Insassen von der Regierung die Aufgabe haben, die Straße zu überwachen. Hier war der Schuß gehört worden. Die Leute eilten herbei und zogen den Begleiter El Chammars vom Pferde — diesen selbst ließen sie weiterreiten — und ließen sich durch ihn zu dem Leichnam führen. Sie schafften denselben zunächst vom Wege fort und verbargen ihn, dann holten sie aus den nächst gelegenen Niederlassungen die angesehensten Leute herbei und berieten, was zu tun sei. Endlich entschlossen sie sich, den Körper zu beseitigen, um keinen Verdacht auf ihre Ortschaft fallen zu lassen. Noch in der Nacht luden sie die Leiche auf ein

Maultier, schleppten sie sechs Stunden weit bis an den Ssebu-Fluß, unterhalb der Stelle, wo der Fes-Bach mündet, und warfen ihn dort ins Wasser.

Es liegt sehr wohl im Bereich der Wahrscheinlichkeit, daß der Pascha von Fes von der Sachlage in Kenntnis gesetzt worden ist, aber alles getan hat, um die Spuren verwischen zu helfen. Der Grund für ein solches Verhalten liegt einfach in der — wenig günstigen — Gepflogenheit, bei einer solchen Ermordung ein Sühnegeld zu fordern, für das die lokale Behörde aufkommen muß. Sie hat also ein natürliches Interesse daran, den Nachweis einer solchen Tat innerhalb ihres Gebiets zu hintertreiben. Überdies ist es in den Augen eines rechtgläubigen Marokkaners noch immer im Grunde ein Gott wohlgefälliges Werk, einen Christenhund umzubringen und die Strafe dafür zu verhindern.

Trotz der in den Händen des Konsulats befindlichen Beweismittel war deshalb doch noch keine energischere Betreibung der Sühne, so bereitwillig vielleicht die Zentralregierung dazu auch war, von seiten der örtlichen Gewalten zu erzielen. Im Gegenteil, noch am 16. Oktober hat der deutsche Vertreter die zornige Klage zu führen, daß der Pascha von Mekines jenen durch ihn erwischten Hauptzeugen heimlich habe entkommen lassen.

Erst die mit dem Besuch des Kaisers in Tanger zusammenhängende politische Wendung der Dinge hat dann den endgültigen Abschluß der Angelegenheit gebracht. Dieser bestand darin, daß die Mörder zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt worden sind. Von einer Todesstrafe hat die Regierung des Sultans abzusehen, da ein Geständnis der Leute oder eine zweifelsfreie Untersuchung im Sinne marokkanischen Rechtsgefühls nicht vorliege,

und eine daraufhin vollzogene Hinrichtung sehr böses Blut machen würde. Da es uns daran lag, die nicht allzufeste Stellung des Sultans in seinem Lande nicht noch mehr zu erschüttern, gestand man unsererseits diesen Ausweg zu. Die marokkanische Regierung zahlte überdies eine Summe von 40000 Mark als Entschädigung für die Verwandten des Ermordeten (Vgl. hierzu S. 40) und verpflichtete sich, auf seinem Grabe in Larasch ein würdiges Denkmal zu errichten, dessen Art und Ausführung der dortige deutsche Konsulatsvertreter überwachen soll.

* * *

Wenigen Deutschen wird dies einsame Denkmal für Siegfried Genthe an entlegener afrikanischer Küste zu Gesicht kommen. Ich wiederhole daher den Wunsch und die Hoffnung, mit denen ich den ersten Band von „Genthes Reisen" begleitet, daß ihm seine eigenen Schriften ein viel glänzenderes und dauernderes Denkmal in den Herzen seines Volkes errichten mögen.

G. W.

2918 Maschinensatz und Druck der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Protektorat:

Se. Königl. Hoheit Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar und Se. Hoheit Herzog Friedrich zu Anhalt.

Vorstand:

Dr. **Friedrich Schmidt,**
Geh. Ober-Reg.-Rat u. vortrag. Rat im Kultusministerium.

Prof. A. v. Werner,
Wirklicher Geheimer Ober-Regierungs-Rat
Direktor d. Kgl. Akademie d. Künste zu Berlin.

Dr. **Erich Schmidt,**
Geheimer Regierungsrat und ordentl. Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

Dr. **Max Jordan,**
Geheimer Ober-Regierungsrat zu Berlin.

Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Literatur" verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populär-wissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Literatur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst u. s. w. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen und mittellose deutsche Bibliotheken des In- und Auslandes durch unentgeltliche Lieferung von Vereinswerken zu unterstützen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von Achtzehn Mark, der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist den Vereins-Mitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur" Berlin W., Elßholzstraße 12, zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen der Verlagsbuchhändler Geheimer Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel und Alfred Paetel. Die Veröffentlichungen erscheinen im Verlag von Hermann Paetel.

Die Veröffentlichungen des „Allgem. Vereins für Deutsche Literatur" haben in den 32 Jahren seines Bestehens in allen Gauen Deutschlands und weit über dessen Grenzen hinaus die größte Anerkennung gefunden und sich in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft, ja selbst in den höchsten Kreisen und unter den gekrönten Häuptern Europas eine überaus stattliche Zahl treuer Freunde erworben.

In den bisher erschienenen XXXI Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

†**Bodenstedt, Fr. v.,** Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

***Sybel, H. v.,** Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Schmidt, Adolf,** Historische Epochen und Katastrophen.

***Reitlinger, Edm.,** Freie Blicke. Populärwissenschaftl. Aufsätze.

***Löher, Fr. v.,** Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

***Richter, H. M.,** Geistesströmungen.

***Heyse, Paul,** Giuseppi Giusti, Gedichte.

***Bodenstedt, Fr. v.,** Shakespeares Frauencharaktere.

***Auerbach, Berthold,** Tausend Gedanken des Collaborators.

***Gutzkow, Carl,** Rückblicke auf mein Leben.

***Hoyns, Georg,** Die alte Welt.

***Frenzel, Karl,** Renaissance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

†**Vambéry, Hermann,** Sittenbilder aus dem Morgenlande.

†**Lorm, Hieronymus,** Philosophie der Jahreszeiten.

†**Büchner, Ludwig,** Aus dem Geistesleben der Tiere.

***Lindau, Paul,** Alfred de Musset.

†**Bodenstedt, Fr. v.,** Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

***Goldbaum, W.,** Entlegene Kulturen.

***Reclam, C.,** Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

***Woltmann, Alfred,** Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

***Dingelstedt, Franz,** Literarisches Bilderbuch.

***Strodtmann, Ad.,** Lessing. Ein Lebensbild.

†**Lazarus, M.,** Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar,** Skizzen aus Westafrika.

***Vogel, H. W.,** Lichtbilder nach der Natur.

†**Büchner, Ludwig,** Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

†**Cassel, Paulus,** Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

***Werner, Reinhold,** Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

Lauser, W., Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

***Lorm, Hieronymus,** Der Abend zu Hause.

***Schmidt, Max,** Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

***Genée, Rudolf,** Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

***Kreyßig, Friedrich,** Literarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

***Weber, M. M., Freiherr von,** Vom rollenden Flügelrade.

***Ompteda, Ludwig, Freiherr von,** Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

***Das moderne Ungarn.** Herausgegeben von Ambros Neményi.

Abteilung VIII

†**Ehrlich, H.,** Lebenskunst u. Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

***Reuleaux, F.,** Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten

†**Klein, Hermann J.,** Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

†**Brahm, Otto,** Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)

***Gottschall, Rud. v.,** Literarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

***Preyer, W.,** Aus Natur- und Menschenleben.

***Jähns, Max,** Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

***Lotheißen, Ferdinand,** Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

Gneist, Rudolf v., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güßfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859 bis 1885.

Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

*Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

*Herrmann, Emanuel, Kultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.

Büchner, Ludwig, Tatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

*Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Bd.

Abteilung XIV

*Falke, Jacob von, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

*Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit.

*Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtliche Skizzen.

*Preyer, W., Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Literarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

*Bodenstedt, Fr. v., Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

*Hellwald, Fr. v., Die Welt der Slawen.

*Spielhagen, Fr., Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

*Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mußestunden eines Naturfreundes.

*Sterne, Carus, Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kulturgeschichte.

*Gottschall, Rud. v., Studien zur neuen deutschen Literatur.

*Falke, Jacob v., Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

*Werner, Reinhold, Auf fernen Meeren und Daheim.

*Ullrich, Titus, Reisestudien.

*Jähns, Max, Über Krieg, Frieden und Kultur.

*Diercks, G., Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.
Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.
Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.
Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.
***Fitzner, Rud.,** Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

***Falke, Jakob von,** Aus alter und neuer Zeit.
***Frenzel, Karl,** Rokoko, Büsten und Bilder.
***Ehrlich, H.,** Modernes Musikleben.
Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper" VII. Tl.)
Dove, Karl, Südwest-Afrika.
***Herrmann, E.,** Das Geheimnis der Macht.
Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Abteilung XXIII

***Wegener, Georg,** Zum ewigen Eise.
Werner, R., Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.
***Hirschfeld, G.,** Aus dem Orient.
***Haacke, W.,** Aus der Schöpfungswerkstatt.

Abteilung XXIV

***Karpeles, Gustav,** Literarisches Wanderbuch.
***Dove, Karl,** Vom Kap zum Nil.
***Seidel, A.,** Transvaal, die Südafrikanische Republik.
Tanera, Karl, Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)
***Zabel, Eugen,** Russische Literaturbilder.
***Below, Ernst,** Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.
***Lindau, Paul,** An der Westküste Kleinasiens.

Abteilung XXVI

***Gottschall, Rud. von,** Zur Kritik des modernen Dramas.
Koenigsmarck, Graf Hans von, Japan und die Japaner.
***Münz, Sigmund,** Römische Reminiscenzen.
Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

***Münz,** Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen.
***Reuleaux, F.,** Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften.
***Zimmermann, A.,** Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.
***Wegener, Georg,** Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

Abteilung XXVIII

*Meyer, M. Wilh., Der Untergang der Erde.
*Rumpelt, A., Sizilien und die Sizilianer.
*Meyer, Chr., Kulturgeschichtliche Studien.
*Canera, C., Eine Weltreise.

Abteilung XXIX

*Grothe, H., Auf türkischer Erde, Reisebilder und Studien.
*Wilda, J., Reise auf S. M. S. „Möwe".
*Pietsch, L., Aus der Heimat und der Fremde.
*Meyer, M. Wilh., Von St. Pierre bis Karlsbad.

Abteilung XXX

Zabel, Eugen, Auf der sibirischen Bahn nach China.
*v. d. Nahmer, Vom Mittelmeer zum Pontus.
Dehn, Paul, Weltwirtschaftliche Neubildungen.
*Kienzl, Wilh., Aus Kunst und Leben.

Abteilung XXXI

Wegener, Georg, Reisen im westindischen Mittelmeer.
*Karpeles, Gustav, Literarisches Wanderbuch. Neue Folge.
Dehn, Paul, Weltpolitische Neubildungen.
Genthe, Siegfried, Korea. Reiseschilderungen.

Abteilung XXXII

Genthe, Siegfried, Marokko. Reiseschilderungen, hrsg. von Georg Wegener.

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—9 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, daß nach freier Wahl

5	Bände	anstatt	30— 40	M.	jetzt	20	M.	kosten.
10	„	„	60— 80	„	„	35	„	„
15	„	„	90—120	„	„	50	„	„
20	„	„	120—160	„	„	65	„	„
25	„	„	150—200	„	„	80	„	„
30	„	„	180—240	„	„	95	„	„
35	„	„	210—280	„	„	110	„	„
40	„	„	240—320	„	„	125	„	„
50	„	„	300—400	„	„	155	„	„
60	„	„	360—480	„	„	183	„	„
70	„	„	420—560	„	„	210	„	„

Die mit † versehenen Bände können nur noch bei Abnahme sämtlicher Abteilungen abgegeben werden.